Library of

Princeton University

Digitized by Google

Olla Potrida.

1784.

Viel Köpfe,

Berlin,
in der Voßischen Buchhandlung.

Digitized by Google

Gedichte

von

Gleichmann

Einleitung von Dr. Heinrich Pudor

Leipzig

Verlag der Neuen Gesellschaft für Literatur und Kunst

Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright 1900 by Verlag der Neuen Gesellschaft für Literatur und Kunst.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Mit treuer Mutterlieb umfäht,
Den Saamen, den der Landman saet,
Natur! und weckt zu tausendmahl,
Das todte Körnlein aus dem Thal.

So offen liegst du da — so hell,
Sey mir ein Altar und Capell,
Die Blum von Gottes Hand gesaet,
Sei meines Hochaltars Geräth.

Und Dank! den kein Gewand verhüllt,
Empfindung die vor Gott nur gillt,
Die sich durch Thaten kennbar macht,
Sey dir zum Opfer dargebracht.

Mit Jugend-Schönheit angethan,
Lacht hier Natur den Wandrer an,
Der forschend ihre Stimme hört,
Und dann gebessert widerkehrt.

Wer schmücket Aehren jetzt mit Gold?
Wes Stimm' ists, die im Donner rollt?
Wer mahlt den Abend rosenroth?
Wer gibt den Raben Morgenbrod?

Sie säen nicht und ärndten nicht,
Das Wort, das durch die Schöpfung spricht,
Durch tausend Saiten widerhallt,
Das schmückte Blumen und den Wald.

Anbetend steh ich vor dir da,
Ich fühle Gott! du bist mir nah,
Und öfnest meiner Seele Blick,
Gebessert kehr auch ich zurück.

Digitized by Google

Du gabst das blümigste Gewand
Der Schöpfung, diesem frohen Land.
Doch was mein Herz noch stärker band,
Sind edle Menschen die ich fand.

K . .

2.

Certifikat für die liebenswürdige Schwester Josepha Duscheck.

Gegeben zu Dresden am 7. April 1788.

Wir bieten hier den Brüdern allen
der Menschenfreundinn Maurerei
gern unsern Gruß, und künden frei:
daß mit ganz allgemeinem Wohlgefallen
Josepha Duscheck unsre Schwester worden sei. —
Um von den Ordensgrundgesetzen
den reinen Sinn nicht zu verletzen,
erwählten wir zur Schwester sie
allein durch ihr Verdienst, nicht mit Ceremonie;
und rechneten, was sie gethan,
mit Freuden ihr für streng're Prüfung an.
Sie sang, — wir dürfen's nicht verhelen, —
zu Bruder Naumanns sanftem Harfenklang,
das Hochgefühl von unsern Seelen,
das uns mit Seligkeit durchdrang,

als unserm Carl, des Maurerordens Zierde,
dem Fürsten, gleich an Würd' und Herzen groß,
die Todespforte, der Er nahe war, sich schloß,
und Ihn der Welten Herr zurück ins Leben führte. —
Wie konnten wir sie anders lohnen,
als mit der Maurer-Schwesterschaft?
Und nah' und fern, und unter allen Zonen,
in Ost und West, wo gute Brüder wohnen,
bleib' ihr dis Prädikat in voller Kraft!

3.

Die Jahrszeiten des Lebens.

Unbekannt mit Gram und Kummer,
Wacht' ich aus dem süssen Schlummer
Unschuldsvoller Kindheit auf;
Und da blickt' ich in Gefilde
Voller Rosen, sah im Bilde
Nur den schönsten Lebenslauf.

Lachend über Blumenfluren
Hüpft' ich, sah der Freude Spuren
Fern und nah um mich herum;
Doch ich träumte mir vergebens
Für die ganze Zeit des Lebens
Eben dies Elysium.

Ach!

Digitized by Google

Ach! die Frühlingstage flohen,
Und Gewitter sah' ich drohen
Da des Lebens Sommer kam;
Donner hört' ich um mich krachen:
Da verlor sich Scherz und Lachen!
O! da nahte langer Gram!

So war Täuschung denn verschwunden,
Und von jenem Wahn entbunden
Ahnd' ich traurig neuen Schmerz
Für den trüben Herbst, und zage
Mehr noch für die Wintertage;
Sie erkalten Kopf und Herz.

Doch am bangen Greisenstabe
Schleicht der Pilger hin zum Grabe;
Jenseits winkt ihm süsse Ruh,
Und im immerwähr'nden Lenze
Duften palmenreiche Kränze
Frieden dem Verklärten zu.

J.

4.

Der Kampf der Liebe und der Tugend.

Warum must' ich ihn sehn, nach dem dies Herz nur strebet,
Und dessen Bild so tief in meine Seele sank!
Für den ein jeder Puls in stärkern Schlägen bebet,
Indeß auf ihn nur jeglicher Gedank
Gerichtet ist — o ihn! Ihn must' ich lieben,
Da ich ihn sah! — Und strafbar sollt' ich seyn?
Ist nicht das Schicksal schuld an diesen Feuertrieben?
Ihn zeigt es mir — da war mein Herz auch sein.

Doch allzustrafbar war's, daß ich ihn nicht bekämpfte,
Den raschen Trieb; ganz hing dies Herz ihm nach.
O, daß ich nicht den Wunsch des Wiedersehns bekämpfte,
Wie laut er auch in meiner Seele sprach;
Hätt' ich von ihm — Verbrechen wär's gewesen —
Doch hätt' ich nur, doch nur den Wahn gehegt:
Er sey ein Mann mit allem Männerwesen,
So ward vielleicht da Ueberdrus erregt.

Allein zu sehr verstrickt, im süssen Trug versunken,
Als hing' ich nur schuldloser Freundschaft nach,
Sah' ich hin, sah ihn wieder, bis ich trunken
Von Liebe, träumend von ihm sprach;
Denn wachend — wenn ich denn in jedem seiner Worte
Bescheidenheit, Verstand und Witz, ein Herz
Von List und Trug entfernt, so gut! Mit einem Worte
Ihn herrlich fand, und rein bey Ernst und Scherz.

Wie willig, wie so froh ergriff da meine Seele
Den süssen Wahn, die Wonnetäuschung nicht,
Ihn lieben sey Verdienst — wie? wenn ich ihn erwähle
Zum Freund, so sprach dies Herz, üb' ich nicht Tugendpflicht?
Und ach! so wiegt ich denn mich selbst in süssen Schlummer
Allmälig ein — nun würkt der Liebe Gift
So schwer! so stark in mir! Ich fühl' ihn — welch ein Kummer
Ist's, der beym Glück um ihn zu seyn mich trift!

In seinen Arm — an seine Brust mich schmiegen
Ist heisser Wunsch in mir — ach! sollt' ich strafbar seyn? —
Muß ich mit Quaalen kämpfend ihn besiegen? — —
Dann, guter Gott, dann flösse Kraft mir ein!
Dann nimm es hin, dies Feu'rgefühl der Seele,
Das lodernd in mir tobt! nimm diese Liebe hin,
Stark wie der Tod! Begabe Gott, vermähle
Mit Todtenkälte mich, betäube Herz und Sinn!

Welch' frevelhaft Gebet! o Gott, mit Vateraugen
Blick auf mich her, verzeih' den Unsinn mir!
Sie mir zum Glück, zum Ruhme dir zu brauchen,
Gabst du, mein Schöpfer, nur die rege Seele mir.
Doch standhaft Leidenschaft, wie sehr sie wüthet, dämpfen,
Ist Pflicht für mich — Nun wohl! ich will! Doch wie? —
Was meynst du, Herz! wirst du die Glut bekämpfen?
Nein! — Gott, ich fühl's — ganz siegen werd' ich nie.

J.

5.

Trinklied.

Es trank Anakreon der Zecher
Den glänzenden bekränzten Becher
Sehr oft vom Chierweine leer:
O da entschwand vor ihm die Erde,
Und zu der Freude sprach er: werde!
Da gaukelte sie um ihn her.

Nicht nur Anakreon der Heide,
Empfand beym Wein olympsche Freude;
Auch Vater Noa fand ihn gut,
Und Sultan Salomo, der Weise,
Spricht irgendwo zu seinem Preise:
Er stärkt des Menschen Herz und Muth.

Laßt, Brüder, uns die Worte merken,
Uns Herz und Muth beym Weine stärken;
Die Zeit ist schlimm, wir brauchen Muth —
Stoßt an und leert, und trinkt euch Kräfte:
Dann geht ihr muntrer an Geschäfte
Und freudiger wallt euer Blut.

J.

II.

Auszüge.

Etwas über Rußland.

(Aus den Bemerkungen über Rußland, 1ster Theil 1788.)

Sarskoe Selo.

Sarskoe Selo wurde von der Kaiserin Elisabeth prachtvoll angelegt, und von der jetzigen geschmackvoller verschönert. Von jener, welche auch Sara hieß, erhielt es den Namen Saras Lustort. Jetzt nimmt man es aber meist so, als wäre es mit einem Rußischen Z geschrieben worden, und da heißt es Zaaren, das ist Kaiser Aufenthalt. Dieser Pallast liegt 25 Werste im Süden von Petersburg.

Da dieses der Lieblingsaufenthalt der jetzigen Kaiserin ist, und sie dieses Jahr wegen des außerordentlich langen günstigen Wetters, länger als andre Sommer hier verweilte; so mußte ich meinen Besuch bis nach ihrer Abreise versparen. Denn so lange die Monarchin in Sarskoe Selo lebte, kann man nicht die innere Einrichtung besehen.

Den 25sten September traf die Kaiserin in Petersburg ein, einige Tage darauf fuhr ich in Gesellschaft des Herrn von Pirch und des Herrn Major Barbot, der vor kurzem

aus

aus Nertschinsk angekommen war, dahin. Der Weg geht bey Tschesme vorbey. Bald darauf folgt Triruki, deutsch drey Hände, weil sich der Weg hier in drey Wege theilt. Der grade geht nach Sarskoe, der linker Hand nach Moskau. Hier befindet sich ein herrschaftlich Haus und Wache. In dem Hause saß ehemals der General Apraxin, der die Preußische Kampagne eröfnete, aber wegen des Verdachts der Anhänglichkeit an den damaligen Großfürsten Peter den III., wegen des Scheins dessen Wünschen gemäß zum Vortheil des Königs von Preußen gehandelt zu haben, von der Kaiserin Elisabeth von der Armee abgerufen wurde, und hier seinen Tod fand. Die übrige Gegend hat wenig Reiz, bis man an den Kaiserlichen Sommersitz kömmt. In ihm aber vereinigt sich jetzt ohnstreitig die größte Pracht, die Rußland aufweisen kann, und welche sich mit den angestaunteſten Sachen des Auslandes messen darf. Ehe man hinkömmt, paßirt man den neuen Thiergarten, darinne Hirsche und Dammhirsche gehalten werden. Dieser ist vom alten Thiergarten verschieden, welchen Namen ein etwas entfernterer Wald führt.

Gleich beym Anfange des Gartens zeigten sich döppelte Pforten, die wegen des aufgethürmten Tuffsteins das Ansehen würdigen Alterthums haben. Auf der einen befand sich ein neues sinesisches Haus. Bald darauf kamen wir bey einem andern ähnlichen antiken Gewölbe vorbey. —

Wir kehrten indessen erst bey einem Deutschen ein, er war aus Frankenhausen, um von hier aus die Gelegenheit zu suchen, das Schloß, den Garten und andre Merkwürdigkeiten zu besehen. Der ganze Ort besteht fast aus nichts, als Gasthäusern, wenigstens bewirthet der größte Theil der Einwohner. Dieses hat Aehnlichkeit mit Karlsbad, Pyrmont und andern Badestädten. Aus fast allen Nationen findet man hier Gastgeber. Der Zufluß von Fremden im Sommer macht diese Einrichtung nothwendig.

Das

Das Hauptgebäude ist lang, hat auf den Seiten große, etwas niedrigere Verbindungsgebäude, und an den Enden Pavillions; bey dem rechten liegt die Kirche und der linke macht des jetzigen Lieblings der Kaiserin, des Kammerherrn von Landskoy Wohnzimmer aus. *) Das äußere machte, bey aller Pracht, einen höchst widerlichen Eindruck auf mich. Das ganze Dach ist mit vergoldeten Statüen besetzt. Alle Gesimse, Säulen, Geländer, Festons und andre Zierrathen über den Fenstern strotzen von Gold. Die fünf Kuppeln auf der Kirche und vieles andre ist mit diesem Metall überlegt. Nimmt man dazu ein gewisses viereckiges plumpes Ansehen, so ist der Eindruck zu erklären. Ja, ich erwartete wie bisher im Peterhof oder Oranienbaum eine schöne Lage und freye Aussicht, allein auch dieses fand ich nicht. Es liegt in einer Ebene, die gegen die umliegenden Gegenden eine Tiefe ausmacht.

Einige alte geschmacklose Zimmer abgerechnet, die noch nicht geändert sind, zwingen die mehrsten, besonders die in beyden neuen Pavillions die uneingeschränkteste Bewunderung ab. Von den alten Zimmern im Hauptgebäude sind und werden viele verändert; z. E. die ganze Reihe der einen Seite bis auf den Bildersaal. Hier zogen besonders unter unzähligen andern die vier Geschichts- und Schlachtengemählde des Treffens von Pultawa meine Aufmerksamkeit auf sich, desgleichen das Bild des ersten Herzogs von Kurland. Weil dergleichen Kabinete mehr studirt als blos besehen werden müssen, schweige ich von den übrigen. Darneben folgte das Bersteinzimmer, dessen Wände mit großen Bersteinstücken überzogen sind. Nur einige Spiegel und Mosaikbilder, ich glaube es waren von letztern vier, machen die übrigen Wändeverzierungen aus. Dieses Zimmer kann zugleich als Bernsteinkabinet dienen, da man eine große

Far-

*) Dieser Günstling des Glücks ist seit 1785 todt.

Farbenverschiedenheit darunter antrift. Die Bilder von mosaischer Arbeit stellen ländliche und häusliche Scenen vor. Auf dem einen, nach meinem Urtheil dem bestem, leckt ein Hund in der Küche den Teller ab. Auch die Rahmen dieser Bilder sind von geschnittenen Bernstein zusammengesetzt. Das Ganze ist ein Geschenk des vorigen Königs von Preußen an die Kaiserin Anna, für achtzig große Russen. Daher ist auch abwechselnd der Preußische Adler und die verzogenen Anfangsbuchstaben von dem Namen Fridericus Rex unten angebracht. Noch ist hier ein Spiegelzimmer, dessen Wände ganz mit Spiegeln überzogen sind; ferner ein Porcellainzimmer und dergleichen mehr. Im linken neuen Pavillon wurde eben noch an einem vortreflichen sinesichen Saale mit eckiggewölbter Decke gearbeitet.

Der Garten ist sehr geräumig und in dem neuern Geschmacke der Engländer angelegt. Die vielen Kanäle bilden mehrere Inseln, die durch Brücken verbunden sind. Unter diesen zeichnet sich besonders eine ganz marmorne aus, die in Siberien aus innländischen weißen und grauen Marmor verfertigt worden ist. Sie heißt die palladische Brücke. Die Form des Geländers, die Politur der Stufen und ganze Pracht, macht sie zu der einzigen in ihrer Art die ich je sah. Das viele Wasser hat erst General Bauer dem Garten verschaft, und dadurch dessen Werth sehr erhöhet. Die Inseln sind mit mancherley Gebäuden besetzt, darunter ich nur ein sinesisches nenne, dessen Wände mit einer täuschenden Marmortünche überzogen sind.

An einen im Garten freystehenden Pavillon stieß sonst eine Rutschbahn, die aber abgerissen worden ist.

Ein andrer Pavillon heißt die Eremitage, weil hier blos mit den Vertrautesten ohne alle Zuschauer gespeist wird. Die Tische und alles übrige kömmt von unten herauf, auf die oben beschriebene Weise.

Das

Das neue Badehaus der Monarchin ist geschmackvoll geziert. Wenn sie sich badet sitzt sie in einem großen zinnern Kessel. Die Wände sind mit Spiegeln besetzt.

Das Badehaus des Großfürsten und der Großfürstin ist mit einer grünen breternen Wand umzäunt, und minder merkwürdig, obgleich weit geräumiger.

Ein nachgeahmter alter Schloßthurm war uns äußerst überraschend. Er drohet den Einsturz, ist aber sehr feste. Alles ist harmonisch; eine Wendelstiege ohne Stufen, alte Thüren, zerbrochene Fenster mit gelben Glas, in der Mitte tiefer Abgrund für die Gefangenen ꝛc. Zur sinnlichen Erinnerung an alte Barbarey und an alte Sitten, ist dieses Gebäude gut, nur erinnert es auch an die zerstörenden Kräfte der Zeit, die auch ihren nagenden Zahn an den neuesten und stolzesten Werken üben wird, und vielleicht bald ansetzt.

An einem Judenbegräbniß in einem kesselförmigen Gewölbe, wurde noch gearbeitet.

Ein großes Werk ist auch die eiserne Pforte, die in Sibirien gegossen und geschmiedet worden ist. Zu Wasser kam es bis Petersburg, und von da zu Lande hierher.

Auf den Deichen befinden sich verschiedene ausländische Schwimmthiere, als Japanische, Amerikanische ꝛc. Gänse, Enten, Schwäne und dergleichen mehr.

Das was mich am mehrsten freuete, waren die hin und wieder aufgerichteten Denkmäler großer Männer und für Rußland wohlthätiger Handlungen. Durch sie werden nicht blos richtigere Begriffe von Menschenschätzung verbreitet und wichtige Begebenheiten der Nachkommenschaft ins Gedächtniß gerufen, sondern es werden auch Patriotismus und Nacheiferung erweckt. Und dieses sind doch die paar Springfedern, die der Fürst, da wo sie in seiner Gewalt stehen, um seines eigenen Vortheils willen, recht hoch zu spannen, nie vernachläßigen sollte.

Ehren-

Ehrenvolle Beinamen, dergleichen Romanzow, Orlow, Galitzün und andre *) führen, da sie Sadunaisky, Tschesmensky ꝛc. heißen; (es ist eine schöne Nachahmung der Römer, bei denen Publicus Scipio Africanus maior & minor, Lucius Scipio Asiaticus wegen des Triumphs über den Antiochus u. a. m. bekannt sind) desgleichen Gemählde, wie sie vom Türkenseekriege zu Peterhof stehen; Ehrenmedaillen die der gemeine Soldate bekömmt, und andere Dinge geben wirklich dem Patriotismus und Nacheiferung mehr Nahrung, als man auf den ersten Anblick glauben sollte. Besonders aber müssen es die hier befindlichen Monumente thun. Unter diesen zeichnen sich aus:

Ein marmorner Triumphbogen dem Fürsten Orlow zu Ehren, weil er der Pest in Moskau Einhalt that, und die noch häßlicher wüthenden Unruhen daselbst stillte. Er steht am Ende des Gartens, so daß der Fürst jedesmal, wenn er von hier auf sein in der Nähe liegendes Landgut Katschina fährt, durch kömmt.

Ein marmorner Obelisk dem Feldmarschall Romanzow zu Ehren, weil er jenseits der Donau die Türken zu Paaren trieb, besonders aber, weil er 1770 den 19ten — 21sten Jul. alten Styls am Kagul die große Türkische Armee von 150,000 Mann unter der Anführung des Großviziers aufs Haupt schlug, drey feindliche Retrenschements, das ganze Türkische Lager und die ganze Artillerie eroberte.

Eine marmorne Säule mit Rostris, Schiffsschnäbeln, dem Grafen Orlow zu Ehren, weil er als Oberbefehlshaber der Rußischen Flotte die Türkische zahlreichere Flotte bey Tschesme den 24sten Jun. 1770 vollkommen besiegte, und den 26sten desselben Monats alten Styls verbrannte. Diese

ist

*) So erhielt Potemkin in neuern Zeiten wegen der glücklichen Einnahme der Krim den Namen Krimsky.

ist vorzüglich schön. Sie stehet mitten in einem großen Wasser-Bassin, das wegen seiner Größe einen beträchtlichen Teich ausmacht. Hoch ragt die Marmorsäule empor, an welcher zu dreyen Stellen, nach entgegengesetzten Richtungen die Rostra, im römischen Styl abstehend, angebracht sind.

Katharina II.

Katharina II. ist von mittlerer, doch eher großer als kleiner Statur; sie scheint nur klein, wenn man sie mit den sie umgebenden großen Rußen vergleicht. Sie ist etwas stark an Brust und Körper, hat große blaue Augen, eine hohe Stirn, etwas langes Kinn. Da sie jetzt 52 Jahre alt ist, so wird man keine jugendliche Schönheit erwarten dürfen. Sie ist aber nichts weniger als häßlich; im Gegentheil sind in ihrem Gesichte noch viel Züge ihrer ehemaligen Schönheit, und im Ganzen Kennzeichen von körperlichen Reitzen sichtbar. Ihre Wangen sind durch Schminke hochroth gefärbt. In ihrem Blicke hat sie eben so viele Würde und Majestät als Gnade und Herablassung. Sie trägt dabey ihren Körper mit vielem Anstande, sehr grade, ohne daß es in das Gezwungene fällt.

Wenn ich mich nicht irre, so höre ich ihr liebes Weib fragen: was hatte sie denn aber an? Wie war sie frisirt, was hatte sie für einen Kopfputz? Nun gut! ich will es versuchen. Ihre Kleidung in Absicht des Zuschnitts, war fast die nämliche, wie die National-Rußinnen tragen, nur sind einige kleine Veränderungen hauptsächlich in den Aermeln angebracht. Sie besteht in einem langen Kleide, das sich von der Brust bis auf die Füße gerade herunter erstreckt. Dieser Leibrock hat Aermel, etwas weiter, sie werden aber, nach der Hand zu, ziemlich enge. Ueber diese Stolam oder Andrienne, wenn ich es so nennen darf, hatte sie ein

fliegendes Gewand ohne Aermel an. Da der Leibrock und das Oberkleid von verschiedenen Farben sind, und da, wo die Arme durchgesteckt werden, alles gut auf einander paßt, so muß ich sagen, daß diese etwas asiatische Tracht bey mir keinen übeln Eindruck machte, zumal die Farben nicht so krell von einander abstachen. Das Unterkleid war ein leichter Stoff, weiß mit Silber changirend. Das Oberkleid war ganz balß violet, und auch von den wenigen durchwebten Silberfäden, violet- roth- und silberchangirend.

Ihr Kopfputz ist eine an der Stirne niedrige, etwa dreifingerbreit hohe Frisur, hinten laufen einige geflochtene Zöpfe frey herunter. Auf dem Toupet ruhete eine kleine mit Brillanten besetzte Krone, so wie sie auf den Münzen abgebildet ist.

Auf der Brust befand sich wie ein Schildlein mit Brillanten bedeckt. Wegen der Größe könnte man es eher mit einem Ringkragen der Officiere als mit einer Pretension vergleichen. Gleich unter diesem Brustschmucke waren zwey Ordensbänder zu sehen. Da sie diese Ordensbänder über die Schulter nach der einen Hüfte zu, und zwar zwischen dem Ober- und Unterkleide trägt; so sind dieselben vorzüglich gleich unter der Brust sichtbar. Eins deckt das andere, so daß das unterste nur etwas hervorragt. Das oberste ist ein hellblaues etwa handbreites Band vom ersten und vornehmsten Orden des rußischen Reichs, vom Andreas Orden. Das unterste ist orangengelb und schwarz gestreift. Dieses ist das Ordensband vom Militär-Georgsorden, oder von dem Kriegs-Verdienstorden. Von beiden, sowohl von dem Andreas- als Georgsorden, trug sie die goldene und diamantene Kette um den Hals, und zwey einander sich deckende Sterne auf der Brust, denn sie ist von beiden Großmeister.

Noch darf ich drei Punke nicht wohl übergehen, von denen man den Mannspersonen vorwirft, ich weiß nicht

mit

mit wie viel Recht, daß sie sie gemeiniglich zuerst an dem andern Geschlechte bemerken. Von ihrem starken Busen ist wegen der hoch aufgehenden rußischen Kleidung nur wenig sichtbar. Die Taille ist sehr stark, sie wird aber durch ihre vortheilhaft gewählten Kleider recht gut verbessert. Von ihrem Fuße sieht man nichts.

So wie die Kaiserin einen Schritt ins Zimmer gethan hatte, blieb sie stehen und machte einige gnädige Komplimente den zahlreichen Anwesenden. Ihr Kompliment geschieht auf rußische Art mit Verbeugungen des Obertheils des Körpers, wie bey Ihnen nur die Mannspersonen thun; denn im Ganzen genommen, neigt sich das rußische Frauenzimmer nie, wie in Deutschland, sondern es beugt sich. Nur wenige Rußinnen, und zwar meist solche die vornehm thun wollen, neigen sich. Indessen geschieht es doch fast durchaus bei der Menuet. Hierauf kam einer nach dem andern von den gedachten beiden Reihen, küßte ihr die Hand, die sie jedem darhielt.

Außer den schon genannten hier residirenden Ministern, Agenten und andern der Kaiserin schon vorgestellten Personen, wurden noch einige Fremde zum erstenmal zum Handkuß gelassen, die sich mit ans Ende der Reihe gestellt hatten. Sie wurden von dem Hofmarschall der Kaiserin vorgestellt, denen sie alsdann auch die Hand zum Küssen darreichte. Man versicherte mich, daß zuweilen Fremde mit in diese Kolonne treten, und ohne besonders vorgestellt worden zu seyn, ihr die Hand küßen. —

Indessen dieses Händeküssen auf einer Seite mit Würde und Gnade, und auf der andern mit Ehrfurcht vor sich gieng, sprach sie mit dem Grafen Cobenzl französisch. Da ich gleich hinter ihm stand, konnte ich es deutlich verstehen. Ich bewunderte ihre Herablassung, oder, wenn Sie wollen, feine Politesse, daß sie sich nur von seinen Angelegenheiten, von seiner Familie und Verwandten in Wien unterhielt.

Fürst Potemkin.

Ich bemerkte, daß man dem Fürsten Potemkin die nämliche, oft mehr Devotion als der Monarchin bewieß. Einigemal kam er eine Viertelstunde vorher ins Audienzzimmer. Wie krochen nicht die ältesten Generale vor ihm! Grauköpfe mit blauen, gelbschwarzen und rothen Ordensbändern machten ihm drey tiefe Verbeugungen, die er mit einem mäßigen Kopfnicken erwiederte. Vor seiner Thür sahe ich oft vierzig bis funfzig Kutschen stehen, deren Inhaber ihm zugleich Cour machten. Dieses fällt um so mehr auf, da er in einem Pallaste gleich neben der Monarchin wohnt. Nur die Eremitage trennt sein Haus von der Residenz. Dieser Fürst ist ein Mann in seinen besten Jahren, groß und stark von Person, von einer vortheilhaften Gesichtsbildung, nur daß er mit dem linken Auge, das blind zu seyn scheint, sehr einwärts schielt. Er gilt im Kriegsdepartement alles — alles. Nur eine Anekdote muß ich hiervon anführen. Sie ist desto richtiger, weil sie einen meiner guten Freunde betraf, mit dem ich zuletzt gar beysammen logirte.

Herr von P. hatte bey den Preußen unter einem Freycorps in dem letzten acht und neun und siebenziger böhmischen Federkrieg als Lieutenant gedient. Nach dem Teschner Frieden wurde das Freycorps reducirt. Er wäre zwar anderwärts wegen seiner Geschicklichkeit untergebracht worden, allein er hatte sich mit seinem Chef entzweyet, daß er den Abschied als Ober-Lieutenant nahm. Gewisse Verbindungen verschaften ihm von einigen der vornehmsten Personen in Berlin und Dresden unter andern vom Graf Anhalt ꝛc. die besten Empfehlungen, sowohl an die ersten rußischen Minister, als an den preußischen und sächsischen Gesandten in Petersburg; Empfehlungen, die er wegen seiner Kenntnisse mancherley Art, besonders wegen

dessen,

dessen, was hier am mehrsten durchhilft, wegen seiner Fertigkeit im Französischen, Italiänischen, Englischen und Kriegszeichnungskunde verdiente. Dieser Mann traf wenige Tage nach mir in demselben Gasthaus Hotel de Londres an; als halbe Landsleute knüpften wir bald Freundschaft. — Er fuhr herum seine Empfehlungsschreiben abzugeben, und erhielt allenthalben die schönen Versicherungen, bald als rußischer Officier angestellt zu werden. Unter den Empfehlungsschreiben befand sich eines an den Fürst Potemkin. Sechs Tage hinter einander begab sich gedachter Hr. v. P. in des Fürsten Vorzimmer; allein wegen der Menge von gegenwärtigen Sternen und Ordensbändern, kam er nie vor. Auf wiederholtes Fragen des Fürstlichen Adjutanten, was sein Gesuch sey, und müde über das stete vergebliche Hinrennen, gab er den Brief dem Adjutanten. War er vorher nicht vorgelassen worden, so hatte er nun gar keine Hoffnung, da er das, was ihn noch vorrufen konnte, aus den Händen gegeben hatte. Vergebens wiederholte er seine Besuche im Fürstlichen Antichambre und bey allen Großen, an die er Briefe mitgebracht hatte, die ihn meist an Potemkin verwiesen. So verstrichen acht bis zehn Wochen. Endlich gelang es ihm die Achtung eines Lehrers beim Kadettencorps, des Hrn. Major * * *, der von Potemkin geschätzt wird, zu gewinnen, der seinetwegen mit dem Fürsten sprach. Das nächstemal, daß er im Vorzimmer des Fürsten erschien, wurde er hinein gerufen. Herr v. P. machte seinen Kratzfuß mit Beziehung aufs Schreiben. Der Fürst redet kein Wort, besieht ihn vom Kopf bis auf die Füße, sagt endlich die drey Worte: Vous serez placé. — Den Nachmittag war er als Second-Lieutenant mit Gage placirt, ihm freygegeben, bey welcher Division oder Chef, und in welcher Provinz er seinen Dienst antreten wollte. Dieses zeigt beyläufig, sowohl das Unzulängliche vieler wichtigscheinenden Empfehlungen, als auch

die Schwierigkeiten, jetzt im rußischen Dienste als vollzähliger Officier anzukommen; als überkompletter, um zeitlebens extraordinarius zu bleiben, hat weniger Hindernisse.

Eine andre wahre Anekdote von diesem wichtigsten Manne Rußlands und von dem Vortheile einer gewissen Gegenwart des Geistes allenfalls auch Unverschämtheit, ist folgende. Ein ehstländischer Hofmeister, Hr. G. . . . . nahm vor eilf Jahren, aus Neigung, rußische Dienste als Sergeant, und ist jetzt Obristlieutenant. Durch auszeichnende Talente und Ergebenheit für seinen Chef schwang er sich anfangs bis zum Kapitain. Dieser Posten ist im rußischen Dienst der, den man zwar bald erreicht, aber wo man alsdann lange hocken muß. Die Ursachen sind, weil ein großer Theil der Edelleute, die nur etwas Vermögen haben, besonders die Liefländer, Ehstländer, Ingermanländer und selbst viele Rußen nur bis zum Hauptmann dienen, und sich alsdann, meist ein oder zwei Jahre nachher, den Abschied als Major geben lassen, um in ihren bürgerlichen Verhältnissen, eine gewisse Würde zu haben, wäre es auch nur, um in der Stadt mit vier Pferden fahren zu dürfen, welches der Regel nach niemand unter Majorsrang thun darf. Es versteht sich nämlich vom Fahren in Galla, denn auf dem Lande und auf Reisen kann man so viel Pferde nehmen, als man will. Eine andre Ursache ist die Sitte, wichtige fremde Personen zu überkompletten Majors zu machen, die den schrittweiß avanzirenden, gar sehr diese Stufe erschweren. Auf dieser Staffel stand Hr. G. . . . . als er von seinem Regimente nach Petersburg kam, und dem Fürsten aufwartete. Eben hatte der Fürst eine Zeichnung eines preußischen Husaren von einem neuzuerrichtenden Freycorps aus Berlin erhalten, die dem Fürsten in mancher Rücksicht gefiel. Er trat damit ins Vorzimmer und zeigte sie einigen alten Officieren,

setzte

setzte hinzu, es müsse nur einiges am Dollman, Pelze und einigen andern Stücken, die er namentlich angab, abgeändert werden, daß es eine der vorzüglichsten und zweckmäßigsten Uniformen werde, die er selbst, nach gedachter Veränderung, bei einigen Regimentern einzuführen gedenke. Er überreichte sie sogleich den zunächststehenden, daß sie doch eine Zeichnung nach seinen Ideen machen möchten. Diese entschuldigten sich, sie verständen nur militärische, aber keine Handzeichnungen. Hr. G. . . . . im Hintergrunde, hatte auf alles genau Achtung gegeben, trat vor und erbot sich dieselbe zu verfertigen. Er selbst verstand so wenig als ein andrer Handzeichnungen, ging aber gleich zu einem Maler, ließ sie genau so verfertigen, zahlte dafür zwey Rubel, und überreichte sie am folgenden Mittage dem Fürsten, der ihn dafür auf der Stelle zum Major ernannte. Die drey folgenden Stufen des Obristlieutenants, Obersten und Brigadiers, allenfalls auch des General-Majors, werden gemeiniglich ziemlich schnell erstiegen, so daß Hr. G. . . . ., wie ich von einem sachkundigen Manne höre, bald Oberster seyn wird.

Rußisches Frauenzimmer.

Ich fühle es sehr gut, wie schwer und gewagt es ist, über das andre Geschlecht einer fremden Nation gründlich urtheilen zu wollen, da es uns bey unsern Landsmänninnen, die wir doch genauer kennen könnten, so oft mißlingt. Indessen Ihren Wunsch zu erfüllen und hier keine Lücke zu lassen, setze ich meine Bemerkungen über der Rußinnen Körper, Geist, Lebensart, Trachten u. dgl. m. hieher.

Das rußische Frauenzimmer im Ganzen genommen, (ich rede hier immer von den mehrsten, denn Ausnahmen giebt es allenthalben) scheint mir nicht so schön als das deutsche; das heißt, es entfernt sich noch weiter vom grie-

chischen Schönheitsideal als das deutsche, ob es gleich in mancher andern Rücksicht Vorzüge haben dürfte. Die rußischen Mädchen sind im Durchschnitt gerechnet, eher groß als klein, haben eine lebhafte hohe Gesichtsfarbe, mehr starke als zarte Gesichtszüge; sie sind mehr brunet als blond, mehr heftig als sanft. Ihr Auge ist mehr klein und feurig, als groß und schmachtend. Die Nase ist weniger charakteristisch und national als bey den Männern; der Hals meist fleischig, rund, eher kurz als lang. Ob sie gleich bis jetzt das Schnüren und Busen-Heraufpreßen nicht so wie die Obersachsinnen zu verstehen scheinen, so zeigen sie doch meist eine volle Brust. Schlanke Taille und kleiner Fuß muß bei ihnen kein wesentlicher Theil der körperlichen Schönheit sein, weil sie beydes sehr vernachläßigen. Der Körper ist stark und gesund.

An natürlichen Geistesfähigkeiten fehlt es den Rußinnen nicht, aber destomehr an wahrer Bildung. Bey den Leuten aus der niedrigen Volksklasse, ist an Geisteserziehung gar nicht zu denken, weil es elende Sklaven sind. Bey den Personen aus dem Mittelstande, hat sie noch lange nicht den Werth, wie in Deutschland, und daher ist es sehr begreiflich, wenn sie sich nicht nach etwas Werthlosen bestreben; zudem fehlt es gänzlich an Mitteln, wenn auch einzelne Familien Sinn dafür hätten. Bey dem vornehmen Theile der Nation artet Geisteskultur in Schwindel und Gleißnerey aus. Komödien, Romane, Französisch und Deutsch sind die Idole, denen man opfert, und von denen man Glanz vor andern erwartet. Was die Kaiserin für die Erziehung des weiblichen Geschlechts im Demoiselleustift gethan hat, und was es für Folgen äußerte, habe ich bey Gelegenheit, da ich jenes Instituts erwähnte, schon bemerkt.

Im Ganzen genommen lebt das rußische Mädchen keusch; keuscher als die Frau. Bey letztern ist die Moralität sehr gesunken; ja Ausschweifungen dieses Standes

scheinen gar keine Moralität zu haben. Sklaverey, Gewalt des Erbherrn und dessen rohesten Junkers über seine Unterthanen, öffentliches Bad, Beyspiel der höchsten Damen, Unsittlichkeit der Mannspersonen und andre dergleichen Dinge geben diesem Krebsschaden immer mehr Nahrung. Wenn einige gutmeinende Theologen dergleichen Sittenverderben, einzig und allein dem Unglauben auf den Kopf Schuld geben: so könnten sie sich hier eines andern belehren; denn die griechisch-rußische Religion ist von hyperorthodoxen Lehrsätzen, welche die mehrsten doch blind weg glauben, vollgepfropft. Persuasion von der Wahrheit gewisser Mysterien, als welches doch meist den Glauben ausmachen soll, scheint in diesem Falle durchaus keine Bewegungsgründe abzugeben, um jene Ausschweifungen zu unterlassen.

Oeffentlich privilegirte Tempel, worinne die Priesterinnen der Bonâ Deâ ihre Mysterien feyern, gibt es hier nicht, aber desto mehr Winkelkapellen der Venus. Es geht hier wie in allen großen Städten, wo es ein zahlreiches Militaire, Schiffsvolk und reiche Müssiggänger aller Art giebt. Obgleich die Polizey für Cytherens Töchter nicht öffentliche Freystätten privilegirt, so sieht sie doch deren übele und unvermeidliche Nothwendigkeit ein, hält deshalb in diesem Stück die Hand vor die Augen — sieht durch die Finger, so lange Kuplerinnen und Lustmädchen ihr Handwerk so treiben, daß keine Klagen entstehen. Sobald aber an den stinkenden Altären Sicherheit des Lebens und Gesundheit in Gefahr kömmt, oder auch nur die Börse gebrandschatzt wird, dann müssen sich die verehrten Göttinnen und Vorsteherinnen gefallen lassen, daß sie auf der Stelle degradirt werden, da sie alsdann ihr Elysium, nach Befinden, mit Lazareth oder Zuchthaus vertauschen müssen.

Unter den vielen Pensionsanstalten, so nennt man hier oft die Oerter, wo Freudenmädchen gehalten werden,

zeichnet sich eine am Quai aus. Das Haus hat drey Etagen, darinne in dreyerley Zungen cyprische Loblieder angestimmt werden. Das unterste Stockwerk bewohnen lauter Russinnen, das zweyte Französinnen, und das dritte Deutsche. Das Ganze ist die Unternehmung einer Familie, die für hinlängliche Dirnen sorgt. Am Eingange ist stets ein Pförtner, der die Gabe aller drey Zungen hat, und jeden Ankommenden, in sein verlangtes Departement bringen läßt. — — —

Die Georgianerinnen und Cirkaßinnen werden bekanntlich für die schönsten asiatischen Frauenzimmer gehalten; ich hatte Gelegenheit aus jeder Provinz eine zu sehen, die aber jenen Beschreibungen nicht entsprachen. Eben so wenig that es eine geborne Griechin aus klein Asien, welche Haushälterin bey dem Artillerie-Hauptmann von L. war. Ein stierer Blick und Vernachläßigung der Taille schienen mir die ihnen zugeschriebenen Vorzüge herabzuwürdigen. Indessen hörte ich die letzte bey gedachten Hrn. von L. mit einem andern gebornen Griechen, der unter dem hiesigen Artillerie-Kadettencorps steht, einigemal Neugriechisch sprechen, wodurch ich mich deutlich überzeugte, daß dessen Aussprache sich weit mehr dem Reuchlinischen Ittacismus als Erasmischen Ettacismus nähere.

Die Schönheit des andern Geschlechts scheint mir hier noch vergänglicher als in Deutschland zu seyn. Vorzüglich kömmt sie mir im niedrigen und mittlern Stande, als von sehr kurzer Dauer vor. Mit der Haltbarkeit der Engländerinnen kann man sie gar nicht vergleichen. Das schnelle Abwelken der Blumen im hiesigen Klima schreibe ich besonders den heißen Dampfbädern zu, welche nach der herrschenden Volkssitte vorzüglich die gemeinen Leute häufig besuchen. Durch die darinne gewöhnliche Hitze wird die Haut schrecklich aufgedunsen, und denn plötzlich wieder abgekühlt, woraus nothwendig frühzeitiger als gewöhnlich,

Run-

Runzeln entstehen müssen. Von der Hitze der Badstube wird die Haut im Winter, eben so sehr als von der Sonne im Sommer verbrannt. Die Folge davon ist eine Röthe, die mehr dem Kupfer als Rosen gleicht. Zu den frühen Verlust der Jugendreitze mögen zwar auch die frühen Heirathen, der unmäßige Genuß der Liebe, das Branntweintrinken ꝛc. das ihrige beytragen; indeß sind die Folgen der Dampfbäder nicht zu verkennen. Das schnelle Hinwelken der kaum aufgeschossenen Blume ist desto auffallender, da der junge Nachwuchs durch feste Bildung, Farbe und Stärke eine lange Blüthe zu versprechen scheint.

Die gemeinen Weibspersonen haben in ihrem Putz mehr Asiatisches als die Vornehmen. Letztere tragen sich jetzt meist im französischen, deutschen oder englischen Geschmacke. Die aus dem wohlhabenden Mittelstande im Gegentheile haben z. E. an den Hauben angereihete Perlen oder Korallen statt der Spitzen und des Flohrs. Noch reichere Personen des Mittelstandes tragen an den Röcken breite Falbeln, die von Perlen in allerley Mustern zusammen geschnürt sind. Das gemeine Mädchen kennt keine Moden wie bey uns. Ihr Sonntags-Kopfputz ist immer ein großes seidenes oder auch nur leinenes Tuch, das sie um den Kopf herumgewunden trägt. Gemeiniglich ist es rosenroth mit einem verschiedenfarbigen Rande, bald apfelgrün, bald gelb, oder sonst von einer hellen Farbe.

Der Kopfputz der Ingermanländerinnen ist noch simpler als der der Rußinnen, und gefällt daher dem Fremden fast durchaus besser. Sie tragen ihre Haare in einige Zöpfe geflochten, die auf dem Rücken herunter hangen. Der Scheitel ist entweder ganz frey, oder mit einem Bande, seltener mit einem schmalen Tuche umwunden. Diese Tracht hat viele Aehnlichkeit mit der Tracht der Lettinnen.

III.
Abhandlungen und vermischte Aufsätze.

I.
Er kam aus Holland!

Lustspiel in Einem Aufzuge.

von

E. A. Vulpius.

Sweet are the uses of Adversity.

SHAKESP.

Personen.

Herr Sparr von Sparrenberg, ein reicher Bankier.
Fräul. Erdmuth, seine Schwester.
Minna, seine Tochter.
Kommerzienrath von Feller.
Gustav, sein Sohn.
Adolf von Linden, Fähndrich.
Leopoldine, Fräulein Erdmuthens Kammermädchen.
Louis, Herrn Sparrs Kammerdiener.

Erster

Erster Auftritt.

(Gustavs Zimmer.)

Gustav, Adolf. (sitzen an einem mit Weine besetzten Tische.)

Adolf.

Lustig Herr Bruder! was wir lieben! — Nun? willst du nicht? Aufs Wohlseyn deiner Minna! das wirst du doch vorm Teufel mittrinken! — frisch! — Nicht so betrübt! 's wird sich schon geben! nur Muth gefast Brüderchen!

Gustav. Ich fürchte die Ankunft meines Vaters so sehr!

Adolf. Das mußt du nicht thun! — Wir wollen ihm die Sache schon gelegentlich beybringen. — Er kömmt, bringt alle Kisten voll Geld mit, und in einer solchen Situation, läßt sich schon etwas mit ihm reden. (trinkt.)

Gustav. Ach! —

Adolf. 's war bey alle dem doch ein kluger Einfall von deinem Onkel, daß er nach Batavia gieng, daß er so ein ansehnliches Vermögen hinterlies, und daß er von deinem Vater sich beerben lies. — Trink doch! — das Simuliren hilft nichts! Trink! trink! der Wein verjagt die Grillen, und macht Muth. — Deine Charmante! (stößt an Gustavs Glas.) Oder soll ich lieber sagen: Dein Weibchen?

Gustav. Was wird mein Vater sprechen! Ich heimlich verheurathet!

Adolf. Und ich, und meine edle Dulzinea Erdmuth Zeugen dabey!

Gustav. 's ist schrecklich!

Adolf.

Adolf. Setz dich nur erst in meine Lage! — Wenn ich die alte Katze nicht mehr hinhalten kann — wenn sie auf die Erfüllung des Versprechens dringt — es gerichtlich durchsetzt! Laß mich reden! In drey Tagen geht der Termin zu Ende, entweder ich muß ihr die 2000 Thlr. wieder bezahlen, oder ich muß sie heurathen. — Hu! 's läuft mir eiskalt über die Haut! (trinkt.) Ich muß närrisch gewesen seyn, als ich ihr die Verschreibung gab. — Weist du wohl wie alt sie ist?

Gustav. Ich weis nicht was ich anfangen soll!

Adolf. Ich frage dich, ob du weist, wie alt mein reitzender Engel ist? — Wunders halber habe ich gestern im Kirchenbuche nachschlagen lassen. Was meinst du wohl? — Rathe doch!

Gustav. 39 Jahr? denn älter wird selten ein Frauenzimmer, so lange sie noch unverheurathet ist.

Adolf. Ach! 's wurde mir angst und bange, als ich es las. Auf den 15ten dieses Monats, wird sie 56 Jahr. — Sag mir nur, wie du das so gleichgültig anhören kannst? (trinkt.)

Gustav. Sie ist freylich nicht mehr jung!

Adolf. Und das ist alles? — Höre Kerl, du hast gar keine Empfindung! Ich dächte, Arm und Beine müßten dir vor Schrecken zittern. Bedenks nur! 56 Jahr! — Das wird schön werden! Und was das ärgste ist, sie kann noch einmal so alt werden. Um 2000 Thlr. willen, sich so ins Unglück zu stürzen!

Gustav. Wenn meine Affäre gut geht —

Adolf. Nun?

Gustav. Dann bezahle ich die 2000 Thlr. für dich.

Adolf. Das läßt sich hören! — 's wäre auch gar zu toll, wenn ich das alte Thier heurathen müßte! — Muth! Muth! 's geht gewiß alles besser als du denkst! —

(ein Postillion bläst.)

Gustav. (springt auf) Mein Vater! — wie wird mir! — 's ist mein Vater! (ab.)

Adolf. Er wirds wohl seyn! (trinkt.) 's ist ein verzweifelter Kram! Ja! was thut man nicht in der Welt, um des leidigen Geldes willen! (steht auf.) Wenn ich mir so das Unglück in seinem ganzen Umfange vorstelle! — nein! ich will mirs nicht vorstellen! (trinkt.) Die Vorstellung macht den Menschen noch weit unglücklicher, als sie wirklich sind. Gehts nicht anders, so geh ich fort, und — wohin? Ja! wohin? — Ei! das wird sich auch schon geben! — Nur keine Sorge Adolf! In drey Tagen kann sich viel ändern. Ha! ma belle! wir haben noch ein wenig Zeit! es läßt sich noch mancher Ausweg denken! — — Ich 24. Sie 56. ! ! — Nein, es geht auf Ehre nicht an! (trinkt) Zwar, Geld hat sie, und ich habe keins, aber — nein! es geht doch nicht! es geht nicht an! — Geld? — es ist eine vortreffliche Sache um das Geld! Wenn ich freylich meine Ahnentafeln mit ihrem Gelde vertauschen könnte! Das wär herrlich,! — Ja! so gehts! auf solche schöne Namen, Wappen und Dokumente borgt einem keine Seele einen Kreuzer! 's ist schrecklich, wie es in der Welt zugeht! (trinkt.)

Zweyter Auftritt.

Kommerzienrath, Gustav, Adolf.

Kommerzienrath.

Serviteur! Serviteur! Herr Fähndrich! — Nun! da bin ich wieder! — Geht mir mit euerm Holland! Keinen Tropfen Bier! Immer das verfluchte Theewesen! — Ich bin froh, daß ich wieder in loco bin! Aber der Kaufmann

Boom

Boom in Amsterdam, das ist ein braver Mann! Herr Fähndrich! ein exzellenter Mann! Sie müssen mit meinem Gustav hinein.

Gustav. Wohin?

Komzr. Wohin? nach Holland, nach Amsterdam!

Adolf. Nach Amsterdam?

Komzr. Ja! Er soll hinein! Er soll sie selbst sehen. 's ist ein scharmantes Mädchen, und hat mehr als zwey Tonnen Goldes in Vermögen. Wie gesagt, ein exzellentes Mädchen!

Gustav. Wer?

Komzr. Wer? Dem ehrl. Manne seine Tochter. Er hat mir sie versprochen, wenn du ihr gefällst.

Gustav. Ich? ich soll —

Komzr. Du sollst sie heurathen, wenn sie nichts dawider hat. Sie wird dir recht wohl gefallen. Sie hat ein paar kohlpechschwarze Augen, und ein Gesicht, wie Milch und Blut, und ist — mit einem Worte, ein scharmantes Mädchen! —

Gustav. (zu Adolf.) — Adolf! — was soll ich sagen?

Komzr. Wie ich so daher fuhr, fand ich meinen alten Spezial, Sparr, in seinem Garten. Ich stieg auf einige Augenblicke ab. Er hatte eine große Freude mich wiederzusehen. Er thats nicht anders, ich mußte ihm versprechen, heute Abend mit ihm zu essen, dich soll ich auch mitbringen. — Es dünkt mir, Mienchen ist in dem Jahre, da ich sie nicht gesehen habe, viel schöner geworden. 's ist ein scharmantes Mädchen!

Adolf. Das ist sie!

Komzr. Es fuhr mir ein Gedanke durch den Kopf, wie ich sie sah —

Gustav. Ein Gedanke?

Komzr. Ja! — Ich habe mich fest entschlossen, sie zu heurathen.

Adolf. (trinkt.) c'est fort!

Gustav. Sie? — Sie wollen heurathen?

Komzr. Ja! — Findest du das so sonderbar?

Gustav. Minna heurathen?

Komzr. Ja! ja! — Hast du etwas dawider? He!

Gustav. Ich? — Nein! ganz und gar nicht!

Komzr. Das denk' ich auch! —

Adolf. Ein heroischer Entschluß!

Komzr. Nichts weniger! Ein ganz gewöhnlicher Entschluß! — Ich und mein Sohn, wir wollen auf einen Tag Hochzeit machen, wenn seine Sachen in Amsterdam gut gehen.

Adolf. Aber in Ihren Jahren —

Komzr. In meinen Jahren? Da weis man erst recht eine Frau zu behandeln! Und, bin ich denn etwa zu alt?

Adolf. Die Heurath wird viel Sensation erregen!

Komzr. Das glaub' ich selbst!

Adolf. Wird manches Epigram verursachen!

Komzr. Was bekümmre ich mich um die Epigrammen!

Adolf. Nun, Hr. Bruder, und wir reisen zusammen nach Amsterdam! hahaha! das ist lustig!

Komzr. Geben sie nur Achtung, so bald er sie sieht, so ist er weg! Er kann ihr gar nicht widerstehen! Er ist weg! Auf Kavaliers Parole! er ist weg!

Adolf. Das glaub' ich!

Komzr. Nun! warum hängst du denn den Kopf so?

Gustav. Ich werde — ich kann nicht nach Amsterdam reisen. — Sie wird mir nicht gefallen.

Komzr. Warum nicht?

Gustav. Weil — weil mir eine andre gefällt!

Komzr. Eine andre?

Gustav. Es ist nur **eine** auf der Welt, der ich mein Herz schenken kann, nur **eine** die ich liebe, die mir alles — alles ist!

Adolf. (leise.) Nicht zu hitzig!

Gustav. Liebe läßt sich nicht gebieten, und die allmächtige Simpathie, der Einklang zweyer Wesen —

Komzr. Ach! was Simpathie! was Einklang! das sind Narrenspossen! Geld ist der schönste Einklang in der Welt. Du gehst nach Amsterdam —

Gustav. Nimmermehr!

Komzr. Junge!

Gustav. Mein Vater!

Komzr. Was giebts?

Gustav. Ich habe schon gewählt!

Komzr. Das wär! — Ich habe auch für dich gewählt. Und — mit einem Worte! Du gehst nach Amsterdam.

Gustav. Und ich gehe nicht nach Amsterdam!

Komzr. Und du sollst! Ich will doch sehen, wer Herr ist!

Gustav. Ueber meine **Empfindungen**, bin **ich's** ganz allein. Ich liebe —

Komzr. **Du** sollst keine andre lieben, als die, die **ich** dir zu lieben gebiete.

Gustav. Keine Macht im Himmel und Erden, bringt mich dahin meine Schwüre zu brechen. Ich kann nicht — ich werde nicht — ich habe schon gewählt — ich gehe nicht nach Amsterdam! (ab.)

Komzr. Was? — Was? — Wen hat der verfluchte Kerl gewählt? wer ist das schöne Thier?

Adolf. Das weis ich nicht.

Komzr.

Komzr. Warte! ich will dich zur Raison bringen! (ab.)

Adolf. Schlimme Aspekten! (winkt.) Das wird ein schöner Lärm werden! 's ist ein verfluchter Streich! Jetzt muß ich zu Minna, muß sie vorbereiten, und — — ach! da wird mich die Alte erwischen! — Was hilft's! Frisch ans Werk! 's ist periculum in mora! (ab.)

Dritter Auftritt.

(Saal.)

Fräulein Erdmuth. (übertrieben modisch geputzt.)

Ich weis gar nicht wo nur die Leute stecken! Leopoldine! — Es ist rechtes Hottentotten Zeug! Die Bagage weis gar nicht, wie einer Liebenden zu Muthe ist! — Leopoldine! — Ach! wie mein Herz klopft. 's ist ein kleiner Narr, das Herzchen! — Leopoldine!

Vierter Auftritt.

Fräulein Erdmuth, Leopoldine.

Erdmuth.

Wo steckst du denn?

Leop. Ich sas über Ihrem neuen Hute, gnäd. Fräulein. Ach! er wird scharmant!

Erdm. So? — Nun das ist mir lieb!

Leop. Er wird Ihnen recht schön stehen!

Erdm. Meinst du? Ueberhaupt, ich glaube, Hüte stehen mir am besten.

Leop. Auch dieser! — Recht schön! Ueberhaupt, gnäd. Fräulein, sehen Sie heut so schalkhaft aus —

Erdm. Ah ciel! ich bin gar nicht wohl!

Leop. So schmachtend!

Erdm. Comment?

Leop. So zärtlich!

Erdm. Taisez vous! — Mais je ne comprens pas, comment —

Leop. (will sie vor den Spiegel führen.) Voici —

Erdm. Laissez cela! — Apropos! was ich fragen wollte — ist das Billet an den Fähndrich Linden bestellt?

Leop. Ja! Johann hat es zu ihm getragen,

Erdm. Was hat er gesagt?

Leop. Er ist nicht zu Hause gewesen.

Erdm. Weis man nicht wo er war?

Leop. Seine Ordonnanz, der grobe Kerl, hat gesagt, er würde wohl — ich mag's gar nicht sagen —

Erdm. Was? was würde er wohl? sag's!

Leop. Er würde wohl — bey einem gutherzigen Mädchen seyn!

Erdm. Il n'est pas vrai! — Ich kenne ihn zu gut — in dem Stück hat er mehr Delikatesse!

Leop. Je le lais bien!

Erdm. So weit wirft er sich nicht weg! Wenigstens, bleibt er bey seines gleichen!

Leop. Ici! (läuft ans Fenster.)

Erdm. Was giebt's?

Leop. Nein! er ist es nicht! Es war eine Uniform, — ich dachte, es wär der Herr Fähndrich. Es ist aber doch schade, daß er noch immer Fähndrich ist.

Erdm. (mit Beziehung) Vielleicht kauft er sich bald eine Kompagnie!

Leop. So? — Hat er denn so viel Geld?

Erdm.

Erdm. Wenn er sein Glück nicht verscherzt, wird er Geld genug haben.

Leop. Sein Glück?

Erdm. Sans doute!

Fünfter Auftritt.

Vorige. Louis.

Louis.

Gnäd. Fräulein!

Erdm. Was giebts!

Louis. Das ist ein Unglück!

Erdm. Ein Unglück? Mon dieu! Was für ein Unglück?

Louis. Der gnädige Herr hat einen Brief zusiegeln wollen, ist darüber eingeschlafen, und hat seine Perücke verbrannt —

Erdm. Er hat mehr Perücken!

Louis. Wenn ich nicht dazu gekommen wäre, er hätte selbst verbrennen können.

Erdm. Warum schläft er über alles ein, was er thut! — Ihr Leute, plagt mich nicht mit solchen Bagatellen! Ich habe wichtigere Angelegenheiten im Kopfe, als mich um meinen Bruder seine Perücken zu bekümmern.

Louis. Er will eine andre aufsetzen.

Erdm. Das kann er thun, was gehts mich an!

Louis. Er läßt sich den Schlüssel zum Schranke ausbitten.

Erdm. Hier ist er — Louis! Ergreift nicht etwa eine Haartour von mir. — Leopoldine! geh mit, denn mit den Männern ist in solchen Sachen nichts anzufangen

Louis. Hat nichts zu sagen, ich weis schon was eine Perücke vom gnäd. Herrn ist, oder nicht —

Sechster Auftritt.

Vorige. Hr. Sparr. (hat eine Haartour à la Henriquatre auf.)

Hr. Sparr.

Mutchen!

Erdm. Mort de ma vie! was ist das? — Bruder! bist du toll! Das ist ja meine neue Haartour.

Hr Sparr. So? — Ich dachte, es wäre eine Perücke von mir, weil sie am Spiegel hieng.

Erdm. Ah ciel! über dich Einfaltspinsel! — Leopoldine! — Nimm ihm die Tour ab!

Leop. (nimmt ihm die Haartour ab.) Sie haben sie schön zugerichtet! Du lieber Himmel! Wer hält das noch für eine Henriquatre Frisur!

Erdm. Foin de vous!

Hr. Sparr. Schaft mir eine Perücke! (setzt sich.)

Louis. Sogleich, gnäd. Herr!

(ab.)

Leop. Sehen Sie nur. Totalement ruinirt!

Erdm. Hélas!

Leop. 's ist erschrecklich! Sur ma vie! Sie ist beynahe nicht mehr zu brauchen.

Erdm. Ne me parlez pas de cela! Man hat nichts als Unglück!

Hr. Sparr. Ja wohl! (schläft ein.)

Erdm. Schick sie gleich zum Friseur!

Leop. Sogleich! 's ist zum todtärgern!

(ab.)

Erdm.

Erdm. Wenn nur der Fähndrich nicht die Haartour ſieht, ich bin in Todesängſten! — Oh! mon dieu! — ich glaube! — Ja! er iſts!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Adolf.

Adolf.

Ah! ma belle! (küßt ihr die Hand.) Comment vous portez vous?

Erdm. Fort bien! — Et vous comment vous va?

Adolf. Prêt à vous rendre ſervice.

Erdm. Très obligé! — Apropos! Hat Ihnen jemand begegnet!

Adolf. Ihre fille de chambre.

Erdm. Wirklich?

Adolf. Sans doute! Sie trug eine ſchrecklich große Haartour —

Erdm. (vor ſich.) 's iſt zum todtärgern! — (laut.) So? — (betretend) Es wird ein Modell von einer neumodiſchen Friſur geweſen ſeyn.

Adolf. Es ſchien mir aber doch —

Erdm. (unterbrechend.) Il fait une chaleur inſupportable!

Adolf. Avec permiſſion! Il fait bien froid.

Erdm. Non — non Monſieur! Je meurs de chaud!

Adolf. Je ſuis fort frilleux.

Erdm. Je le ſais bien! Je n'ai jamais ſenti une telle chaleur.

Adolf. Aber auf die Haartour zu kommen —

Erdm. Je ne saurois souffrir chaleur —

Adolf. (wird den Herrn von Spaar gewahr.) Aha! ici!

Erdm. Wie gewöhnlich!

Adolf. Apropos! Wissen Sie, daß ich einer Sache von der äußersten Wichtigkeit wegen, gekommen bin?

Erdm. (erwartend.) Nun?

Adolf. Wissen Sie das Gustavs Vater angekommen ist?

Erdm. Ich habe ihn gesprochen.

Adolf. Daß er seinem Sohne eine Braut in Amsterdam bestimmt hat?

Erdm. Il est possible?

Adolf. Daß er sich selbst, und zwar mit ihrer Nieçe, verheurathen will?

Erdm. O dieu!

Adolf. Das wird eine schöne Affäre werden! Hol mich der —

Erdm. Ach! — o weh! —

Adolf. Was ist Ihnen?

Erdm. Eine Ohnmacht! — (will sich in seine Arme werfen.)

Adolf. (setzt sie auf einen Stuhl.) He da! Hülfe!

Hr. Sparr. Was giebt's?

Adolf. Eine Ohnmacht! Helfen Sie!

Hr. Sparr. Wie denn?

Adolf. Ich will Leute rufen! (ab.)

Hr. Sparr. Mutchen! — Mutchen! — (gähnt.) Ja! 's ist eine Ohnmacht! (setzt sich bey ihr nieder.) Es wird ja jemand kommen! — (schläft ein.)

Erdm.

Erdm. (schlägt die Augen auf und sieht sich um; da sie Adolf nicht erblickt, springt sie auf und schmeißt Herrn Sparr mit dem Stuhle um.) Der Fähndrich ist ein wahrer, unfühlbarer, Klotz!

(ab.)

Hr. Sparr. O weh! Mutchen! Mutchen! — (hilft sich auf.) Was war das? — Mein Arm! o weh! mein Arm! — Louis! Louis! — he! Louis! (setzt sich.)

Achter Auftritt.

Herr Sparr, Louis. (mit einer Perücke.)

Louis.

Gnäd. Herr?

Hr. Sparr. Bring mir Spiritus! führ mich ins Bett! Ach! mein Arm! mein Arm!

Louis. (setzt ihm die Perücke auf.) Diese Perücke steht Ihnen vortrefflich, gnäd. Herr!

Sr. Sparr. (gähnend) Ja! — du hast recht!

Louis. Sie sehen recht jung aus, wenn sie diese Perücke aufhaben.

Hr. Sparr. Ja! (schläft ein.)

Louis. (hebt den Stuhl auf.) Ich glaube, er ist im Schlafe umgefallen! — Er schläft schon wieder! ey so schlaf! Er wird den Kaffee verschlafen, hernach ists wieder nicht recht. Gnäd. Herr! — gnäd. Herr!

Hr. Sparr. Was giebt's?

Louis. Der Kaffee!

Hr. Sparr. Wo?

Louis. Auf Ihrem Zimmer. — Er wird kalt!

Hr. Sparr. Bring ihn her!

Louis. Aber —

Hr. Sparr. Thu, was ich dir sage! — (gähnt.)
Louis. Nun gut! (ab.)
Hr. Sparr. Daß man doch die Leute nicht zur Raison bringen kann! — Immer muß man sich ärgern — und — hat nichts davon! — Ja! — so geht's! (schläft ein.)

Neunter Auftritt.

Herr Sparr, Minna, Adolf.

Adolf.

Dabey bleibts also? — Spielen Sie nur ihre Rolle gut — und ich denke — es wird alles gut gehen!
Minna. Ich bin in großer Verlegenheit!
Adolf. Fassen Sie nur Muth. Folgen Sie meinem Rathe. Jetzt muß ich meinen Freund sprechen. Reden Sie mit Ihrer Tante, daß die uns nicht den Handel verdirbt. — Leben Sie wohl!
(ab.)
Minna. Ach! wie schwer wird es mir, mich zu verstellen! und doch ist kein andres Mittel übrig uns zu retten als dies. — Wie es nun auch ausfallen mag — es muß gewagt werden. (geht in ein Seitenzimmer.)

Zehnter Auftritt.

Herr Sparr, Leopoldine, (hernach) Louis. (mit Kaffee.)

Leopoldine.

Hm! (sieht sich um.) Der Herr Fähndrich ist fort! Das finde ich gar nicht liebhabermäßig gehandelt!

Louis.

Louis. (kömmt.) Ich dacht's doch!

Leop. Was denn?

Louis. Daß er wieder schläft. Ey! ich werde mir eine gute Stunde machen. (setzt sich an den Tisch und trinkt Kaffee.)

Leop. Das ist schön!

Louis. So gehts beynahe alle Tage. Ich trinke den Kaffee, setze dem Herrn das leere Koffeezeug vor — und wenn er erwacht, glaubt er, er hat schon getrunken. — So macht sich ein bel esprit alles zu nutze!

Leop. Du ein bel esprit? hahaha!

Louis. Warum nicht? — Kann ich nicht Verse machen?

Leop. Verse? hahaha! Das müssen schöne Verse seyn! hahaha!

Louis. Sollst gleich ein Pröbchen davon hören.

Leop. Ich bin begierig.

Louis. Warte nur! Wenn die Tasse geleert ist, dann sollst du Wunder hören.

Hr. Sparr. (erwacht und sieht Louis trinken.)

Louis. Der alte Sparr mag immer schlafen, es giebt schon Leute die wachen. Ich will auch sein Wohlseyn trinken.

Hr. Sparr. Ich danke!

Louis. Sacre dieu!

Hr. Sparr. Schön! während der Herr schläft, trinkt der Kammerdiener den Kaffee. Louis! Louis! wenn das meine Schwester gesehen hätte —

Louis. Zum Glück sah sie es nicht.

Hr. Sparr. Nun! — Thus nicht wieder! — Bring mir andern Kaffee!

Louis. Sogleich gnäd. Herr!

(ab.)

Hr.

Hr. Sparr. Ja! so geht's! immer Verdruß und — (gähnt.) Aerger — und man mag sagen, was man will — 's hilft doch nichts! (schläft ein.)

Leop. Ey so schlaf! 's ist unerhört! Ein Biograph darf einst nur sagen, daß er immer geschlafen hat, und er wird nie in Verlegenheit kommen die Menge seiner Thaten und Meinungen zu sammlen.

Eilfter Auftritt.

Vorige, Adolf, (hernach) Gustav.

Adolf.

Ach! Das ist gut, daß ich dich antreffe! Ist der Kommerzienrath Feller noch nicht hier.

Leop. Nein!

Adolf. Eh bien! (geht zur Thür.) Er ist noch nicht da!

Gustav. (kömmt herein.) Wo ist Minna?

Leop. Auf ihrem Zimmer.

Gustav. Gut! (geht in das Nebenzimmer.)

Leop. Herr Fähndrich —

Adolf. Was beliebt?

Leop. Haben Sie das Billet vom gnäd. Fräulein erhalten?

Adolf. Von der Alten?

Leop. Ja! —

Adolf. Nein! — Es ist mir auch so viel eben nicht daran gelegen.

Leop. Aber ihr liegt sehr viel daran.

Adolf. Meinetwegen!

Leop.

Leop. Sie sind mir der rechte Liebhaber! Sie sind so kalt, so unempfindlich!

Adolf. Ach! Du weist gar nicht, wie feurig ich bin, wenn ich will.

Leop. Also sind Sie Herr ihrer Empfindungen?

Adolf. Nicht allemal. Wenn ich z. B. Dich ansehe —

Leop. Nun?

Adolf. Da bin ich gar nicht Herr über meine Empfindungen; da möcht' ich dich gleich küßen!

Leop. Pfui! wenns jemand säh!

Adolf. Wer solls denn sehen, Närrchen! Der schläft — und wir sind ja allein. Mädchen! Du hast ein paar scharmante Schelmenaugen!

Adolf. So? —

Leop. Man muß dir gut seyn! Man muß dich küßen! (küßt sie.)

Zwölfter Auftritt.

Vorige, Fräulein Erdmuth.

Erdmuth.

Ey! sieh doch! wie galant Herr Fähndrich!

Adolf. Blos eine kleine Erfrischung in der Antichambre.

Erdm. Und du leidest so etwas?

Adolf. Warum nicht?

Leop. Es geschah nicht gutwillig. Er raubte mir den Kuß.

Erdm. Das ist eine insupportable Aufführung! Cela est beau! Ein Kavalier und ein Kammermädchen!

Ist

Iſt das nicht ein vortrefflicher gout? Que dites vous Monſieur? — Wahrhaftig! Eine ganz neue Art ſich bey Damen von Stande zu inſinuiren!

Hr. Sparr. Was giebt's denn ſchon wieder?

Adolf. Ah! bon ſoir Monſieur!

Hr. Sparr. Bon ſoir! bon ſoir! — Wie ſtehts? Noch keine Nachrichten von der Armee?

Adolf. Zwey Briefe!

Hr. Sparr. Aha! laſſen Sie doch hören. —

Adolf. Ich wollte eben aufs Kaffeehaus gehen, und eine Bouteille Wein trinken.

Hr. Sparr. Das können Sie ja auch bey mir thun.

Adolf. Wenn Sie erlauben —

Hr. Sparr. Leopoldine! Bring Wein!

Leop. Bientôt! (ab.)

Erdm. (vor ſich.) Entſetzlich!

Adolf. Apropos! Ich habe etwas mit Ihnen zu reden.

Hr. Sparr. Nun? Iſt Ihr Geld einmal ausgegangen?

Adolf. Das eben nicht — mein Freund Guſtav bittet um ein gnädiges Vorwort bey ſeinem Vater. Der Alte hat ihm ein Mädchen in Amſterdam zugedacht, und mein Freund — iſt leider! heimlich verheurathet.

Hr. Sparr. Was Sie ſagen!

Adolf. Wollen Sie wohl ſo gnädig ſeyn, die Sache zu vermitteln?

Hr. Sparr. Herzlich gern! — Ich will ſehen, was ich thun kann.

Dreyzehnter Auftritt.

Vorige, Louis. (mit Kaffee.)

Louis.

Der Herr Kommerzienrath!

Hr. Sparr. So? —

Adolf. Erlauben Sie, daß ich mich entferne.

Hr. Sparr. Aber die Briefe?

Adolf. Sie sollen sie lesen!

(ab.)

Erdm. Herr Fähndrich! — Atténdez un peu!

(ab.)

Hr. Sparr. Louis! bring mir ein Pfeifchen Taback.

Louis. Wie Sie befehlen!

(ab.)

Hr. Sparr. Ja! alles wendet sich an mich — alles soll ich durchsetzen! Bin ich ein geplagter Mann!

Vierzehnter Auftritt.

Herr Sparr, Kommerzienrath.

Kommerzienrath.

Serviteur! da bin ich schon!

Hr. Sparr. Ey! so geputzt!

Komzr. Ja! das hat ganz eine besondre Bedeutung. — Ich gehe auf Freyers-Füßen!

Hr. Sparr. Du? — Hast du dich in Holland vergafft?

Komzr.

Komzr. Nein! In meinem lieben teutschen Vaterlande! — Aber meinen Jungen will ich nach Amsterdam schicken —

Hr. Sparr. Will er denn hingehen?

Komzr. Er will zwar nicht, aber er soll!

Hr. Sparr. Er wird nicht hingehen.

Komzr. Das wäre der Teufel! Ich will ihn schon Mores lehren, den Elementer!

Hr. Sparr. Weist du was — mach keine Streiche — es ist ein guter Junge — und es ist einmal geschehen —

Komzr. Was? was ist geschehen?

Hr. Sparr. Er hat sich während deiner Abwesenheit verheurathet.

Komzr. Zum Wetter! Ist das wahr?

Hr. Sparr. Wie ich dir sage —

Komzr. Das ist ein verfluchter Streich!

Funfzehnter Auftritt.

Vorige. Louis. (bringt Licht und eine Pfeiffe.)

Louis.

Gnäd. Herr!

Hr. Sparr. Das ist gut! (brennt die Pfeife an.) Sag dem Fähndrich, wenn er noch da ist, er sollte diesen Abend mit einem Löffel Suppe bey mir verlieb nehmen, ich müßte die Briefe noch diesen Abend lesen.

Louis. Wie Sie befehlen!

(ab.)

Komzr. Bruder! was ist da zu machen?

Hr. Sparr. Du mußt ihm verzeihen.

Komzr.

Komzr. Prosit! Enterben will ich ihn.

Hr. Sparr. Das thu nicht!

Komzr. Ich werde es aber thun. — Der verfluchte Kerl hätte so eine gute Parthie thun können!

Hr. Sparr. Die er gethan hat, wird schon auch gut seyn.

Komzr. Nun so mag sie meinetwegen seyn, wie sie will, aber vor die Augen soll er mir nicht wieder kommen.

Hr. Sparr. Nun! nun! wer wird denn gleich so hitzig seyn!

Komzr. Ey! zum Teufel! würdest du denn so gleichgültig seyn, wenn deine Tochter so einen Streich gemacht hätte?

Hr. Sparr. Ich müßte wohl. Was wollte ich denn machen?

Komzr. Ah! Du bist ein gutwilliger Narr!

Hr. Sparr. Schimpf nicht! Wenn ich hernach hitzig würde —

Komzr. Das kannst du gar nicht!

Hr. Sparr. Darauf laß es ja nicht ankommen.

Komzr. Der ungerathene Junge! — Ich will ihn aber züchtigen, daß er seinen dummen Streich gewiß bereuen soll. — Warte er nur Monsieur! Wir sprechen ein paar Worte zusammen, die ihm nicht angenehm zu hören seyn sollen.

Sechszehnter Auftritt.

Vorige. Louis.

Louis.

Gnäd. Herr. Der Faktor aus der Peterschen Handlung ist da. Er will etwas mit Ihnen sprechen.

Hr. Sparr. Was man in der Welt geplagt ist!
(ab, mit Louis.)

Komzr. 's ist zum todschießen! Ich komme mit so gutem Humor hieher, und der verfluchte Junge verdirbt mir das Konzept so abscheulich!

Siebenzehnter Auftritt.

Kommerzienrath. Minna.

Kommerzienrath.

Ey! ey! mein scharmantes, bestes, allerliebstes Engelchen! (küßt ihr die Hand.) Sie sehen ja so holdselig aus, wie die Göttin Aurora.

Minna. Sie scherzen!

Komzr. Bewahre der Himmel! 's ist mein völliger Ernst. — Ach! wenn Sie wüsten — welche Gewalt Sie über mein Herz exerziren! Sie sind einzig und allein die Gebieterin desselben.

Minna. Sie sind sehr bey Laune! Wenn Sie aus Frankreich kämen — ich müßte glauben —

Komzr. Was denn, liebes Püppchen?

Minna. Sie hätten die Komplimentir-Bücher der Nation studiert.

Komzr. Scharmant gesagt! (bey Seite) Sie hat Witz!

Minna. (vor sich.) Wär ich nur aus dieser Verlegenheit!

Komzr. Glauben Sie mir auf meine ehrl. teutsche Kavaliers-Parole, Sie sind Besitzerin meines Herzens, ganz in Wahrheit.

Minna. Das ich nicht wüßte!

Komzr.

Komzr. Drum sag' ichs Ihnen ja eben. — Und ich bin völlig in der Absicht hieher gekommen, Ihnen Hand und Herz anzubieten. (bey Seite.) Nun war's heraus!

Minna. Ihr Herr Sohn —

Komzr. Ach! was! mein Hr. Sohn hat da nichts darein zu reden. Ich bin Vater!

Minna. Eben deswegen!

Komzr. Er hat mich auch nicht gefragt, als er den dummen Streich gemacht, und sich wider mein Wissen verheurathet hat.

Minna. Vergeben Sie ihm.

Komzr. Nein! nein!

Minna. So gilt mein Vorwort nichts? Und Sie wollen mich bereden, ich sey die Gebieterin Ihres Herzens?

Komzr. Wollen Sie mich lieben?

Minna. Sie haben gescherzt!

Komzr. So gewiß ich da stehe, es war mein Ernst.

Minna. Unmöglich!

Komzr. Ich will verdammt seyn, wenn's nicht wahr ist!

Minna. So würden Sie mir meine Bitte nicht abschlagen. — Wollen Sie Ihrem Sohne verzeihen?

Komzr. Wollen Sie mich lieben?

Minna. Wenn Sie verzeihen.

Komzr. Wirklich?

Minna. Von ganzem Herzen!

Komzr. (vor sich.) Was mag ich?

Minna. (vor sich.) Es geht erwünscht!

Achtzehnter Auftritt.

Vorige. Hr. Sparr.

Kommerzienrath.

Herr Bruder — 's ist richtig!

Minna. (vor sich.) Aha!

Komzr. 's ist richtig, sag ich dir!

Hr. Sparr. Was denn?

Komzr. Sie liebt mich!

Hr. Sparr. Wer denn?

Komzr. Deine Tochter!

Hr. Sparr. Meine Tochter? Du, Mienchen?

Komzr. Ja! ja!

Hr. Sparr. Das wär!

Komzr. Hast du was dägegen?

Hr. Sparr. Ganz und gar nicht. — Sie hat ihren freyen Willen. Sie hat Augen, sie kann sie aufthun. Jedes sorgt in der Welt für sich. Aber so viel glaub' ich, sie wirds bereuen. (setzt sich und schläft.)

Komzr. Also — Engelchen, Sie lieben mich? Sie wollen mich lieben, Schäfchen?

Minna. Sie wollen Ihrem Sohne verzeihen?

Komzr. Ja! — ja! ich will!

Minna. Nun, so will ich Sie recht herzlich lieben!

Komzr. Wollen Sie? O! Sie allerliebstes, schar-mantes, liebes, gutes Kind! — Ich weis gar nicht, was ich vor Freuden anfangen soll! — Zeugen her! Zeugen her!

Neunzehnter Auftritt.

Vorige, Fräulein Erdmuth, Adolf.

Erdmuth.

Ah ciel! was ist denn da für ein Geschrey?

Komzr. Sie will mich lieben!

Erdm. Meine Nieçe? — Sie wird ihre Ursachen dazu haben.

Komzr. Meinen Sie?

Erdm. Sans doute!

Komzr. Ich habe ihr versprochen, auf ihre Vorbitte meinem Sohne seinen dummen Streich zu vergeben.

Erdm. Vous avez bien fait.

Adolf. (vor sich.) Nun wird's angehen!

Zwanzigster Auftritt.

Vorige. Gustav.

Gustav.

Mein Vater —

Komzr. Ich vergebe dir.

Gustav. O! wie gütig sind Sie!

Komzr. Hier steht deine Fürsprecherin.

Gustav. Theuerste Minna — Du! Du! —

Komzr. (reist ihn weg.) Sachte! sachte! das ist mein Territorium, Hr. Sohn, geh er zu seiner Frau!

Gustav. Was wollen Sie damit sagen? —

Komzr. Sapperment! bist du denn so dumm, daß du das nicht merkst?

Gustav. Haben Sie mir nicht vergeben? Hier sind Zeugen! —

Komzr. Das hab' ich, aber — er soll mir nur nicht ins Gehege kommen, denn das Engelchen da, wird mich heurathen. Nicht wahr?

Minna. Das hab' ich nicht gesagt.

Komzr. Was?

Minna. Lieben werde ich Sie, so zärtlich, wie meinen Vater, aber heurathen kann ich Sie nicht —

Komzr. Warum nicht?

Minna. Weil ich schon verheurathet bin.

Hr. Sparr (wacht auf.) Ist das so geschwinde schon zugegangen?

Komzr. Verheurathet? — Heimlich verheurathet?

Minna. Mit meinem Gustav! (in seine Arme eilend.)

Komzr.. Ey! so wollt' ich, daß — Wo ist mein Hut? Wo ist mein Stock?

Gustav. Liebster Vater!

Komzr. Marsch! ihr habt mich betrogen.

Minna. Ich verspreche —

Komzr. Ich mag nichts versprochen haben, ich bin Ihr Diener Madam!

Hr. Sparr. Bist du einmal wieder so hitzig?

Komzr. Schweig Schlafmütze!

Hr. Sparr. Reitze mein point d'honneur nicht! — Ich bin auch ein Kavalier. Mein Adel kostet mich über 600 Gulden, das ist kein Spas! Und doch habe ich nur zwey Sporen im Wappen.

Komzr. Aber drey im Kopfe!

Hr.

Hr. Sparr. Touchir mich nicht!

Erdm. Hr. Kommerzienrath — thun Sie, was Sie ohnehin thun müssen, und seyn Sie ruhig, daß die Sache nicht unter die beau monde kömmt, sonst könnten Sie recht sehr ridikül werden.

Komzr. Ihr habt mich überlistet!

Erdm. Ein Mann von Ihrem Alter, sollte gar nicht mehr ans Heurathen denken.

Komzr. Sie haben sich gar nicht darein zu mengen!

Erdm. Pourquoi non? Ich war Zeugin bey Ihres Herrn Sohns Vermählung.

Komzr. (ärgerlich.) Und vermuthlich auch Kupplerin!

Erdm. Monsieur!

Komzr. Was beliebt?

Erdm. Menagiren Sie sich mit solchen Reden, oder ich muß meinen Mann stellen, der Satisfaktion fordert. So etwas können Sie wohl zu einem Bürgermädchen, aber nicht zu der Fräul. von Sparrenberg sagen. Entendez-vous?

Komzr. Bientôt!

Erdm. So richten Sie sich darnach. —

Hr. Sparr. Weist du was, Herr Bruder —

Komzr. Wachst du denn noch?

Hr. Sparr. Mach mich nicht wild! — Weist du was, laß die Sache gut seyn.

Adolf. Sie ist nicht zu ändern.

Komzr. Der Hr. Fähndrich haben also den Vertrauten gespielt?

Adolf. Ja! und 2000 Thlr. verdient.

Erdm. (zärtlich.) Ich verstehe Sie mon ami!

Gustav. Gnäd. Frl. — statt Adolf, bin ich nun Ihr Schuldner. Ich zahle die 2000 Thlr.

Erdm. Haben Sie so viel Geld?

Gustav. Adolf bezahlt mich wieder.

Erdm. (zu Adolf.) Sie sind ein Betrüger!

Adolf. Non Mademoiselle! je suis votre serviteur.

Erdm. Ich bin hintergangen!

Komzr. Auch?

Erdm. O! es ist himmelschreyend! Er versprach mir die Ehe.

Adolf. Ich bezahle ja aber, und diese Bedingung galt nur, wenn ich nicht zahlte.

Komzr. Hahahaha!

Erdm. Und Sie können lachen? Ich möchte weinen!

Komzr. Das glaub' ich! — Aber wie können Sie in Ihrem Alter noch ans Heurathen denken?

Erdm. In meinem Alter? (aufgebracht.) Wie alt bin ich denn?

Komzr. Das weis ich so genau nicht, aber so præter propter, in die Funfzig. Nicht wahr Herr Bruder?

Hr. Sparr. Stark!

Erdm. Was willst du wissen! Du weist gar nichts! Du hast deinen Verstand verschlafen!

Komzr. Leid's nicht!

Hr. Sparr. Was will ich machen?

Erdm. Ich will mich schon rächen! — Ach! ach! — wie wird mir! Ah mon dieu! ich werde — ohnmächtig! (fällt auf einen Stuhl.)

Hr.

Hr. Sparr. Das ist ihr ewiges Malheur. Sie kömmt aber gleich wieder zu sich!

Erdm. (springt auf.) Ihr seyds alle zusammen gar nicht werth, daß man euertwegen ohnmächtig wird. Ihr seyd Hottentotten!

Hr. Sparr. Du bist ja meine Schwester.

Erdm. Leider! — Ich will's aber von nun an nicht mehr seyn! — Und Sie Hr. Fähndrich, nehmen Sie sich vor mir in Acht!

Komzr. Sie fordert Sie heraus!

Erdm. Ich will Sie so blamiren, daß die ganze Stadt mit Fingern auf Sie zeigen soll.

Adolf. Vous me flattez!

Erdm. Ich habe Geld genug, um einen bessern Mann zu bekommen als Sie sind.

Adolf. J' en suis content!

Erdm. Hr. Bruder — morgen zieh ich aus. Ich werde als Gesellschaftsdame an einen Hof gehen, und mich legitimiren, wer ich bin. Ich lasse nicht mit mir spielen, ich bin kein Kind —

Adolf. Je le crois bien!

Erdm. Spotten Sie nicht! Wir wollen sehen, wer zuletzt lacht. — O! es ist erschrecklich! wie man mit mir umgegangen ist! Ach! ich armes betrogenes Mädchen! — Nein! ich will nicht heurathen! ich will allen Männern ewigen Haß schwören, und will sie verfolgen, quälen und martern, so lange mir die Augen aufstehen!

(ab.)

Adolf. Dixi! — Mir war in der That für meine Augen bange!

Hr. Sparr. Also ihr dort, seyd verheurathet?

Minna. Verzeihen Sie bester Vater —

Hr. Sparr. Ich bin alles zufrieden. Und du, Hr Bruder?

Komzr. Was will ich machen? Ich muß ja wohl zufrieden seyn!

Gustav. O! bester Vater! —

Hr. Sparr. Nimm meine Schwester.

Komzr. Sie will ja nicht heurathen.

Hr. Sparr. Darauf probiers nicht.

Komzr. Nein! — Jetzt will ich gar nicht heurathen. — Wißt Ihr was — es war ein dummer Streich von mir, daß ich alter Kerl so ein junges Mädchen nehmen wollte — da — (giebt ihre Hände zusammen.) nun ists gut. — Weist du was Hr. Bruder — wir wollen eine Bouteille achtundvierziger, auf das Schrecken, zusammen trinken.

Hr. Sparr. Das wollen wir.

Komzr. Aber schlaf nicht ein!

Hr. Sparr. Erinnere mich nur dran, so schlaf ich nicht! (beyde ab.)

Gustav. O! wie glücklich bin ich! Minna! mein!

Minna. Dein auf ewig!

Adolf. Seht, die Sache hat sich gut tournirt! Ich denke, wir können zufrieden seyn! — Drum muß man nur nicht gleich verzweifeln wollen. — Ach! bin ich froh, daß ich so weggekommen bin. Dein Herr Papa bezahlt im Grunde die ganze Zeche, er hätte nicht gelegener kommen können!

Gustav. Das macht, er kam aus Holland!

Alle. Hahaha! aus Holland! Hahaha!

2.

Der Weltbürger.

„Wie mag es nur kommen, daß ich bey meiner Gesundheit, meiner Jugend, meinem guten reichlichen Auskommen, meiner Kenntniß der meisten lebendigen Sprachen, und meinem ledigen Stande, doch so oft tödliche Langeweile habe? Wahrscheinlich, weil ich in ganz Berlin nicht Ein lebendiges Wesen finde, das zu der Größe meines Geistes stimmt.“ — — So sprach **Philokles**, und dieser Philokles, der sich selbst Weltbürger, Kind der Erde, und Freund aller Menschen nannte, hatte nicht Eine Seele, in die er Vertrauen setzte; er tadelte Alles, Regierung, Gesetze, Sitten und Litteratur seines Landes, und war nie mit etwas zufrieden. Sein Vaterland war ihm ein Ekel, und frey, wie die Luft, aber Sklave seiner Meinungen, faßte er den Entschluß, sich in Holland, der Schweiz oder England niederzulassen. Unentschlüßig in der Wahl, beschloß er endlich den Anfang mit Holland zu machen. — „Philipp, sagte er zu einem alten Bedienten, der schon seit vielen Jahren sein Hauswesen besorgte, ich will eine Reise thun, die, nach Beschaffenheit der Umstände, lang oder kurz seyn kann. Nehmet meine Sachen in meiner Abwesenheit wohl in Acht; ihr wißt, ich habe ein Inventarium über meinen Keller, und alle meine Sachen; aber ich traue eurer Rechtschaffenheit, und hoffe, ihr werdet ferner treu und ehrlich bleiben. Macht meine Reiseschaise zurecht, und packt ein, was ich brauche.“ Philipp und seine Frau, welche **Philokles** Wäsche besorgte, machten freudig alle Anstalten zur Abreise ihres Herrn, den sie nicht liebten, weil sie so oft gemerkt hatten, daß er sie ebenfalls nicht liebe. Die Postpferde wurden angespannt, und **Philokles** befand sich auf dem Wege nach Holland. So

lange

lange er in den paradiesischen Rheingegenden reisete, entrunzelte die Mannichfaltigkeit der Augenweide ein wenig seine Seele, allein als er auf holländischem Boden kam, fand er, daß seine guten Freunde, die patriotischen Gastwirthe, große Juden waren, und als er sich über ihre Prellereyen beklagte, mußte er noch einmal so viel zahlen. Das veranlaßte ihn denn, sehr kräftige Anmerkungen über die schlechte Polizey des Landes zu machen. Er blieb nicht lange im Haag, weil ihn, wie er sagte, die Lebensart der Gesandten an den Luxus seines Vaterlandes erinnere.

Philokles ging nach **Amsterdam**, und machte Bekanntschaft mit einigen Kaufleuten, die ihm, zu seinem Zeitvertreibe, Thee, Pfeife und Taback vorsetzten, und aus ihrer Art von Schlafsucht bloß sich zu ermuntern schienen, um einen Ueberschlag von dem Ertrag dieser oder jener Schiffsladung zu machen. **Philokles** versuchte es einigemal ihnen zu beweisen, daß ihr Handel und ihre Regierungsform äußerst mangelhaft wären, allein seine guten Freunde ließen ihn reden, tranken Bier, rauchten ihre Pfeife, und würdigten ihn keiner Antwort. Er wurde dieser einförmigen Lebensart bald müde, und nahm den Weg nach der Schweiz. „Großer Gott, rief er aus, welch ein Land, wo die Gastwirthe euch plündern, wo die Reichen euch Langeweile machen, wo man kein gutes Wasser zum Trinken, kein Stückchen Land zum Spazierengehen antrift, und keine reine Luft athmen kann! —

Philokles kam zu **Solothurn** gegen den Ausgang des May an. Der Anblick der auffallenden Ansichten des Juraberges, tröstete ihn ein wenig für das Andenken an die Sümpfe, die er eben verlassen hatte, und er glaubte endlich das Land gefunden zu haben, das ihm behage. Ein reicher Bürger zu Solothurn, nahm ihn, für ein billiges, in die Kost. Die Familie dieses ehrlichen Mannes bestand aus ihm, seiner Frau, und einer achtzehnjährigen Tochter,

Ma-

Mariane, deren Schönheit simpel und natürlich war, wie das Land, das sie bewohnte. Herr Probst, der Herr vom Hause, besaß auf dem Jura, eine kleine Sommerhütte, die ihm wöchentlich vortrefliche Milch und Butter lieferte. Sein Tisch war nicht prächtig, aber Alles war gut zugerichtet und gesund. Philokles konnte sich nicht entbrechen das Einfache und Treuherzige seiner Wirthsleute zu bewundern, und Marianens Schönheit machte einen Eindruck auf ihn, den er sich nicht erklären konnte, weil er nie etwas ähnliches empfunden hatte. Man that den Vorschlag, eine acht Tage in der Sommerhütte auf dem Jura zuzubringen. Ein Bankwagen mit zwey tüchtigen Pferden wurde bestellt, und brachte Herrschaft und Gesinde nach der kleinen Hütte. Philokles gerieth bey seiner Ankunft in eine Art von Entzücken. Ungeheuere, mit dem schönsten Gehölze bedeckte Felsen, schienen ihren Schoos zu öfnen, um den natürlichen Fällen crystallheller Bäche freyen Lauf zu lassen. Am Fuße dieser majestätischen Klippen erstreckten sich blumigte Wiesengründe, wo zahlreiche Heerden weideten, und in der Ferne große Seen und volkreiche Städte; eine Aussicht, die das Auge in jener stummen Bewunderung durchwanderte, welche das größte und schönste Schauspiel der Natur einflößt. Philokles, als er aus diesem süßen Tiefsinn erwachte, warf seine Augen auf Marianen. — Ach, schöne Mariane, rief er, das ist das schönste, was ich, außer Ihnen, gesehn habe! — Sie sind sehr gütig, mein Herr, erwiederte Mariane erröthend; und sagte geschwind ihrer Mutter wieder, was sie eben gehört hatte. — „Glaube nicht deswegen, liebe Tochter, sprach die Mutter, daß du schön bist. Herr Philokles ist ein artiger höflicher Herr; wenn er dir noch mehr solche Höflichkeiten sagt, so erzähle sie mir gleich wieder. — O gewiß, liebe Mutter, seyn Sie außer Sorge, ich sage Ihnen Alles wieder! —

Phi-

Philokles war bezaubert von diesem Aufenthalt, der ganz neu für ihn war, und glaubte ganz ein anderer Mensch geworden zu seyn. Die heitre Bergluft hatte jene schwarzen, metaphysischen Grübeleyen zerstreut, mit denen er so oft behaftet gewesen war. Seine mislaunichte Unzufriedenheit war von ihm gewichen, aber sein Herz und seine Seele erinnerten ihn überall an **Marianen**. Er traf sie mit einem Topf voll Milch in der Hand an, den sie ihrer Mutter bringen wollte. Er wollte ihr den Topf abnehmen, und drückte einen feurigen Kuß auf **Marianens** Hand. — „Schöne **Mariane**, ich liebe Sie über Alles, ich gäbe eine ganze Welt um Ihre Liebe hin!“ — „Herr **Philokles**, ich kann darauf nicht antworten; sie müssen das meinem Vater und meiner Mutter sagen.“ — **Mariane** hatte nichts eiligeres zu thun, als ihrer Mutter gleich alles zu erzählen, was vorgefallen war. — „Er sagte dir also, er liebe dich?“ — „Ja, Mama, und wenn ich ihn wieder liebte, so würde er so glücklich seyn wie eine Welt! — „So so! . . . . und er küßte dir die Hand?“ — „Ja, Mama, recht stark; sie können noch hier sehn.“ — „Mein Kind, du mußt nie allein mit ihm seyn; er ist für uns zu reich!“ — —

Frau **Probst** sagte es ihrem Manne wieder, der sehr aufgebracht darüber war, und dem es nicht die beste Meinung von der französischen Höflichkeit gab. Aber während diese guten Leute die schönsten moralischen Betrachtungen darüber anstellten, sahn sie auf einmal ihr Zimmer mit Rauch angefüllt. **Philokles** Bedienter hatte unvorsichtiger Weise ein Licht ins Heu fallen lassen, das sogleich in Brand gerieth. Das erste, was der Vater that, war, in das Zimmer seiner Tochter zu eilen, und sie auf seinen Armen durch den dicken Rauch zu tragen; seine Frau begleitete ihn, und schützte das Gesicht ihrer lieben **Mariane** mit ihren beyden Händen. **Philokles**, welcher das Feuer

zuerst gewahr worden war, hatte sich mit Rettung seiner Effekten beschäftigt, und sich eiligst im Garten geflüchtet, wo er unter emphatischen Ausrufungen der Feuersbrunst zusah, die zum Glück bald gelöscht wurde, weil die Flamme wenig Nahrung fand. Sobald Alles vorüber war, kam er zu der erschrockenen Familie zurück, und suchte sie durch schöne wohlklingende Worte zu trösten. Allein Herr **Probst** unterbrach ihn brüske: „Herr **Philokles**, sagte er, ich kann die hochstudirten Leute nicht ausstehn, die meiner Tochter albernes Zeug vorschwatzen, aber sie in guter Ruhe verbrennen ließen; morgen gehn wir nach der Stadt zurück, wo Sie so gut seyn werden, sich nach einer andern Wohnung umzusehn.“ Auf der Rückreise nach der Stadt war man, wie man leicht denken kann, sehr ernsthaft, und sprach wenig oder gar nichts. **Philokles** murmelte ganz leise: Soll denn der Freund der Menschen, der Bürger der Welt, auf allen seinen Reisen, nichts als Spitzbuben, Langeweile, Narren und einfältige Dirnen antreffen? Ich sehe, ich muß Menschen und Freyheit in England suchen!“ Auch reisete **Philokles** statt eine andre Wohnung und ein gefälligeres Mädchen zu suchen, auf der Stelle nach London ab, wo er sechs Wochen darauf ankam, und unterwegens mehr als eine Gelegenheit gehabt hatte, die Menschen und ihre Gewohnheiten anzuschwärzen.

Philokles stieg bey einem Manne ab, dessen Adresse man ihm gegeben hatte, und der Kostgänger annahm. Er kam des Morgens bey guter Zeit an, und lief sogleich ans Gestade der **Themse**. Endlich, sagte er bey sich, endlich sehe ich dich, Volk, das König ist! Welche Thätigkeit, welcher Reichthum! Es ist, als ob alle Nationen der Erde hierher wallfahrteten, um dem Herrn der Meere, und der Freyheit zu huldigen. In demselben Augenblicke bespritzte ein Matrose, der merkte, daß **Philokles** ein Fremder war, die Strümpfe des Huldigers, von oben bis unten

mit

mit Schlamm, und ein andrer gemeiner Kerl machte sich das Vergnügen, seinen Haarbeutel mit Koth zu salben, weil Philokles vergessen hatte, daß dies Volk, das König ist, nicht leiden will, daß jeder sich nach seiner Landesart kleide. Philokles ging nach Hause, und erzählte seinem Wirthe, was ihm begegnet war. — Sie hätten sich mit den Kerls baxen sollen, antwortete ihm dieser: sie hätten es Ihnen nicht abschlagen dürfen. — „Ich verstehe mich zu wenig auf dem Faustkampf; und bin lieber weggegangen.“ — Gestehn Sie selbst, daß unser Seewesen im vortreflichen Stande ist — „Ja, aber ich wünschte, daß der Empfang mit schwarzem Koth nicht wäre, womit man gegen die fremden Bewunderer so freygebig ist.“ —

Es war Mittag, und man setzte sich zu Tische; Philokles bemerkte, daß man einem der Mitesser außerordentlich viel Achtung bezeugte, ohngeachtet er sehr einfach gekleidet war, und sehr finster aussah. Er redete während der ganzen Tafel keine Sylbe. Philokles erkundigte sich beym Aufstehn, wer dieser schweigende Mann sey? — Ach! antwortete der Wirth, das ist ein Mann! ein großer Mann! er ist durch die ganze Welt gereiset, und schmeißt die Guineen weg, als ob es Spreu wäre. Alle Lords sind von Geburt an seine Erbfeinde, und sein Beutel steht allen offen, die auf die Regierung schimpfen. Aus Vaterlandsliebe geschiehts aber nicht, denn er hat mir mehr als einmal gesagt, daß er ein Weltbürger sey. . . . . „Ein Weltbürger? so ist er mein Bruder! Ich beschwöre Sie, machen Sie mich mit diesem edlen Mann bekannt!“ — Recht gern; er speiset alle Mittage hier, und wenn ihm Ihre Art zu denken ansteht, so wird es sehr leicht seyn. Er besitzt zwey Stunden von London ein hübsches Landhaus; er besucht es aber immer ganz allein.

Philokles ermangelte nicht, so oft er mit dem schweigenden William Griff aß, (so hieß der Erbfeind der Lords)

Lords) seine Denkungsart an den Tag zu legen, indem er auf die französische Höflichkeit und sonderlich auf die holländische Lebensart loszog, wobey denn auch der Schweiz nicht zum besten gedacht wurde. Zwar hatte er dies letztre Land, und Holland, nur im Flug gesehn, allein deswegen sprach er doch von beyder Regierungsform und Gesetzen, als ob er sie Jahre lang geprüft hätte. William Griff bewegte beyfällig den Kopf, und als die Bekanntschaft zwischen ihnen auf die Art gemacht war, schlug er ihm nach Tische vor, den kommenden Tag bey ihm auf seinem Landhause zu essen, das denn Philokles mit großer Freude annahm. Sie machten den Weg zu Fuß, und eine ganze Viertelstunde that William Griff den Mund nicht auf. — „Sie haben gewiß viel gereiset?, fragte Philokles“. — Viel. — „Welches Land hat Ihnen am besten gefallen?“ — Keins! — „Es ist wahr, die Menschen sind überall . . . .“ — Schurken! — „China soll aber doch ein Land seyn . . . .“ — Wenn's nur keine Mandarinen hätte! — „Sie sind wohl auch zu Paris gewesen; wie gefällt Ihnen diese Stadt?“ — Schlecht; man sieht nichts als Franzosen da. — Ich bin Ihrer Meinung; und überdies weiß man da nichts von Tolerantseyn. Gehn Sie auf der Gasse, so begegnet Ihnen die Wache, gehn Sie aufs Land, so treffen sie die Marechausser an: das Alles kündigt eine Art von Sklaverey an. . . . .“ In dem Augenblicke sprang ein Mann, mit der Pistole in der Hand, auf die beyden Weltbürger zu, und bat sich höflichst ihre Geldbeutel aus. — Das ist nicht mehr wie billig, sagte William Griff ganz kalt, und reichte ihm den seinigen: Philokles sträubte sich ein wenig, aber er mußte nachgeben. Der Straßenräuber bedankte sich, und ging seiner Wege. — „Das war ein ehrlicher Mann!“ sprach William Griff, ganz gravitätisch. — „Ich kann doch nicht sagen, erwiderte Philokles, daß mir diese Art von

Ehrlichseyn so ganz behagen wolle.“ — Warum nicht? Der Mensch ist wahrscheinlich arm; er theilt mit seinen Brüdern: ich finde das ganz natürlich!“ —

Als sie auf dem Landhause angekommen waren, setzten sich die beyden Kosmopoliten zu Tische, und aßen, ohne ein Wort zu sprechen. Nach dem Essen rauchte **William Griff** drey Pfeifen Taback, und **Philokles** ging im Garten spatziren, den er mit Cypressen, Lerch- und Taxbäumen, Tannen und mehrern solchen lachenden Bäumen aufgeputzt fand. Hier und da waren einige rauhe Felsen, zwey oder drey Gräber, und ein paar Ruinen angebracht.

Philokles suchte seinen Bruder Weltbürger wieder auf, den er etwas finstrer als gewöhnlich antraf. Auf dem ganzen Nachhauseweg konnte er nichts weiter als die Worte von ihm herauslocken: „Ich ennüyire mich!“ Den andern Morgen erfuhr er, daß sein Freund **William Griff** sich erhängt hatte, um der Langeweile zu entgehn. **Philokles** hob die Hände gen Himmel, und rief in seinem Schmerz: „Wo soll ich nun hin? Das Glück flieht selbst das Kind der Natur, den Bürger der Welt, der glücklich zu seyn so sehr verdient! O eisernes Jahrhundert!“ —

N.

3.

Der junge Unbekannte: wahre Geschichte.

Die Markise von A** war auf ihrem Guthe, ohnweit der kleinen Stadt **Saint-Amour**, und allein mit ihren beyden Söhnen und ihrem Hofmeister; ein junger Mensch ver-

verlangte sie zu sprechen. Er wurde ins Zimmer gelassen, und bat die Markise, sie möchte ihm etwas zu essen geben lassen. Man fragte ihn, wie alt er sey? er antwortete, 14 Jahr, was sein Aussehn zu bekräftigen schien. Man fragte ihn auch nach seinem Stand, aber er gab trotzig zur Antwort: „Madame, um mir zu essen zu geben, brauchen Sie nicht zu wissen, wer ich bin.“ Man schickte ihn also in die Küche, ohne weiter mit Fragen in ihn zu dringen, allein seine Antwort hatte die Neugier der Markise, so wie seine besondre Kleidung, mancherley Argwohn in ihr rege gemacht. Er trug eine zerrissene Jacke, auf der man noch Lumpen von seidenen Aufschlägen entdeckte; seine Manschetten waren in eben so schlechtem Zustande als seine Klappen, er hatte eine silberne Schuhschnalle im Schuh, und trug sehr feine Wäsche.

Nachdem er sich satt gegessen, ließ man den jungen Unbekannten von neuem hereinkommen, und, weil man nichts von ihm herausbringen konnte, mit den Kindern der Markise spielen, die fast von einerley Alter mit ihm waren, und denen man eingeschärft hatte, zu versuchen, ob sie nichts von seinem Geheimnisse herauslocken könnten. Aber es entwischte ihm nichts; er bat nur die jungen Leute, sich für ihn zu verwenden, daß ihm ein Bette gegeben würde, was die Markise ihm ohne Anstand verwilligte, weil sie überzeugt war, daß es ein Kind von gutem Hause seyn müsse, das im kurzem abgehohlt werden würde, und durch dessen gastfreye Aufnahme, sie sich vielleicht eine vornehme Familie verbindlich machen könnte.

Die Söhne der Markise sahn ihn oft mit Verwunderung an: „Meine Herrn, sagte er, sie sehn mich mit Verwunderung an, aber ich sehe nichts hier, was mich verwundert; das Schloß ist gut, aber nicht schön.“ Und er hatte Recht.

Des Abends fragte ihn die Markise, ob er kein besseres Kleid haben wolle? Er nahm den Vorschlag an, und man holte ihm einen blauen Tuchrock, welcher dem kleinen Q** gehörte, aber er wollte ihn nicht anziehn. „Ich bin nicht dazu da, sagte er, daß ich ihre Liverey tragen soll.“ Er hätte wahrscheinlich aus der Farbe geschlossen, daß es ein Bedienten-Rock der Frau Markise wäre.

So viel Stolz bey dem Ansehn von einem Bettler, setzte die Markise in Erstaunen und Verlegenheit. Sie wollte ihn gern behalten, weil sie immer hofte, Licht zu bekommen, allein sie wußte nicht, wie sie sich gegen ihn betragen sollte. Ließ sie ihn an ihrer Tafel essen, und er war nichts weiter als ein trotziger Bettler, so konnte es ihr von andern Personen, die daran aßen, übel genommen werden; und ließ sie ihn mit dem Gesinde essen, und er war von gutem Hause, so fehlte sie gegen seine Familie. Sie ergriff die Auskunft, ihn allein essen zu lassen. Man gab ihm einen grauen Rock, und was er am nothwendigsten brauchte; er nahm es aber nicht anders an, als gegen Ausstellung eines Schuldscheins, und unter dem Versprechen es wieder zu bezahlen. Als er den Schuldschein unterschreiben sollte, bat er, daß man ihm einen Namen wählen möchte; man überließ ihm diese Wahl selbst, und er hieß sich **Honorius**. Der angebliche **Honorius** schien eine gute Erziehung genossen zu haben. Wenn er in den Lehrstunden der jungen Herrn von A** zugegen war, so rügte er die Fehler die sie machten.

Er schien gereist zu haben, und sprach von verschiedenen Ländern, als ob er sie genau kenne. Wenn man ihm merken ließ, daß man glaube, er sey in diesen Ländern gewesen, so sagte er, er kenne sie aus Reisebeschreibungen, und citirte die Reisebeschreibung namentlich. Eben so citirte er auch die Seite im **Moreri**, wenn die Rede auf große

Häuser

Häuser kam, und man seine Kenntniß ihrer Geschlechter in Zweifel ziehen wollte. Die Citaten trafen immer richtig ein.

Nie ertappte man ihn auf einer Lüge, und bemerkte überhaupt keinen andern Fehler an ihm, als daß er etwas stolz war. Er ließ sich von dem Gesinde respektiren und aufwarten, ohne ihnen Anlaß zu Klagen zu geben. Er schien der Markise sehr ergeben zu seyn, und bezeugte ihr seine Aufmerksamkeit und Achtung, auf eine sehr feine Weise. Als die Markise ihm einsmal sagte, sie sähe, daß er dem jüngsten ihrer Söhne vorzüglicher begegne, als dem ältesten, und es würde ihr leid thun, wenn der letztere es merken sollte, so gestand **Honorius** seine Vorliebe für den jüngsten ein, begegnete aber von dem Augenblicke an, einem wie dem andern.

Wenn die Markise in der Stadt aß, so nahm sie ihn nie mit, sondern ließ ihn beym Pfarrer, oder bey einer andern Person von ihrer Bekanntschaft speisen.

Man nahm wahr, daß **Honorius** gern von **Genf** sprach. Die Markise fiel darauf, ob **Genf** vielleicht seine Vaterstadt wäre. — „**Honorius**, sagte sie eines Tages zu ihm, ich werde bald eine kleine Reise nach **Genf** thun, und den **Honorius** mit mir nehmen." — „Sie werden mich nicht mit sich nehmen, war seine Antwort, denn was sollte ich zu **Genf** machen?" — Vier Monate verstrichen so, und die Markise gewann ihren Fündling täglich lieber; es ging so weit, daß sie Willens war, ihn mit ihren Kindern nach Paris auf die Universität zu thun.

Aber als sie ihn einsmal zu einem Freunde zu Gaste schickte, und bloß von dem Gärtner, einem guten einfältigen Menschen, begleiten ließ, sagte **Honorius** zum Gärtner, als sie vor dem Thore des Schlosses waren, wo sie speisen sollten: „Es ist unnöthig, daß ihr mit den Pferden in den Hof reitet, ihr könnet sie gleich zurückbringen:" und **Honorius**, statt ins Schloß zu gehn, machte sich feldein-

wärts, und verschwand; man hat nichts weiter von ihm gehört. Er nahm nicht mehr mit sich, als was er am Leibe hatte. In seinem Zimmer lag ein Danksagungs-Schreiben an die Markise. Sie hatte ihn in die Zeitungen setzen lassen, als er zu ihr kam, und machte auch jetzt darin seine Flucht bekannt.

Eine kurze Zeit nach seiner Verschwindung kam ein Herr in einer Postschaise mit einem Kammerdiener im Schlosse an. Er verlangte die Markise zu sprechen, und erkundigte sich bey ihr nach dem jungen Unbekannten. Er sank in Ohnmacht, als er seine Flucht vernahm. Seine Fragen die er nach der Aufführung des Jünglings that, als er sich wieder erhohlt hatte, und der freudige Antheil, mit dem er ihn loben hörte, Alles machte glauben, daß es der Vater seyn müsse. Es kostete viele Ueberredung, bis er ein Bette im Schlosse annahm. Er legte sich nieder, ohne einen Bissen zu essen, und bat die Markise, den andern Morgen die Gerichte kommen zu lassen. Er ließ eine Registratur verfertigen, deponirte einen Theil der Lumpen des Kindes beym Gerichte, und nahm den andern Theil mit sich. Die Markise mußte ihm ein Verzeichniß von Ihren Auslagen und Kosten, die sie wegen des Honorius gehabt hatte, aufsetzen, welches er bezahlte. Sie setzte aber nur sehr wenig auf, und bloß um den Fremden durch eine abschlägliche Antwort nicht zu beleidigen. Er reisete sogleich wieder ab.

Die Bedienten des Fremden hatten sich bey den Bedienten vom Hause stark nach dem Betragen des Unbekannten erkundigt, und sich über das Lob gefreut, das ihm einstimmig ertheilt wurde. Sie hatten sich aber über nichts herauslassen wollen.

Einen Umstand darf ich nicht vergessen: wenn der Unbekannte in der Kirche war, so schien ihm der Pomp der Ceremonieen der katholischen Kirche unbekannt zu seyn,

und

und er gab dann Achtung, wie es die andern machten, um sich darnach zu richten. Er lernte den Catechismus heimlich, und bekannte sich, dem Anschein nach, zu keiner Religion. Wenn die Markise mit ihm von der christlichen sprach, so antwortete er zwar ihren eigenen Begriffen gemäß, aber mehr aus Gefälligkeit als aus Ueberzeugung.

So viel Klugheit und Zurückhaltung, ein so guter Karakter, ein so überlegtes und gleiches Betragen gegen jedermann, eine so wahre und unwandelbare Dankbarkeit, die sich jedoch nie bis zur Vertraulichkeit vergaß: das Alles würde einem bejahrten Manne Ehre machen, um so mehr einem vierzehnjährigen Jüngling. Das Geheimhalten seiner Abkunft ausgenommen, hatte **Honorius** in seinem Karakter nichts Verstelltes oder Heimliches.

Was ihn zur Flucht aus dem väterlichen Hause bewegen konnte, bleibt ewig Räthsel. Daß er das Schloß der Markise verließ, daran war entweder die vorgegebene Reise nach **Genf**, oder ihr Projekt Schuld, ihn nach Paris auf die Universität zu thun. Zwey Jahre sind es schon, daß er verschwunden ist, aber noch weint die Markise um ihren geliebten **Honorius**, und sehnt sich nach Nachrichten von ihm.

4.

Beytrag zu einer künftigen Beschreibung des Gartens bey Tiefurt, ohnweit Weimar.

Dieser Garten, dessen Ganzes das Gepräge von Einladung zur Selbstsammlung und sanften Schwermuth an sich trägt, enthält jetzt Leopolds Denkmal. Einfach und prachtlos wie Er im Leben war, steht dieses Denkmal am Abhang eines Hügels, nur wenige Schritte über dem Ufer der Ilm. Es ist eine Urne, um die sich eine Schlange windet: das Piedestal, auf eine Unterlage von Tuffstein gestützt, hat den Medaillon des Erretters, dessen Leidenschaft Menschenliebe war; darunter Helm und Waffen, und dann die Aufschrift:

DEM
VEREWIGTEN
LEOPOLD
ANNA AMALIA.

alles nach der Seite gekehrt, wo die Ilm sanft und lieblich rauscht. Zwischen den Tuffsteintrümmern drängen sich junge Tannen hervor und Rosen. In der Nähe ist eine Ruhebank: hier sieht man dem kommenden Fluß entgegen; und durch das Grün eines kleinen Gebüsches schimmert das Monument.

5 — §.

5.

Brief eines Reisenden (des Herrn Düparty,) an seine Kinder, auf seiner italiänischen Reise, 1785.

Auf dem Gipfel des Vesuvs,
bey'm Schein eines Ausbruchs, um Mitternacht.

Diese zwey Zeilen schrieb ich auf dem Gipfel des Vesuvs beym Schein eines Ausbruchs.

Es ist gleichsam eine Denkmünze, die ich zum Beleg meiner Reise präge, um euch meine Kinder, wenn ihr einst, wie ich, Zuschauer dieser wunderbaren Brands seyn werdet, an diesen Augenblick des Lebens eures Vaters zu erinnern, und durch dieses Andenken in euren Augen dieses prächtige Schauspiel noch zu verherrlichen.

Als ich gegen sechs Uhr des Abends zu **Resina**, einem kleinen Dorfe über **Portici** hinaus, angelangt war, verließ ich mein Fuhrwerk, und bestieg ein Maulthier. Drey starke Männer begleiteten mich, und ich nahm einen Vorrath an Fackeln mit.

Der Weg ging Anfangs zwischen zwey Geländern Bergan, die mit Pappeln, Maulbeerbäumen, Feigenbäumen bedeckt waren, zwischen welchen sich geschmeidige und starke Weinstöcke schlängelten, die sich bald an diese Bäume hingen und stützten, bald sich allein in der Luft emporhielten.

Man zeigte mir im Vorüberreiten das Haus, wo **Pergolese** jene so glückliche und so traurige Schwermuth zu heilen suchte, der er im sieben und zwanzigsten Jahre sein unsterbliches Stabatmater und seinen Tod verdankte.

Nachdem ich eine ganze Stunde durch schöne Baumgärten geritten war, kam ich zu einer ungeheuren Lava.

Der Vesuv warf sie vor ungefähr sechszig Jahren aus.

Ganz Neapel bebte davor; aber die Gefahr drohte nur einen Augenblick; hier machte sie halt.

Noch droht, noch entsetzt sie, ob sie gleich unbeweglich und verloschen ist.

Der Rand dieser Lava ist, wie das Gestade der Seine mit Rasen und Blumen geschmückt, und hin und wieder mit jungen Sträuchen beschattet, die von einer fruchtbaren Asche, so zu sagen, gewässert werden und beständige Nahrung empfangen!

Ich folgte einige Zeit einem äußerst beschwerlichen Pfade, und befand mich nun auf gräßlichen Felsen, und mitten unter nachgebender Flug-Asche.

Hier fußen Thiere nicht mehr, wohl aber der Fuß des Menschen, der bis fast an alle die Gränzen drang, welche ihm die Natur vorschrieb, und sie oft überschritten hat.

Hier mußte ich mühsam über Klumpen Schlacken klettern, die unter meinen Tritten wichen.

Ich blieb einen Augenblick stille stehn, und schaute um mich her.

Vor mir verdickte der Rauch des Volkans die Schatten der Nacht, und die Wolken, die um den Berg schwammen; hinter mir deckte die hinter die Gebirge gesunkene Sonne mit ihren sterbenden Stralen, die Küste von Pausilippo, Neapel und das Meer; indessen über der Insel Capräa, der Mond am Horizonte erschien: so, daß ich in diesem Augenblicke die Wellen des Meeres zu gleicher Zeit von dem Scheine der Sonne, des Monds und des Vesuvs, funkeln sah! — Welch' ein Gemählde!

Als ich mich am Anblick dieses Dunkels und dieses Schimmers; dieser gräßlichen, todten, verlassenen Natur,

und

und dieser lachenden, lebenden, fruchtbaren geweidet hatte, stürzte ich mich in die Wolken, und begann weiter zu klettern. Ich erreichte den Krater.

Ist das der furchtbare Volkan, der seit so vielen Jahrhunderten brennt, der so viele Städte verschüttete, so viele Menschen tödtete, und noch jede Stunde diesem elysischen Gefilde, diesem schönen Neapel droht, wo man in diesem Augenblicke lacht, singt, tanzt und nicht einmal an ihn denkt? Welche Hellung um diesen Abgrund! welche Gluth in seinem Innern! Erst brüllt sein brennender Schlund, dann schleudert er mit fürchterlichem Geprassel durch den dichten Aschenregen, eine ungeheuere Feuer-Garbe empor, die aus Millionen Funken, aus Tausenden von Steinen besteht, die man an ihrer schwarzen Farbe erkennt, die pfeifend die Luft durchschneiden, niederfallen, springen und hinabrollen; nicht hundert Schritte von mir sprang einer dieser Steine hinab. Der Abgrund schließt sich, dann öfnet er sich von neuem, speyt eine neue Feuersbrunst. Indessen erhebt sich die Lava an den Rand des Kraters, schwillt, siedet, läuft über ..... und höhlt, in langen Feuerbächen, die schwarzen Seiten des Bergs aus.

Ich war wirklich in Entzücken! — Diese Wüsteney! Diese Höhe! Diese Nacht! Dieser brennende Berg! und ich war da! — Ich hätte die ganze Nacht bey diesem Brande zubringen, und die wiederkehrende Sonne durch den Glanz ihrer blendenden Stralen ihn bleichen sehn mögen!

Aber der Wind der ungestüm stürmte, hatte mich schon halb erstarrt gemacht. Ich stieg wieder hinab! O wie wehe thuts, von solch' einem Gemählde den Blick loszureißen, da man weiß, daß es der letzte ist!

Lebe wohl Vesuv, lebe wohl Lava und Flamme, die diesen Schlund kränzt und erleuchtet! Lebe wohl furchtbarer und so wenig gefürchteter Berg! Sollst du einst unter

deiner

deiner Asche diese Schlösser, diese Dörfer oder diese Stadt begraben, o so sey es nicht in dem Augenblick, wo meine Kinder hier wandeln werden!

Meine Führer hatten die Fackeln angezündet; ich stieg, oder besser zu sagen, ich rutschte hinab, bis an die Knie in Asche versunken. Ich rutschte so schnell, (denn anders ist es nicht möglich) daß ich in einer halben Stunde den Weg zurücklegte, zu dessen Erkletterung ich drey Stunden gebraucht hatte. Einer von meinen Schuhen verließ mich, in tausend Stücken zerfezt auf halbem Weg, der andre an dem Orte, wo ich vom Maulthiere gestiegen war.

Im Hinabsteigen begegnete ich Engländern, die zum Krater kletterten. Wir hielten still, und sprachen vom Vesuv. Die Hellung unsrer Fackeln unterbrach einen Augenblick die Nacht die über diesen Lavastrom verbreitet lag, und der Laut unsrer Stimmen die tiefe Stille, die umher ruhte.

Wir nahmen Abschied, und ich verfolgte meinen Weg. Ich kam sehr ermüdet zu **Portici** an, legte mich sogleich zu Bette, und fiel in einen tiefen Schlaf.

Aber um sechs Uhr des Morgens erwachte ich und fand den Gipfel des Vesuvs, und seinen Krater, und seine Feuersbrunst, und seine Lava, vor meiner Einbildungskraft wieder. Meine Seele bebte noch von allen den Eindrücken des gestrigen Tages.

Der Ausbruch des Vesuvs ist eins von den Schauspielen, das weder der Pinsel noch die Sprache wiederzuschildern vermögen, und das die Natur sich allein vorbehalten zu haben scheint, um die Bewunderung des Menschen zu rühren, wie den Aufgang der Sonne oder die Unermeßlichkeit der Meere!

---

6. Denk-

6.

Denkschrift *)

zur Kanonisation Abrahams Gaumeir, berühmten Antiphilosophens unsrer Tage: oder Schutzschrift für Abraham Gaumeir gegen die angeblichen Philosophen Diderot und d'Alembert: nebst einer Widerlegung aus authentischen Factis von denen Verleumdungen, welche man täglich wider die eifrigen Patrioten verbreitet, welche den Muth gehabt, die gefährlichen Irrthümer der Encyklopädie zu ahnden.

(Aus dem Französischen des Diderot.)

O ihr Philosophen, wie gefährlich ist es, euch zu überraschen, und einen unbesonnenen Blick in das Labyrinth eurer Meinungen zu werfen! Wehe dem, der wider seinen Willen auf die Spur eurer Kabalen gekommen ist! Es wäre besser für ihn, er hätte eine hungrige Löwinn überfallen, die ihre Jungen säugt, oder er hätte die vergoldeten Schuppen einer häßlichen Schlange angetastet, die hinter einer Orangenhecke verborgen lag. Sein Untergang würde eben so gewiß, aber minder schmerzhaft seyn. Ihr laßt ihn unter den grausamen, spitzigen, vergifteten Pfeilen der Verleumdung eines langsamen Todes sterben. Nichts rührt, nichts entwaffnet euch, weder die Reitze der Unschuld, noch die Einfalt des Geistes, noch die Gutherzigkeit eines

*) Diese Denkschrift ist nie ins Publikum gekommen, wenn sie gleich gedruckt gewesen. Gegenwärtiger Abdruck ist nach einem Exemplare des Policeylieutenants gemacht worden, der nur drey Exemplare behalten, und alle übrige verbrennen ließ. Dies Exemplar hatte den Titel: Amsterdam, 1769, ohne Namen des Druckers.

eines unerfahrnen Gemüths. Man wage es nur unvorsichtiger Weise, die Maske aufzuheben, hinter die ihr euch verbergt; man enthülle nur den Stolz der Philosophie, die eine Universalmonarchie über alle Geister zu errichten trachtet, nur der erste Ausbruch des Erstaunens, ein Schrey des Schreckens errege das Publikum; schon genug, der Unbesonnene ist des Hochverraths schuldig, und wird von den Schlangen den Furien übergeben. Dies ist das Urtheil, das ihr über erhabene Genies, über wahre Philosophen, welche die Nachwelt unserm Zeitalter beneiden wird, über die **Moreaus, Batteux, Sorets, Dü-Hayers,** *) und vornehmlich über den guten, ehrlichen, unschuldigen Herrn Abraham Gaumeix ausgesprochen habt. Letzterer sollte heute das größte Mitleid erregen, weil seine äußerste Unschuld, und die äußerste Strenge, die man an ihm verübt, den stärksten Kontrast machen.

Man treibt den Haß gegen ihn so weit, daß man ihn beschuldigt, **Jesuit gewesen zu seyn.** Haltet ein, Boshafte! Habt ihr wohl bedacht, daß das heiße, ihn verdam-

*) **Dü-Hayer** ist ein bloßer Barfußermönch, aber gelehrter, als alle Mönche zusammengenommen. Seine Gelehrsamkeit ist so ungeheuer, daß man sie für übernatürlich hält; sie ist weit mehr die Frucht einer himmlischen Erleuchtung, als des Studiums. Er gleicht Zug für Zug im Wuchs, in der Figur, in der konvulsivischen Bewegung der Augen, Nasenlöcher und Ohren dem berühmten Petrus Eremita. Er nahm vor zwey Jahren aus Bescheidenheit den Titel eines Generallieutenants der Antiencyclopädistischen Armee an; die Stelle eines Feldmarschalls blieb noch unbesetzt. Vor ungefähr vier Monaten sandte der Himmel den Abraham Gaumeix; ein heiliger Geruch verkündigte ihn eine Meile im Umkreis; man übertrug ihm einstimmig das Kommando und die Anführung dieses neuen Kreuzzuges. Moreau, Batteux, Soret sind die Adjutanten. Diese drey Ritter haben mehr dann einmal erklärt, daß jeder von ihnen insbesondere von Kindheit auf einen gewaltigen Beruf zu der Kutte und dem Strick des heil. Franciscus gehabt habe, aber sie fürchteten, ihre Demuth möchte, im Staub des Klosters vergraben, zu wenig erbauen, und wollten daher diese Tugend lieber auf der Bühne der Welt, vor den Augen von ganz Paris, von ganz Europa ausüben.

dammen, lebendig verbrannt zu werden, ihn dem Zorn aller gekrönten Häupter, und aller Staatsminister übergeben, wenn ihr ihn in die Gesellschaft der Malagridas setzt?

Aber was helfen meine Vorstellungen? Ihr habt Herzen von philosophischen Stahl; und, gleich als wenn es nicht genug wäre, diesen Unschuldigen zum Feuer bestimmt zu haben, gebt ihr ihn auch noch, mit recht überlegter Grausamkeit, der Verachtung Preis. Ihr versichert, er sey, halb mit Willen, halb gezwungen, aus jener Gesellschaft getreten, die wegen der seltenen Kunst so fürchterlich sey, jeden Menschen an seinen Platz zu stellen, ihn blos dazu zu gebrauchen, wozu er tüchtig ist, und durch ihn, ohne daß er es selbst weiß, die verborgenen und schwarzen Absichten eines grenzenlosen Ehrgeitzes zu befördern. Ihr behauptet, es sey ihm von ihr das doppelte Amt eines Spions der Policey, und eines Spions des Paters Frei *) aufgetragen worden; durch solche elende Werkzeuge bringe der Jesuitergeneral die Wunderwerke seiner Politik hervor, und regiere in seinem Zimmer alle Hauptstädte in der Welt, von Rom bis nach Peking und Lissabon, von St. Sacarment bis nach Aurbec und Burnos-Aires. Der fade Mensch, der Abraham Gaumeix, setzt ihr hinzu, ist jetzt nichts als der

*) Der P. Frei ist zum siebentenmal Provincial der Jesuiten in Frankreich. Dieser außerordentliche Mann, verbirgt unter seinen schiefen Augen, unter einer einfältigen und plumpen Mine, unter der Physiognomie eines Hottentotten zwey vortrefliche Talente, den scharfen Blick des Adlers, der seinen Raub von dem einen Ende der Hemisphäre zu dem andern entdeckt, und die Schlangenklugheit, alles, was sich ihm nähert, in schwache Tauben zu verwandeln. Diese beyden bewundernswerthen Gaben sind nicht in der Dunkelheit geblieben; er ist siebenmal zu seiner Würde, wie Marius zum Konsulate, erhoben worden.

der Strohmann, der seinen Namen statt der heiligen Gesellschaft hergeben muß, welche die Encyklopädie als eine königliche Unternehmung betrachtet, und ihr, wie ihren Königen, durch die elendeste Menschen einen Stoß beybringen läßt. Welche schreckliche Beschuldigungen! Meine Feder weigert sich, sie nachzuschreiben, und eilt auf die umständliche Rechtfertigung dieses Patrioten über. Und wir werden das Vergnügen haben, sie durch ein authentisches Wunder zu bekräftigen, woran wir am Freytage in der ersten Fastenwoche Zeugen gewesen, das heißt, durch die ausführliche Erzählung seiner schmerzhaften und glorreichen Kreutzigung. Man könnte auch den Vorfall einer kleinen Geißelung anführen, welche unser glorreicher Märtyrer Tags darauf erlitt; da sie aber nicht ganz freywillig gewesen, so hat dabey auf Seiten des Dulders nicht Freiheit gerade statt gefunden, um daraus ein Denkmal zu seinem Ruhme zu machen; indessen werden wir vielleicht an seinem Orte ein Wort davon sagen — Wir wiederhohlen es:

Die drey Punkte der Anklage gegen **Abraham Gaumeix** sind 1) daß er Jesuit gewesen sey. 2) Daß er aus der Gesellschaft getreten sey, um Spion der Policey und der Gesellschaft Jesu zu werden. 3) Daß er nur seinen Namen zu allen den Verleumdungen hergebe, welche die Jesuiten wider die Encyklopädie verbreiten.

Abraham Gaumeix widerlegt sogleich diese drey Abschnitte einer schwankenden und tollkühnen Anklage durch drey verneinde Beweise, welche in den Augen eines guten Logikers alle Stärke der bejahendsten haben werden.

1) Habe ich, sagt er, meine Feinde vergiftet? Habe ich meine Lehrer ermordet? Habe ich meine Schüler entehrt? Alles dies haben meine Gegner bey aller ihrer Wuth weder zu beweisen noch zu behaupten gewagt. Man kann

folg-

folglich weder behaupten noch beweisen, daß ich ein Jesuit gewesen sey.

2) Ich bin nie Spion der Policey gewesen; wenn es anders gewiß ist, daß Herr Bertin, der allgemein für einen Mann von Geist und Genie erkannt wird, alsdann, wenn er sich genöthigt sieht, Böswichter zu Spionen zu brauchen, zum wenigstens geschickte und feine Schelme dazu wählt. Gesetzt nun, ich wäre auch ein solcher Böswicht, als mich die Encyklopädisten beschreiben, so bleibt es doch noch immer, diesen Herren zufolge, gewiß, daß ich nichts als ein Pinsel, als ein lastbares Thier bin. Folglich kann mich Herr Bertin unmöglich zum Spion erkohren haben; noch viel weniger die schlaue Gesellschaft.

3) Ich bin kein Strohmann, kein Namenleiher, kein Handlanger von den Verläumdungen der Jesuiten. Denn, gesetzt mein Stil hätte eben so viel Pedanterey, als man diesen guten Vätern heut zu Tage vorwirft, so ist es doch immer gewiß, daß sich in meinem Werke kein einziger Satz findet, welcher den Semipelagianismus, den Königsmord, die Ultramontanische Lehre, mit einem Wort, den Molinismus begünstigte; und ich fodre meine Ankläger auf, mir einen solchen Satz zu zeigen. Folglich legt man mir gegen alle Wahrscheinlichkeit die drey in der Klage benannten Verbrechen bey.

Diese verneindende Antworten, welche, es im Vorbeigehn zu sagen, Beweise von der vortreflichen Logik des **Abraham Gaumeix** sind, werden zu unwiderleglichen Gründen, wenn man sie mit dem Ansehn der ehrwürdigsten Männer unterstützt. Wir wollen nur einige solche Urtheile anführen, die durch ihr Gewicht ersetzen werden, was ihnen an Menge abgeht.

Herr von M * * *, erster Präsident, dessen Verdienste und Talente über alles Lob erhaben sind, macht sich eine Ehre daraus, den Abraham Gaumeix zur Tafel zu ziehen,

und ihm die wichtigsten Geheimnisse seiner Familie, seines Kabinets, und seiner Expedition zu vertrauen. Dieser weise Herr gerieth beym ersten Gerücht, das sich verbreitete, als ob Abraham Gaumeix Jesuit gewesen wäre, und es noch in weltlicher Kleidung sey, in den größten Unwillen, daß er eine solche Schlange in seinem Busen ernährt habe. Er ließ daher viel umständlichere und anhaltendere Untersuchungen anstellen, als je gegen Ravaillac und Damiens angestellt worden. Außer denen Deputirten, die er zu einer so wichtigen Angelegenheit ernannte, hörte er auch selbst eine sehr große Menge von Zeugen ab, konfrontirte sie, hielt ihnen ihre Aussagen vor, und überzeugte sich, daß es die schwärzeste Verläumdung sey, welche die erboßte Hölle gegen einen ehrlichen Mann ausstoßen könne.

Herr Joly de Fleury, Generaladvokat, welchen man den größten Redner unsrer Zeiten und die Zierde des Parlaments nennen kann, hat in seinem beredten Ansuchen vom 23. Jenner kein Bedenken getragen, den Abraham Gaumeix neben einem Tertullian und heiligen Augustin zu nennen; er hat ihm sogar den Vorzug vor diesen beyden Kirchenvätern gegeben, die er mit Ruhm anführte. Laßt uns, meine Herren, einen Augenblick verweilen, und die Stärke des Beweises erwägen, den uns diese Sache zum Besten des Abraham Gaumeix an die Hand giebt.

Die Majestät, der edle Stolz, und die große Würde des ersten Reichskollegiums hat ihm nie verstattet, jemals einen lebenden Schriftsteller zu loben. Hätte man jemals von diesem Gesetz abgehen können, so hätte es um des Herrn Erzbischofs von Paris willen geschehen können, dessen Ausschreiben (jedoch nächst dem von Herrn Joly de Fleury) an Scharfsinn, Beredsamkeit und Anmuth das Prächtigste sind, was man je gesehen. Obgleich aber der Parlamentshof sehr oft Gelegenheit gehabt, nach dem erlauchten Erzbischofe zu erkennen, so hat sich doch dieses gravitätische

Kol-

Kollegium nie einen Lobspruch auf den Prälaten erlaubt. Hätte man jemals von dieser Gewohnheit abgehen können, so hätte es um der Sorbonne willen geschehen können, dieser erstgebohrnen Tochter unsrer Könige, deren schrecklicher Blick die Ketzereien und ihre Kabalen im ersten Keime erstickte, Fürsten erwählte, Tyrannen in Furcht setzte. Dennoch hat zu ihrem Ruhme immer noch das gefehlt, ein Lob aus dem Munde des Parlaments zu hören; und es hat nicht das Ansehn, als ob sie heut zu Tage, da sie alt, kraftlos, aberwitzig, runzlicht, häßlich, verächtlich, und verachtungswerth geworden, dasjenige erlangen werde, was man den Reitzen ihrer Jugend zu verweigern für Schuldigkeit hielt. Diese höchste Ehre, dieser Ruhm, von dem noch kein Beispiel gesehn worden, war dem Abraham Gaumeix aufbehalten. Zittert, ihr Verläumder, kehret in euer Nichts zurück, nachdem ihr gesehn, daß der gute, ehrliche, unschuldige Abraham über den Erzbischof von Paris, über die Sorbonne, und sogar über die Kirchenväter erhaben worden! Ich weiß nicht, ob man bisher Grund gehabt, die Encyklopädisten als gottlose und böse Bürger in Verdacht zu haben; aber nun läßt sich nicht länger daran zweifeln. Welche Gottlosigkeit kann größer seyn, als eine so heilige Person, wie der **Pater Abraham Gaumeix** ist, mit Schimpf und Schande bedecken zu wollen? Kann eine größere Bosheit, eine der ganzen bürgerlichen Gesellschaft schädlichere Kabale gedacht werden, als mit Freuden denjenigen als einen Ruchlosen verbrennen zu lassen, an dessen langen Leben dem Himmel selbst gelegen ist, um der Erde ein Beispiel einer **vollkommenen Unschuld** zu geben? Man sah wohl zuweilen Ungläubige diesen oder jenen Heiligen aus dem Paradiese jagen, aber noch hat man keinen gesehn, der sie schon bey Lebzeiten von der bürgerlichen Gesellschaft hätte abschneiden wollen. Und überdem welch ein Unterschied ist zwischen den Heiligen! Was war ein

heiliger Ursicius, ein heiliger Ignatius, ein heiliger Sulpitius, ein heiliger Eustachius in Vergleichung mit dem Vater aller Gläubigen? Hatten diese Herren wohl die encyklopädische Hyder bekämpft? Sie haben, wird man sagen, die Betrübten getröstet, die Kranken gepflegt, die Armen unterstützt, die Menschheit geehrt; ganz recht; aber das ist noch nichts, die Türken thun eben das. Sie mußten schon vor tausend Jahren die Encyklopädie bestreiten, und vor allen Dingen von Herrn Joly de Fleury in der ehrwürdigen Versammlung des Parlaments mit Lobsprüchen angeführt werden.

Verlangt man noch mehr Urtheile zu Gunsten **Abraham Gaumeix**? — Nur ihre Menge, und ihre Rangordnung untereinander setzt uns in Verlegenheit. Ich habe funfzehn Kardinäle des Pabstes mit dem Rauchfaß in der Hand vor unserm neuen Abraham einhergehn sehen, so wie weiland der König von Sichem zu dem alten kam, sich vor ihm niederwarf, ihm die Namen eines göttlichen Gesandten, eines Heilandes, eines Befreiers gab, ihn als einen Schild der Kirche betrachtete. Man hat sogar mit vieler Wahrscheinlichkeit gemuthmaßt, der berühmte Patriarch der Juden, der Vater aller Gläubigen sey bey dem Bunde, den er mit Gott machte, bey dem Siege, den er über gottlose Könige davon trug, und bey den Ehrenbezeigungen, die er vom König von Sichem erhielt, blos ein geheimnißvolles Vorbild des neuen Patriarchen von Orleans gewesen. Es wird in Ansehung dieser vortreflichen Muthmaßung kein Zweifel mehr übrig bleiben, wenn man bedenkt, daß der Himmel, der unserer Schwachheit schont, große Begebenheiten jederzeit vorher verkündigt habe, um uns vorzubereiten, daß wir mit eben so viel Ehrfurcht als Erkenntlichkeit die Geschenke aufnähmen, die er dem menschlichen Geschlechte vermöge seiner großen Barmherzigkeit macht.

Der

Der heilige Pabst zu Rom, der berühmte Rezzonico hat, auf Erinnerung der funfzehn Kardinäle, von der Höhe seines Stuhls sein prophetisches Fernglas auf Abraham Gaumeix gerichtet, ganz deutlich in der Zukunft gelesen, und (erstaunendes Wunder!) alles das vorhergesagt, was ihm unsre patriotischen obrigkeitlichen Personen von den Begebenheiten zu Paris geschrieben hatten. Nachdem die Entzückung dieses wundervollen Gesichts vorüber war, hüpfte ihm sein väterliches Herz vor Freuden, seine zitternde Stimme ward zusammenhängender, und er berief das heilige Kollegium zusammen, um dem Abraham Gaumeix die Ehre der Seligsprechung noch bey Lebzeiten angedeihen zu lassen. Der Advokat des Teufels hat in der That, voll Eifer für sein Vaterland, mächtig dagegen gefochten; er ist in eine solche Hitze gerathen, daß er Dinge sagte, die, wenn sie auch wahr, nicht minder teuflisch wären: er hat behauptet, Gaumeix sey nichts als eine Maschine der Einfalt, von Betrügern und Schwärmern in Bewegung gesetzt; er hat es durch die Schilderung von dem Verhalten der Maschinenmeister, und durch Besichtigung des elenden Werkzeugs, das sie in Bewegung bringen, klar, wie der Tag, gemacht. Aber der heilige Vater, der die Gewalt empfangen, den Teufel zu binden, und ihn, um der Wahrheit wie um der Lügen willen, zu strafen, legte seinem Advokaten Stillschweigen auf, und entschied, zur Freude der rothen Hüte, für die himmlische Sendung des Abraham Gaumeix. Man verfertigt die Kanonisationsbulle in der Dataria; man wird sie triumphirend nach Paris schicken, ein Barfüsser, ein Freund des Dü-Hayer ist zum Staatsboten ausersehn, der sie nach Frankreich bringen soll; das Te Deum soll in der Kirche St. L. F. zu Paris gesungen werden; neben dem hohen Altar wird ein Thron für Abraham Gaumeix aufgerichtet; ein Engel wird ihm die Krone der Unschuld aufs Haupt setzen; Bruder Dü-Hayer, Soret, Moreau,

Batteux sollen zu seinen Füßen stehen, und jeder ein Exemplar von den *) rechtmäßigen Vorurtheilen in der Hand haben; ein Priester von der Congregation des Oratoriums und ein Doctrinarier werden Weyrauch von Marseille unter die Nase des neuen Heiligen duften lassen. Drey Tage sollen Illuminationen in allen Straßen von Paris gemacht werden; und der Kommissarius hat Befehl, die Herren Diderot und d'Alembert zu einer großen Geldstrafe zu verdammen, wenn sie unterlassen, ihre Fenster zu erleuchten, und an der Feyerlichkeit Theil zu nehmen.

So haben wir dann, meine Herren, mit drey verneindenden Gründen, welche einem Erweise an Stärke gleichen, mit vier höchst ehrwürdigen Aussprüchen erhärtet, daß die gegen Abraham Gaumeix erhobene Klage eine schreckliche Verläumdung sey, und wir könnten nun mit Zuversicht zum Schlusse eilen, und geruhig das günstige Urtheil erwarten, das ihr für den Unschuldigen nach Pflicht fällen werdet. Allein unsre gute Sache ist so reich an Gründen und Beweisen, daß wir gern alle diejenigen, die wir euch bisher vorgelegt, verlassen, um euch neue von weit größerer Stärke darzustellen? Fasset, meine Herrn, fasset, wenn es möglich ist, die allerwidrigsten Vorurtheile gegen uns; rüstet euch mit Verdacht, verdicket die Wolken des Zweifels und des Unglaubens — das Licht, das wir euch aufstecken wollen, wird sie weit schneller zerstreuen, als die Sonne die Schatten der Nacht verscheucht.

*) Prejuges legitimes contre l' Encyclopedie, par Mr. de Chaumeix, 1758, VIII. Vol. 12°.

Die

Die vornehmsten Züge aus dem Leben und den Wundern des Abraham Gaumeix.

Fürsten, Könige, Monarchen verhüllet eure Stirnen voll heiliger Ehrfurcht; demüthigt euch, ihr Großen der Erde; erröthet, ihr Philosophen! Nicht aus euch erkiest der Herr seine Auserwählten; ihr habt die Einfalt und die Unschuld nicht, die er verlangt. Lernet, daß die Geburt, die Macht, die Talente, worauf ihr so pochet, in seinen Augen nichts als traurige Fallstricke und Hindernisse der Wahrheit sind; erkennt die Gegenstände, auf die der Allerhöchste mit Wohlgefallen herabsieht, und danket ihm für den lehrreichen Unterricht, den er euch heute ertheilt! Seyd ihr geneigt, beym Anblick der schwachen Werkzeuge zu lachen, die es ihm gefällt zu wundervollen Thaten zu brauchen, so verzweifle ich an eurer Bekehrung.

Abraham Gaumeix ist in einer Vorstadt von Orleans den 3. August 1718 in rechtmäßiger Ehe von Ruth Saumelinen und Thara Gaumeix erzeugt worden. Letzterer war ein ehrlicher Weinessighändler dieser Stadt, dessen Vater ein unehlicher Sohn von einem Juden und der Wittwe eines Quäckers, aus England das Geheimniß mitgebracht hatte, die gährende Säure durch den Geruch eines Kadavers vollkommen zu machen, den er auf den Boden eines Fasses legte.

Der junge **Abraham Gaumeix**, der unter den Dünsten des stärksten Weinessigs erzogen, und so zu reden gebohren ward, empfand von seiner zartesten Jugend an, daß seine Lebensgeister von einem scharfen und heißen Blute, das in seinen Adern rollte, entzündet wurden; sein Körper ward dadurch zerrüttet, sein Kopf eingenommen, sein Odem entzündete sich, sobald er sich einer Lampe näherte, welche neben dem Fasse stand. Die Leute im Hause schrieen Wun-

der, und da man in diesen Augenblicken, mit verdrehten Augen und gaffenden Munde, einige schlecht artikulirte Töne von sich geben hörte, die kein Mensch verstand, so legte man ihnen einen wundervollen und prophetischen Sinn bey; in der ganzen Vorstadt nannte man ihn das Orakel. Die Weiber, welchen ihre eifersüchtigen *) und groben Männer zu lange lebten, kamen insgeheim, und fragten den Abraham um unschuldige Mittel, ihr Leben zu verkürzen; Mädchen, die sich einer zu frühzeitigen Fruchtbarkeit schämten, und in Verlegenheit waren, aus der Menge derer, die daran Theil gehabt, einen Urheber der Gewaltthätigkeit anzugeben, kamen, und zogen den Propheten zu Rathe; die jungen Frauen, welche weder die Sitten ihrer Zeit, noch die heftige Neugierde nach Vergleichung, noch die Furcht, **) ungestalte Kinder zu gebähren, hatten wankend machen können, gingen, und baten das Orakel, die Schwachheiten abzuwenden, womit ein rechtmäßiger Sohn bedroht wird; man brachte Taube und Stumme zu ihm, um sie von eingewurzelten Fiebern und Epilepsien zu heilen; und vornemlich nahm man seine Zuflucht zu ihm, wenn man verlorne Hünerhunde wieder haben wollte. Jeder brachte eine, mehr oder minder beträchtliche, Gabe, nach Vermögen, dar. Abraham befriedigte sie alle ganz unschuldig, weil man seine unverständlichen, dem Schall der

*) Wir haben den Taufschein von Abraham Gaumeix, und das Certificat der angesehensten Personen der Vorstadt über die Menge, welche die Gabe der Weissagung zu ihm lockte, vor uns. Es wäre nur auf uns angekommen, ihn für einen wahren Propheten auszugeben, allein unser Eifer für die Wahrheit, und die Bescheidenheit besagten Gaumeix haben uns, ohne einige Rücksicht auf Philosophie (denn diese verabscheuen wir) einen solchen frommen Betrug nicht erlaubt.

**) Die meisten Kinder zu Orleans kommen ungestalt zur Welt, und die Mütter in dieser Stadt haben seit mehr als tausend Jahren die Geschicklichkeit gehabt, ihren guten Männern diese Häßlichkeit als einen unwiderleglichen Beweis von ihrer Tugend zu verkaufen.

der Klocke ähnlichen Töne nach Belieben auslegte, und weil Ruth Saumeline, die nicht so dumm war, als sie aussah, sich als Mutter des Propheten von allem unterrichtete, und hernach auslegen half. Kurz, die Leute gingen zufrieden nach Hause, wenn sie bey Annäherung der geheimnißvollen Lampe das Feuer aus dem Munde des Propheten hatten gehen sehen, und sie zweifelten nicht, in den Tönen, die sie nicht verstanden hatten, mußte eine günstige Antwort für sie verborgen seyn. Die Vorsehung, welche alles regiert, ließ zu, daß derjenige, welcher dermaleins ein Apostel der Wahrheit und der Besieger der encyklopädischen Hyder werden sollte, ohne es zu wissen, zuvor der Beförderer des Aberglaubens und der Lüge werden mußte. Dies geschah, um mit ihm eine desto engere Verbindung zu knüpfen, und ihm einen Eifer einzuflößen, welcher durch seine Wirkungen die Uebel wieder gut machte, zu denen er unschuldiger Weise beygetragen hatte.

Indessen brachte dieser neue Handel weit mehr ein, als der vorige; die Eitelkeit des Thara und der Ruth nahm bald das Zeichen eines Weinessighändlers hinweg, und hängte das Zeichen des Orakels aus; die Fässer und das andre Handwerkszeug wurden insgeheim verkauft, und das Fuhrwerk, welches sonst den Weinessig nach Paris führte, diente nun, ein wenig zurechtgemacht, Dame Saumelinen zum Wagen. Sie verlangte schon den Vortritt vor einer Steuerpräsidentin, welche in der nämlichen Vorstadt wohnte. Da aber das Orakel keine andre Quelle hatte, als die Ausdünstungen des Fasses, so verschwanden der brennende Athem, und die unartikulirten Töne zugleich mit der gährenden Säure; Thara sah sich bald ohne Weinessig und ohne Orakel; der Wagen ward wieder Karre, nicht mehr, um seinen eigenen Weinessig, sondern den Weinessig seiner Mitbrüder, denen er seinen Namen lieh, nach Paris zu führen. Glücklicher Weise ward die Einfalt des Volks

durch die Ohnmacht des Orakels nicht ganz abgeschreckt; man suchte es immer noch hartnäckig, wo es nicht mehr war, und der Dreyfuß, der keine Antworten mehr ertheilte, ward doch noch mit Geschenken überhäuft. Thara brauchte diese Einnahme, um seinen Sohn zu einem Schulmeister zu thun, der sich steif und fest für einen Jansenisten hielt. Das theure Andenken, worinnen den Weibern die Orakelsprüche des Gaumeix noch immer waren, verbunden mit der Idee von dem Jansenismus, des Schulmeisters, brachte diese Schule in solchen Ruf, daß man von dem, der nicht darinnen erzogen worden, kaum glaubte, daß er lesen könne. Indessen, da die Lebensgeister des Abraham Gaumeix sich nie ganz abklären konnten, so ging sein Wachsthum in den Wissenschaften nur langsam von statten; er brauchte ganzer fünf Jahre um Lesen zu lernen. Da die Ruthenstreiche, die er in seinen Lehrjahren bekam, sein Blut aufs neue in Bewegung brachten, so verursachte dies, daß er von neuem einige Orakelsprüche von sich gab. Sein Lehrer ertheilte ihrer zuweilen auch, und sagte, noch viel deutlicher, als sein Schüler: Ich prophezeye dirs, Abraham, du bleibst Zeitlebens ein Esel. Abraham hörte dies mit wundervoller Geduld, und mit einer Art von innerer Ueberzeugung an. Jedermann wird sich hierbey an den Ignatius Loyola erinnern, der im drey und dreyßigsten Jahre im Kollegio zu Pampelona, wie ein alter Hase, gepeitscht wurde, den eine Schaar Jäger mit Parforcepeitschen abjagt, um ihn zarter und lieblicher zu machen. Abraham, der eben so geduldig, eben so eifrig, als Ignatius, war, brachte es endlich so weit, daß er die Natur besiegte, er konnte nach acht Jahren leidlich lesen und schreiben, und hielt sich nun für fähig, die Stelle eines Schulmeisters in der Schule zu bekleiden, welche die Moralisten ungefähr um diese Zeit mit ihrem Gift anzustecken anfingen. Der neue Pädagog that Wunder; was er am

besten

besten behielt, das waren die Mittel, wodurch er das Lesen gelernt hatte. Er gab alle die Ruthenstreiche wieder, die er empfangen hatte, und recitirte über den geschundnen Hintersten des jungen Märtyrers eine Sentenz mit Würde her. Dies dient nehmlich zu gleicher Zeit, die Wunden zu schließen, und den Geist unglaublich zu öfnen. Man frage noch heutiges Tags Herrn Gaumeix darüber, der an sich selbst acht Jahr, und dreyzehn an seinen Schülern die Erfahrung gemacht hat. Unerachtet des jetzigen Glücks von Abraham, bedauerte doch seine Mutter Ruth Saumeline den Verlust des Orakels, und verfluchte seinen Schulmeisterdienst, wobey er kaum seinen Unterhalt fand. Thara war im Geruch der Heiligkeit gestorben; denn, ob er gleich ein Krämer war, so fluchte er doch fast niemals, und allemal nur so viel, als nöthig war, um zwey Mähren wieder in Gang zu bringen, die ohne diesen stärkenden Zuspruch das Fuhrwerk unterwegens hätten stehen laßen. Abraham ward durch die heftigen Flüche seiner Mutter, einer mürrischen Wittwe, genöthigt, den Karn nach Paris zu führen. Er wendete dazu die Zeit der Schulferien an, wenn seine Schüler in die Weinlese gingen; dies geschah insgemein gegen den Anfang des Octobers. Um diese Zeit erhielt das Publikum alle Jahre mit neuem Beifall einen neuen Band des encyklopädischen Wörterbuchs. Einige Subscribenten in Orleans trugen ihm auf, ihnen mit der Rückfuhre allemal den Folianten mitzubringen, der herausgekommen war. Er verwaltete auf die Art fünf Jahre lang das Amt eines gelehrten Kärners, und ließ sich auch dafür bezahlen. Im sechten Jahre fiel es dem Abraham ein, seine kleinen Einkünfte zu vermehren, und er ließ daher einen Umlauf herumgehen, worinnen er alle Subscribenten der Encyklopädie, welche schnell bedient seyn wollten, einlud, ihre Scheine an Abraham Gaumeix, Schulmeister zu Orleans zu schicken, welcher sich anheischig

machte, jedes Exemplar für 15 Sous Porto nach Etampes, für 18 nach Toury, für 20 nach Orleans, für 25 nach Blois ꝛc. zu liefern. Diese Einladung gefiel einigen Buchhändlern und vielen einzeln Subscribenten. Der Kärner hatte Aßigloperie für Encyklopädie geschrieben; je mehr Dummheit man bey ihm gewahr ward, desto mehr Vertrauen flößte er ein. Vor Freuden rechnete er sich schon selbst unter die Autoren, und erröthete sittsam, wenn er das Lob seines Anschreibens hörte. Seine Freude und seine Sittsamkeit waren beyde von gleich kurzer Dauer. Wie er aus Paris herausfuhr, begegnete ihm ein Schulmeister; (diese Herren erkennen sich untereinander leicht an der Zierlichkeit ihres Gangs und ihrer Sprache) die Magister umarmten sich feyerlich, die Mähren blieben stehn, gaben nach ihrer Art einen Gruß von sich, der mit großer Höflichkeit erwiedert ward, und schienen an der Freude des Orleanischen Pädagogen Theil zu nehmen.

Meister Abraham, sagte der fremde Magister, ihr seyd ein gelehrter Mann, und euer Ruhm, der mit vollen Segeln durch den 49 Grad der Breite schifft, ist schon im Gesicht von Cognac, der kleinen Stadt, wo ich die Ehre habe, die Anfangsgründe der Astronomie zu lehren, nachdem ich sieben Jahre lang die Rhetorik des Aristoteles docirt habe. Gaumeix verstand von den **Segeln** und von den **Graden der Breite** nichts; indessen, damit es nicht schiene, als mußte er verstummen, so bückte er sich, und antwortete:

Erhabner Magister, ich weiß nicht, ob die Augen von Cognac scharf genug sind, um die Segel meines Karns zu sehn, die, wie ihr ganz recht sagt, 49 Grad, oder, wenn ihr lieber wollt, 49 Zoll in der Breite haben. Solltet ihr und Cognac aber neugierig seyn, zu wissen, was unter den Segeln verborgen ist, so muß ich euch sagen, es sind sechzig Bände unserer **Aßigloperie.**

Welche

Welche Barbarey, rufte der Magister voll Unwillen aus, die schönste Figur des Aristoteles mit den schmutzigen Lumpen zu vermengen, und den berühmten Namen Encyklopädie nicht zu kennen, die ihr euer Werk zu nennen euch erfrecht. Geht, Dummkopf, wenn ihr je ein Werk macht, so wird es eine wahre Asinopädie seyn. Abraham, der sich, unerachtet seiner Sittsamkeit, durch den Namen Dummkopf, und durch den Titel Asinopädie, den seine Schriften führen sollten, beleidigt fand, erhub die Peitsche gegen den Magister von Cognac. Dieser entwafnete ihn, und behandelte ihn, wie einen Esel, den man zur Erndtezeit, unter den Aehren versteckt, die Schätze des Landmanns benagen, hin und her werfen, und mit Füßen treten sieht.

Abraham lag nun zu den Füßen seiner Mähren, die mit trüben Augen und gesenkten Köpfen an seinem Unglücke Theil zu nehmen schienen, und sah und hörte den Magister nicht mehr, noch seine letzten Flüche, über die sich selbst die armen Thiere entsetzten.

Nachdem der Schmerz die betäubten Sinne wieder erweckte, stand er auf, stieg, so gut es gehen wollte, auf seinen Karn, und überließ sich der Leitung seines mitleidigen Gespanns. So hofte er mit der Zeit wieder zu seiner Schule zu kommen, und sich da von seiner Mutter Saumeline salben zu lassen. Allein der Himmel behielt ihn noch zu andern Prüfungen auf. Durch Demüthigungen leitete ihn die Vorsehung zum Gipfel der Ehren.

Fünf bis sechs Mauleseltreiber, ihrer Profession nach Fuhrleute, die ihre Maulesel mit allen dem, was die stolze Hauptstadt denen einfältigen Provinzen gegen ihr baares Geld gibt, beladen vor sich her trieben, begegneten dem Fuhrwerk des Abraham. Ist das nicht der pedantische Schurke, sagte einer von ihnen im Kärnerton, der uns die Fuhre der großen Bücher genommen hat, die alle Jahr in

die

die Provinzen gehn? Tausend Teufel sollen mich holen, sagte ein anderer, wenn er es nicht ist! Sieh einmal, sieh einmal den Jansenisten, wie er sich anstellt; hängt er nicht den Kopf, wie ein Kürbiß! Zum Henker — — bey diesen Worten, die zum Signale dienten, fielen sie alle, wie der Bliß, über den armen Abraham her, bey dem das vorige Abentheuer die Empfindlichkeit nur verdoppelt hatte, stürzten ihn vom Karn herunter, traten ihn mit Füßen, prügelten seine beyden Mähren nieder, zerschnissen den Wagen, und zerrissen die Bücher. Schulmeister, Pferde, Räder, Karrn, Bücher, alles das untereinander, blutig, staubig, zertrümmert, zerrissen, ohne Bewegung und fast ohne Leben, machten ein wunderliches, und in den Augen der unmenschlichen Mauleseltreiber angenehmes Gemählde aus. Aber welch ein trauriges Schlachtfeld für den unglücklichen Gaumeix, und welch ein abscheuliches Gemisch! Man konnte nicht mehr unterscheiden, ob er Mensch, oder Pferd, oder Karn, oder Büchereinband war. Seine schwache, lechzende Seele, bereit ihn zu verlassen, irrte ungewiß auf jedem Stückchen dieser Trümmer umher, und suchte sich in die Vernichtung zu stürzen, um da mit sich die Schande zu begraben, die dem ganzen pädagogischen Stande widerfahren war.

Abraham blieb zwey ganzer Tage, ohne ein Zeichen des Lebens von sich zu geben. Am dritten sah er sich in seinem Bette zu Orleans, von seinen weinenden Schülern umgeben, ohne zu wissen, wie er dahin gebracht worden sey. Saumleinens Stimme rufte ihn wieder zum Leben, zum Schmerz, zur Schande, zum Gram zurück. Je mehr er sich wieder erholte, desto mehr entwickelte sich das Gemählde seines Unglücks vor seinen betrübten Augen. Seine todten Pferde, sein zerbrochner Karn, seine sechzig verlornen Folianten, die sechzig Subscribenten, die vor der Thür Wache hielten, und, mit einem Urtheilsspruch

in

in der Hand, nur darauf warteten, ihn als einen Dieb in ein Gefängniß werfen zu können, alle diese Bilder erzeugten in seiner Seele einen noch viel schauderhaftern Anblick, als der von dem Schlachtfelde gewesen war.

Seht also den Abraham Gaumeix von den sechzig Gläubigern auf die Liste der Gefangenen gesetzt, seht die Schule zu Orleans ohne Lehrer, seht die ganze Natur in Trauer! Der nachlassende Schmerz ließ dem Elenden zum erstenmal die Augen schließen, und fürchterliche Träume schwebten schwer über seinem Haupte hin, als ein Lichtstrahl durch die niedrige und beräucherte Decke der finstern Klause drang. Gaumeix fühlte, daß seine Knochen vor Furcht aus einander gingen; eine Stimme erscholl, er zweifelte nicht mehr, dies sey die Ankündigung eines schimpflichen Todes; welche Schande für den pädagogischen Stand, von dem er einer der ersten Häupter war! „Höre „auf, dich zu fürchten, Abraham, sprach die Stimme, „fasse Muth! Ich bin der glückliche Paris, welcher so „viel herrliche Wunder in der St. Medaroskirche in Ge„genwart von vielen tausend Seelen gethan hat, und der „ihrer noch täglich bey verschloßnen Thüren in der geheimen „Versammlung seiner geliebten Jünger verrichtet. Schon „lange habe ich dich bey dem ewigen Vater in meinen „Schutz genommen. Ich habe dich in allen deinem Un„glück nicht aus den Augen gelassen. Ich habe dich be„klagt; aber du mußtest für das Verbrechen büßen, das „du begangen, indem du dich für einen eifrigen Anhänger „der stolzen Philosophie erklärtest, die auf nichts geringeres „abzielt, als meine Wunderwerke vor einem Volke lächer„lich zu machen, welches alles gestattet, wenn man ihm „nur zu lachen macht. O was würde aus den Wundern „Jesu Christi werden, wenn die meinigen den gottlosen „Anfällen ihrer Spötterey unterliegen sollten! Hast du „Muth genug, diese encyklopädistische Sekte zu bestreiten?

„Rede!

„Rede! Ich bringe hier Erde von meinem Grabe, um dich „von deinen Wunden zu heilen; ich bringe hier die be„rühmte Perrettenschachtel, um deine Schulden zu be„zahlen, dich von dem Gefängnisse zu befreyen, und dich „im Triumph in die Hauptstadt einzuführen. Fürchte „nicht, zu erschöpfen, aus dieser Quelle weise ich dir zehn„tausend Livres Pension an; ich führe dich in die besten „Häuser ein, wo du als ein Gesandter Gottes und des „heil. Paris aufgenommen werden sollst.“

Indem der Heilige diese Worte sagte, ließ er, zum ersten Unterpfande seiner Versprechungen, eine Börse voll Gold fallen, und salbte den ganzen Leib des Abraham mit der Erde von seinem Grabe. Keine Salbe eines Charlatan hat je eine so schnelle Wirkung gethan; die Striemen, welche die Peitsche und die mit Nägeln beschlagenen Schuhe der Mauleseltreiber hinter sich gelassen hatten, verschwanden augenblicklich. Auch sogar das Andenken daran wäre erloschen, wenn die Erhaltung desselben nicht nöthig gewesen wäre, um einen heiligen Haß gegen die Encyklopädie zu erzeugen und zu nähren. Jeder andere, als ein Heiliger, hätte geglaubt, die Zauberkraft der Perrettenschachtel sey hinreichend, alle Empfindungen, die er für nöthig achtete, einzuflößen; aber der selige Paris und seine Schüler haben immer Ursachen verschwendet, um unausbleiblich eine Wirkung hervorzubringen, haben das System der wirksamen Gnade zur Wirklichkeit gebracht.

Abraham, der beym ersten Anblick dieses Lichtes gern rekapitulirt, der gern seine Ohren aufgeopfert und 360 Peitschenhiebe angenommen hätte, um aus einer Sache zu kommen, von der er sich nichts Gutes versprach, war jetzt entzückt und bezaubert, warf sich auf die Erde, wälzte sich zu den Füßen des Heiligen, weinte vor Freuden, gerieth außer sich, versprach mehr, als man verlangte und gelobte einstweilen der Philosophie einen derben jansenisti-

schen

schen Haß. Aber mit was für Waffen wird er dieses Heer von Philosophen bestreiten? daran denkt er in der Hitze seiner Begeisterung am wenigsten. Der heilige Paris ist klüger, er hat längstens sechzig Scribenten auserwählt, die seit dreißig Jahren mit den Jesuiten scharmutzieren. Das sind nicht Nikoles, nicht Paskals, sondern funfzehn Räthe und acht Universitätspedanten, zwey Rekurtenmeister und vierzehn alte Betschwestern, ein Prinz und zwanzig suspendirte Pfarrer. Diese gelehrten Federn sollen sich unter der Fahne des Abraham Gaumeix, Vaters aller Gläubigen, versammeln. Alles soll unter seinem Nahmen erscheinen, er soll allen Ruhm davon tragen, und nur die Mühe eines Kopisten haben. Vortreflich, sagte Gaumeix, wenn mir nur nicht auf diese Einnahme, die Pension von zehntausend Livres angewiesen wird. Denn er fürchtete sich, zu seinem unglücklichen Karn wieder zurückzukehren. Der Heilige tröstete ihn mit einem feinen und jansenistischen Lächeln, zeigte ihm die Perrettenschachtel, ließ ihn ihre Schwere fühlen, zeigte ihm, durch wie viel Kanäle der Pactolus sich darinnen ergieße, ließ sie ihn wie eine Reliquie küßen, und führte ihn in die Hauptstadt.

Zeuge, nicht nach dem neuesten, aber nach dem besten Geschmack, die feinste Leinewand, die Frize hat, wird von den geschicktesten jansenistischen Händen verarbeitet. Ein Kastorhut — welch ein Kastorhut! wie fein! wie wolligt! die Molinisten haben nie dergleichen gehabt! Und diese Perüque! Man sollte sagen, Arnauls Haare waren dazu genommen. Alles, was Heiligkeit und Koquetterie Reizendes haben, findet sich an diesem Kopfe vereinigt.

Wer sollte unter diesem Putze den Seher, den Schulmeister, und den Kärner von Orleans erkennen, wie er gepeitscht, von Mauleseltreibern mit Füßen getreten, und

von seiner Mutter Saumeline mit altem Schmeer gerieben worden? In der That, er ist es nicht mehr selbst, er ist der Liebling des heiligen Paris, er ist der Günstling der Perrettenschachteln, er ist ein Wunder der wirksamen Gnade. Was wird er nicht für heilige Eroberungen machen! Laßt uns ihm im Geiste in jener, zwar nicht vergoldeten, aber zierlich gestalteten, kostbar angestrichenen, und inwendig mit dem weichsten Küßen versehenen Kutsche folgen! Und nun sehet, wie er von der Herzogin, von der Marquisin, von der Präsidentin empfangen, mit welcher keuschen Wollust er umarmt wird! Ist in der Familie eine junge Demoiselle, ist sie artig; sogleich ruft man sie, dem Pater Abraham ihre Aufwartung zu machen. **Nun, Mademoiselle, umarmen sie doch den Herrn,** sagte die Mutter, die das erstemal ein Mistrauen in ihre Reitze setzt; **wer wird sich denn schämen? Es ist ein Gesandter Gottes, es ist ein Günstling des heiligen Paris, es ist ein Wundermann.** Die Demoiselle, welche die lezten Worte falsch versteht, erröthet, und stürzt sich dem glücklichen Gaumeix in die Arme, welcher den Eindruck davon, wie ein Mensch, annimmt, bey dem die Gnade am wirksamsten ist. Mein Herr, sagt die Herzogin, **sie haben die rechte Physiognomie, um bey Hofe ihr Glück zu machen; derjenige trachtet nach der grösten Gunst, der die Ehre sucht, sie an demselben vorzustellen; darf ich mir schmeicheln, daß sie mir den Vorzug geben?**

Indeßen arbeiten die sechzig Kommißare, deren ich oben gedacht habe, wie Ruderknechte; die sechs Pressen des Herißant seufzen zu gleicher Zeit; der Ruf des Abraham verbreitet sich unter dem Pariser Pöbel; und bey Hofe legt man den langweiligen Optimismus des Voltaire weg, um sich auf eine reitzendere Art mit den **rechtmässigen Vorurtheilen** zu unterhalten, von denen nur erst acht

Bän-

Bände heraus sind, mit dem glücklich gewählten griechischen Motto, das ungefähr so viel sagt: **Eine lange Schrift, eine schlechte Schrift.**

Welcher Mensch wird von ungerechten Vorurtheilen so sehr verblendet, daß er sich weigern könne, in dem Leben, das wir bisher beschrieben haben, den Character einer vollkommnen Unschuld zu erkennen? Wir schmeicheln uns, daß schon nach diesen ersten Erzählungen selbst die Feinde des Herrn Gaumeix über ihre verwegnen Beschuldigungen erröthen werden. Aber es ist nicht genug, sie schamroth zu machen, wir müßen sie auch durch die herrlichen Wunder zum Stillschweigen bringen, welche der Himmel noch täglich zum Besten dieses berühmten Bekenners des Glaubens thut.

Fortsetzung von dem Leben des Abraham Gaumeix. Geschichte seiner Kreutzigung.

Wenn man hier die wirksame Gnade und die Heiligkeit des seligen Paris in ihrem völligen Glanze erblicken wird, so werden sich beide nur in einem so hohen Grade äußern, um die Unschuld des Abraham kund zu thun.

Man erinnere sich an die merkwürdige Begebenheit, die im Jahre 1731 die ganze Stadt in die St. Medards Kirche zog! Dies war das Kirchspiel des heiligen Paris; sein Körper, der darinnen ruhete, war, wie ein Altar, geschmückt; das Volk lief haufenweise hinzu; es geschah daselbst alle Tage ein neues Wunder; die Freude und die Andacht der Zuschauer brachen in Geschrey, Seufzen, Schluchzen, Hymnen, Gelübde, Litaneien, Schläge an die Brust, und Rosenkranzzählen aus; man prieß den Himmel, man sagte ein paar Worte zu der heiligen Jung-

fran, man rief vor allen andern den heiligen Paris an; man bekehrte sich, und die Masse von guten Werken hatte sich in der Hauptstadt seit kurzem verdoppelt; als ein Minister, der unstreitig nichts anders als ein Embryo von Encyklopädisten war, die Gottlosigkeit hatte, es Gott zu untersagen, auf Fürbitte des heiligen Paris Wunder zu thun. Welch ein Befehl! Welch ein Donnerschlag! das Volk erschrack darüber, weil es ein Schauspiel einbüßte. Es hatte bisher die Fürbitte des neuen Heiligen noch nicht nöthig gehabt; von dem Augenblicke an konnte es sie nicht mehr entbehren; alle seine Schutzpatrone verloren ihren Werth. Die heilige Genevieve war nichts mehr, als eine Wirthshausmagd, und der heilige Dionysius nichts mehr, als ein Messentaschenspieler, der, wenn er seine Farce gespielt, nach Nanterre gehe und sich da belustige. Die Weiber brachen in Schmähreden gegen den Hof aus; der Hof antwortete mit einem lauten Gelächter, das einige Soldaten mit aufgesteckten Bajonnetten unterstützten; der Himmel, welcher allein dabey beleidigt war, ließ sich nichts merken; der selige Todte verließ seine Wuth; und die Lacher, die sich um nichts bekümmern, die nur von öffentlichen Zänkereien leben, und ihr Vergnügen nur an Unruhen finden, machten es, wie jene Fliege am Wagen, und reitzten mit den Stichen ihrer Epigramme die mancherley Partheien. Indeßen, da sich die treuen Jünger durch diese gotteslästerliche Rotte in ihrem heiligen Eifer eingeschränkt sahen, mußten sie, gleich den ersten Christen, in dem Innern ihrer Häuser, und in der Heimlichkeit einer auserwählten Versammlung die Wunderkraft des Zwanges verbergen. Dieser Zwang gab ihm nur desto mehr Kraft und Verdienst. So steigt das Wasser, wenn es in enge Kanäle gepreßt wird, gen Himmel, und siegt über den Zwang, den man ihm auferlegt. So erlangt der Magnet, wenn er zwischen zwei Stück Eisen eingeschlossen wird, durch die Hindernisse,

die

die ihn fesseln, eine Anziehungskraft, die er außerdem nicht haben würde. Im Jahr 1731 hatte das Grab des heiligen Paris noch weiter keine Kraft, als daß es einige kleine hinkende Abbes zu Luftspringern machte. Aber jetzt — unerhörte, wundervolle Wirkungen — hilft es bey Knittelschlägen auf den Kopf, bey Degenstößen ins Auge, bey Lanzenstichen in die Seite, beym Rostbraten über glühenden Kohlen, und vor dem Tode selbst, wenn man ihn nur, willig und mit Vorsicht, auf einem dazu bereiteten Kreutze erduldet hat. Noch hat dieses letztere Wunder an niemanden sonderlich gelingen wollen, außer an unsern gottseligen Abraham Gaumeir. Dies beweist, daß das Verdienst des Märtirers gar viel beitrage, die Verdienste des Heiligen zu vermehren, und daß der Ruhm davon zwischen beiden getheilt werden müße. Jeder folgere daraus, was er wolle; genug von folgender Begebenheit bin ich am ersten Freitag in der Fasten ein Zeuge gewesen, und mit mir zweyundfunfzig Personen, wovon einige sich durch ihre Geburt, andre durch Rang und Würden, viele durch ihre Orden oder geistliche Liverey, fast alle aber durch eine exemplarische Frömmigkeit auszeichneten.

Am zweiten des jetztlaufenden Monats März führte man uns *) insgeheim gegen sechs Uhr Abends in ein Haus in der Gaße des heiligen Dionysius, der St. Leukirche gegen über. Die Nacht war dunkel; wir gingen mit leisen Schritten durch eine lange Allee, durch einen Hof, und durch viele sehr wenig erleuchtete Zimmer, und kamen in einen großen Saal, welcher ein länglicht Viereck ausmachte, und ungefähr, wie eine protestantische Kapelle ausgeschmückt war. Die Versammlung war schon beisammen, und sang

*) Ich sage, wir, weil ich, sobald mir die Sache des Herrn Gaumeir aufgetragen ward, einen meiner Mitbrüder, einen Parlamentsadvokaten, mitnahm um über alles, was wir sehen würden, zeugen zu können; daher hat er sich dadurch am Ende dieser Schrift unterzeichnet.

mit einem andächtigen und zerrenden Tone ein ausdrücklich zu Anrufung des heiligen Paris verfertigtes Gebet ab. Man brauchte viel Aufmerksamkeit, um nur einige Worte zu verstehn; denn der Ton ahmte dem verworrenen und einförmigen Gebrumme der Juden in ihren Synagogen nach. Gegen sieben Uhr, am Schluße des Gesangs, kam Abraham Gaumeix in Gestalt und mit dem abgemessenen Schritte eines Auserwählten herein. Ein langer Rock von weißer Wolle ging ihm von den Ohren bis auf die Knöchel; er warf sich vor dem Kreutze, dem Werkzeuge seiner Marter, nieder, und blieb eine halbe Stunde in tiefem, so peinlichem und schmerzhaftem Nachdenken, daß sein Angesicht davon scheußlich ward, das Wasser, das von seiner Stirne, vermischt mit Blut, herabzuströmen schien, überschwemmte den getäfelten Fußboden. Als hierauf die Gebete der Versammlung noch hitziger als zuvor wurden, kam die Heiterkeit auf die Stirne des Dulders zurück, und er wendete den Kopf, um Hülfe zu fordern. Ich dachte, er hätte so viel ausgestanden, daß er eben nicht Lust haben sollte, die Prüfung weiter zu treiben. Aber wie sehr verfehlte ich den Sinn dieser geheimnißvollen Worte! Eine große noch sehr schöne Frau, von einnehmender Sanftmuth und Bescheidenheit, die ihn besser verstand, als ich, brachte ihm eine Dornenkrone, aller Orten mit sehr starken und sehr spitzigen Stacheln versehen; man setzte sie auf den bloßen Kopf des Abraham, und schlug sie mit großen Klötzen ein. Ich näherte mich zitternd, um die Wirkung dieser Stacheln in die Nähe zu sehn; ich sahe ganz deutlich, daß sie zwey Linien tief in den Kopf zu gehen schienen, und daß dennoch kein einziger Tropfen Bluts herauskam. Unterdeßen brummte das Chor Psalmen; das war der geistliche Balsam, den man nach jeder Operation anwendete; ich nenne es Balsam, denn er belebte merklich die Kräfte des Märtirers aufs neue und gab ihm den Gebrauch der Stimme wieder. Einige

Au-

Augenblicke darauf forderte er Hülfe. Großer Gott, welche Hülfe! Vier Menschen ergriffen ihn, streckten ihn auf ein Kreuz, trieben ihm mit langsamen Hammerschlägen lange Nägel in Hände und Füße, und hefteten ihn damit ans Holz. Darauf richtete man das Kreuz auf, und der ganze Leib des Märtyrers hing nun nur an drey Nägeln. Alle Schrecken des Todes drückten sich auf seinem Gesicht aus, der Kopf neigte sich, er lag unter der Last der Schmerzen, und, ohne das Gekrumme der Hymnen, das jetzt wieder anhub, wäre er verschieden. Aber, sobald diese erschollen, kamen seine Kräfte wieder, sein Kopf richtete sich wieder auf, und, gleich als hätte ihn eine göttliche Begeisterung befallen, wurden seine Augen funkelnd, sein Gesicht feuerroth, seine Stimme stark und schrecklich. Er hielt eine ganze halbe Stunde eine Rede; sie hatte keinen oratorischen Zusammenhang, aber nur desto mehr Feuer, er schien auf unsre Herzen zu donnern. Seine Ausdrücke, und die Kühnheit seiner Wendungen ist mir entfallen; ich habe nur den Eindruck der Ideen und einige Bilder behalten. Hier ist etwas weniges, das ich, wegen seiner Sonderbarkeit, fast Wort für Wort behalten habe:

„Der Schleier, welcher die mancherley Stände der „bürgerlichen Gesellschaft verhüllt, zerreißt, sogar das „Innre von jedem einzelnen Menschen eröfnet sich vor meinen „Blicken, und der geheimste Gedanke sucht mir umsonst zu „entgehn. Ihr Männer, ihr Weiber, die ihr mich höret „schließet aus dem, was ich euch sagen will, ob mir die „Regungen eures Herzens bekannt sind. In gegenwärtiger Versammlung ist ein Mensch, der mit einem geheimen Stolze einen strafbaren Ruhm genießt, den er nicht „einmal verdient. Er ist zu dieser Ceremonie gekommen, „wie man in weltliche Schauspiele geht, sich zu belustigen „und darüber zu lachen. Aber ich sehe in seiner Seele den „Geschmack an Spötterey schwinden, Gewissensbiße an

„ihre Stelle treten, die Zweifel schwächer werden. Ich „sehe den seligen Paris am Fuße vom Thron des Ewigen „für den Sünder um Gnade flehen; die Gnade kommt „herab, sein Herz wird zermalmt, die Schuppen fallen von „seinen Augen. Geliebten Freunde, laßt uns frölich seyn! „das wird dermaleins ein Märtyrer unseres heiligen Glau„bens werden, nachdem er ein Apostel des Irrthums und „der Lügen gewesen.“

Kaum hatte er diese Worte vollendet, als zum großen Erstaunen der ganzen Versammlung ein Mensch hervortrat; dies war der Verfasser des Buchs, die Sitten betitelt; er warf sich vor dem Kreutze nieder; er schwur alle seine Irrthümer ab; er legte öffentliche Beichte ab; er gestand, daß von dem gefährlichen Werke, das seit zehn Jahren unter seinem Namen herumgehe, und worauf er so oft stolz geworden, kaum der vierte Theil ihm zugehöre, und daß dieser vierte Theil Zusatz den Werth des Ganzen unendlich verringere; er erklärte sich, daß ihm das Manuscript unter der Bedingung der größten Verschwiegenheit gegeben worden, und daß ihn der Geist Gottes dadurch an dem empfindlichsten Orte gestraft habe, daß er dies bekannt gemacht; er erfreue sich indessen der Beschämung, die er erfahren, weil diese heilsame Schande ihn auf den guten Weg zurückführe, von dem er schon so lange abgewichen sey; er bat demüthig die ganze Versammlung, eine Fürbitte für ihn bey dem heiligen Paris einzulegen, den er von dem Augenblicke an zu seinem Schutzheiligen erwählte; und schloß endlich damit, daß man ihn in der nächsten Versammlung würdigen möchte, zur Probe der Knittelschläge auf den Kopf zu zulaßen. Beim Anblicke dieses Wunders war aller Freude so lebhaft und so aufrichtig, daß ich nicht umhin konnte, daran Theil zu nehmen. Es ist, schrie man einstimmig, dem heiligen Paris rühmlicher, einen stolzen Freigeist zur Demuth des Evangeliums zurückzubringen,

als dem Blinden das Gesicht, und dem Todten das Leben wiederzugeben!

Der Gekreuzigte, vom heiligen Geist, der ihn erfüllte, hingerissen, richtete seinen Blick auf noch größere Gegenstände. Der ganze Hof erschien vor seinem Richterstuhl. Welche Anhäufung von Verbrechen, von Treulosigkeiten, von Verrätherein! Umsonst sehe ich mich nach etwas Guten um; nichts erblicke ich daselbst, als kothigte Seelen, mit falschen Goldblättchen bedeckt; nichts erblicke ich, als die Larve von Tugend und Empfindung. Der beste Fürst wird an seinem Hof von Betrügern und Bösewichtern hintergangen. Man trachtet jetzt nach den ersten Stellen im Staate nur, um alsdann Tyranney auszuüben, um das Vermögen des Volks über und über zu verschlingen, und ihm, wenn man seine Würden niederlegt, die Last ungeheurer Pensionen zu laßen, die es vollends zu Boden drücken. Die Wissenschaft der Generale besteht jetzt blos in der Kunst zu rauben, zu plündern, und Schlachten zu verlieren. Der Himmel wende die Weissagung ab, die er mir verkündigt! Frankreich, du würdest unüberwindlich seyn, wenn du deine Krieger zu wählen verständest; aber, da die Kabale obsiegt, da Männer von Genie zurückgesetzt werden: so wirst du noch zwey Schlachten verlieren, und genöthigt seyn, einen schimpflichen Frieden zu schließen.

Was ist aus der so berühmten Klerisey, aus dem ersten Kollegio des Staats, aus der Zierde des Königreichs, aus dem Tugendmuster des Vaterlandes geworden! Wie sehr ist sie verändert! Kaum kann ich sie noch unter der Hülle der Unlauterkeit und der Unwissenheit erkennen; die Güter der Armen werden eine Beute der Bulerinnen; der Geist des Lichts und der Bruderliebe hat sich in einen Geist der Finsterniß und der Zwietracht verwandelt. Verbrennet, Niederträchtige, die Bannzettel, die der Partheigeist ersonnen hat! Was wollt ihr mit jenem frommen Ster-

benden? O Sünde! o Schande! Er hat ein Recht auf eure Barmherzigkeit, auf die geistlichen Schätze, und, nicht zufrieden, ihn derselben zu berauben, seyd ihr seine Mörder!

Und ihr, erlauchte Reichskollegien, deren Eifer Frankreich so theuer seyn muß, ihr erhaltet noch den Geist jener großen Männer, die, wie ihr, auf Lilien saßen, und sich einen unsterblichen Ruhm erworben! Die Gerechtigkeit, das Wohl des Staats, das Glück der Völker, die Liebe und die Ehre des Fürsten sind noch jetzo das einzige Ziel eures Ehrgeizes! Aber warum muß eine so edle Gesinnung der menschlichen Schwachheit zinsbar werden? Wie hat eure Wachsamkeit sich von der Heucheley der Jesuiten, von der falschen Erklärung, die sie euch gegen ihren Busenbaum überreicht haben, können hintergehen laßen? Diese täuschende Vorstellung war vom Anfang bis zum Ende nur eine Lüge; und ihr habt sie angenommen! Wie habt ihr bey der Sache des Damiros den Pater la Tour *) auf die aus

*) Eine für den Staat wichtige Anmerkung: Der Pater la Tour ist ein dicker, fetter, unwissender, plauderhafter Jesuit, der einen unerträglichen Hochmuth, und sehr mäßige Geistesgaben besitzt. Er hat kein anderes Verdienst, als die Kunst der Intrigue, aber hierin hat er seines Gleichen kaum. Seine Gesellschaft hat ihm das kitzliche Amt aufgetragen, alle Lakaien, alle Lehrmeister und Hofmeister in Paris ein- und abzusetzen; das sind eben so viel Spione, die in seinem Sold stehen. Durch dieses unschuldige Mittel gelangt er zu den Familiengeheimnissen, welche die übrigen Väter durch die Beichte bestätigen; dadurch herrscht er unumschränkt über Hof und Stadt. Der Marquis von Fontanges, welcher in Verbindungen mit dem Hause Conti steht, hatte vor sechs Jahren den Vorschlag gethan, ein allgemeines Gesindegericht zu errichten, worinn ein angesehener Mann präsidirte, welcher jedermann für die Talente, die Sitten, und die Treue jedes Bedienten gut wäre. Dieses Project war eines Patrioten würdig; der Policeylieutenant hatte ihm seinen Beifall gegeben; es war schon an das Parlament gegangen. Der Pater la Tour setzte sich aus allen Kräften dagegen, brachte den Prinz Conti auf seine Seite, und hintertrieb ein Vorhaben, das einen ansehnlichen Zweig seiner Intriguen abgeschnitten, und ihn vielleicht mit der Zeit auch um die übrigen gebracht hätte.

Im

ausdrückliche Aussage der Madam la Bourdonnaye nicht citiren laßen können? War es nicht genug, daß er dem Herrn la Bourdonnaye den Damiros zu einem vertrauten Bedienten gegeben, der sich unter den Augen seines intriguevollen Principals gebildet hatte? Was erwartetet ihr sonst noch für Anzeigen? Ihr würdet gesehen haben, wie diese Schlange sich im Verhör in die engsten und undurchdringlichsten Knoten gewunden hätte. Ihr hättet den Pater Froi herbeilaufen sehn, einen noch größern und verschmitztern Schelm; ihr hättet ihn alle Wendungen seiner Politik, alle Feinheiten seiner treulosen Kunst erschöpfen sehn: und ihr hättet leichtlich alle beide überweisen können.

Abraham offenbarte am Kreuze noch andre wichtige Geheimnisse, die selbst unsern Ministern unbekannt sind, und die ihm der heilige Paris zum Besten des Staats und der Religion entdeckte. Wie sehr thut mir es leid, daß ich von einer so wichtigen und so lehrreichen Rede nur einige Züge habe behalten können!

Er beschloß seine Rede damit, daß er um Hülfe bat. Man öfnete ihm die Seite mit einem Lanzenstich, der vier Zoll tief hineingieng. Nachdem der Märtyrer noch einmal alle seine Kräfte gesammelt hatte, um den heiligen Paris anzurufen, starb er, und ließ die ganze Versammlung in einer heiligen Bestürzung. Man fing die Gesänge mit neuer Inbrunst an; man holte Erde von dem Grabe des Heiligen; man nahm den Abraham vom Kreuze; man rieb mit der Erde seine Wunden, die den Augenblick sich schlossen; sein von dem Hauch des Todes schon bleicher Körper, ward wieder beseelt, seine Gesichtsfarbe blühte wieder, und seine Heiterkeit theilte sich der ganzen Versammlung mit.

Dies

Im Vorbeigehn wollen wir anmerken, daß der Marquis von Fontanges, der nicht sonderlich Lust hatte, sein Project fahren zu laßen, ungefehr sechs Wochen darauf eines plötzlichen Todes starb.

Dies ist das authentische Zeugnis, das ich der Wahrheit, der Unschuld, und der Heiligkeit des Abraham Gaumeix schuldig bin. Wenn der Anfang seines Lebens niedrig und verächtlich scheint, so ist die Folge davon desto glänzender. Er scheint auf eine wundervolle Art nach einem göttlichen Muster gebildet zu seyn. In der That sind die Aehnlichkeiten, die sich zwischen dem heiligen Leben des Messias und des Abraham Gaumeix finden, passend und erstaunend. Jener ward in einem Stalle zwischen zwey Thieren gebohren; dieser kam zwischen Thara und Saumelinen bey einem Weineßigfasse zur Welt. Jener beschämte in einem Alter von zwölf Jahren die Lehrer des Gesetzes; dieser beschämte in demselben Alter durch seine Orakel die Urtheile der Vornehmsten in Orleans. Der Sohn der Maria lebte als der Sohn eines Zimmermanns bis in sein dreyßigstes Jahr in der Dunkelheit, und verlohr sich unter dem niedrigsten Pöbel; der Sohn der Saumeline bringt diesen ersten Theil seines Lebens als ein einfältiger Tropf, als ein Schulmeister, als ein Kärner zu. Beide werden von den Pharisäern mit Freuden aufgenommen und gepriesen. Beide triumphiren am Kreuz, der eine über die heidnische, der andre über die encyklopädische Weisheit. Eine glorreiche Auferstehung bekräftigt die Wunderthaten von beiden. Nach einer so glücklichen und so durchgeführten Vergleichung wäre es überflüßig, neue Folgerungen daraus wider die Gegner zu ziehen. Ihr habt die Data, und könnet nun richten!

IV.
Naturgeschichte.

Vacat.

V.
Anekdoten.

Voltaire wurde nach seinem Tode, zu Paris, sehr flüchtig einbalsamiret, um desto besser transportirt werden zu können. Der Apotheker, der es besorgte, verwahrt und zeigt noch sein Gehirn in einer gläsernen Phiol. **Voltairens Gehirn!** gewiß eine Merkwürdigkeit die jeder Sammlung von Seltenheiten Ehre machen würde.

Der Kardinal von **Richelieu** litte an einer starken Kolik. Sein Apotheker war krank und schickte seinen ersten Provisor, um dem Kardinal das verordnete Klystier zu geben, und empfahl ihm vorzüglich, nie die **Eminenz** zu vergessen. Der Provisor fand einige Schwürigkeiten bey der Operation, und sagte sehr ehrerbietig zum Kardinal: „Wenn Ew. Eminenz selbst die Gnade haben wollten das

Rohr

Rohr zu appliciren, so würde ich weniger Gefahr laufen, Ew. Eminenz weh zu thun: denn Ew. Eminenz haben zwey Eminentissinnen Eminenzen, die mich daran verhindern.“ Geht mein Freund antwortete der Minister lachend, und sagt eurem Herrn, daß ihr euch so schlecht auf die Redekunst als auf euer Handwerk versteht!“

Ein Krämer zu Smyrna hatte einen Sohn, der sich durch seine Fähigkeiten bis zu dem Posten eines **Naib** oder Lieutenants des Kadi schwang, dessen Amt vorzüglich ist, über die Richtigkeit des Gewichts und des Maaßes der Kaufleute zu wachen. Einsmal als der **Naib** seine Runde machte, warnten einige Nachbarn den alten Krämer, dessen Betrügereyen ihnen bekannt waren, sein Gewicht und sein Maaß zu verstecken. Allein der alte Sünder verließ sich darauf, daß der **Naib** sein Sohn sey, und erwartete ruhig den Besuch dieses Beamten. Der **Naib**, der von seinen Verfälschungen längst unterrichtet war, und ihn insgeheim aber vergeblich hatte warnen lassen, beschlos endlich ein Exempel zu statuiren. Als er an seine Bude kam, rief er ihn ernsthaft, und sagte: „bringt mir eure Waage und euer Gewicht, damit ich sie öffentlich untersuchen kann.“ Der alte Krämer lachte, und bat seinen Sohn, nur weiter zu reiten, und wenn er wieder käme, bey ihm zu speisen. „Nein, antwortete dieser stolz, erst muß ich sehn, ob ihr thut was das Gesez befiehlt; Wache, bringt mir seine Waage und sein Gewicht.“ Es wurde falsch befunden, und daher alles was in der Bude war, der Gewohnheit nach, von den Soldaten zerschlagen. Der Vater glaubte mit dieser Züchtigung durchzukommen, allein der **Naib** verurtheilte ihn auch noch zu 50 Piaster Strafe, und zu funfzig Streichen auf die Fußsolen, das auf der Stelle an ihm vollzogen wurde.

Nun

Nun stieg der Sohn vom Pferde, und warf sich vor dem alten Krämer auf die Knie. „Vater, sagte er weinend, ich habe gethan, was mir meine Pflicht gegen Gott, gegen meinen Herrn, und gegen mein Vaterland befahl. Jezt thue ich was mir die Natur gebietet. Die Gerechtigkeit ist blind; sie ist die Hand Gottes auf Erden, und kennt keine Ausnahme. Ihr habt die Gerechtigkeit erzürnt, und ich habe euch strafen müssen, denn meine Pflicht ist mein oberstes Gesetz. Seyd in Zukunft gerechter, und beklagt euren Sohn, der euch warnte, und den ihr selbst zwangt so grausam gegen euch zu seyn.“

Der Sultan als er diese Geschichte erfuhr, machte den jungen Naib zum Kadi, und er ist als Weßir gestorben.

VI.

Biographie.

Graf Büffon; oder, Züge aus dem Karakter und Privatleben dieses großen Mannes.

Georg Ludwig le Clerc, Graf von Büffon, wurde zu Montbard in Burgund den 7. September 1707 geboren. Herr le Clerc, sein Vater, war Parlementsrath zu Dijon, und bestimmte seinem Sohne dieselbe Laufbahn; allein der Geschmack an andern Wissenschaften bemächtigte sich frühzeitig seines Geistes. Auf der hohen Schule zu Dijon trieb er zuerst seine Studien. Er hatte einen starken Körper, und einen lebhaften heftigen Karakter; er arbeitete mit un-

unglaublichem Eifer, und jagte eben so hitzig dem Vergnügen nach. Von seiner frühesten Jugend an, und als er noch Schüler war, passionirte er sich für die Geometrie, und diese Leidenschaft war so groß, daß er immer ein Exemplar vom **Euclid** bey sich trug, und wenn er mit seinen Kameraden Ball spielte, sich oft in einen Winkel verkroch, oder sich in eine einsame Allee vertiefte, um sein Buch aus der Tasche zu holen, und das Problema aufzulösen, das ihm im Kopf steckte. Einsmal war er auf einen Thurm gestiegen, von dem er sich an einem Knoten-Strick herunterließ; der Strick glitschte ihm durch die Hände, und schindete sie wund, allein er fühlte den Schmerz nicht, so sehr war er mit einer geometrischen Aufgabe beschäftigt, die er nicht hatte erklären können, und die ihm eben einfiel, als er vom Thurme fuhr.

Diese, und mehrere dergleichen Züge, ließen bey Zeiten ahnden, was **Büffon** einst seyn würde. Ein junger Lord, Namens **Kingston**, hielt sich damals mit seinem Hofmeister zu **Dijon** auf. Der Hofmeister war ein sehr kluger, und verdienstvoller Mann. Er schäzte den Herrn von **Büffon**, und schlug ihm eine Reise nach Italien mit seinem Zöglinge, vor. Herr von **Büffon** war neunzehn bis zwanzig Jahre alt, als er diese Reise that. Weder die schönen Statüen, noch die Meisterstücke der verschiedenen Malerschulen machten in Italien einen Eindruck auf ihn. Er hatte ein kurzes Gesicht, und konnte alles das Schöne und Herrliche, was andre Reisende in diesem Lande reizt und entzückt, nur halb genießen. Aber Italien bot ihm ein andres Schauspiel dar, das eines aufmerksamen und erleuchteten Beobachters würdig war, und von dieser Reise schrieb sich sein erster Geschmack an dem Studium der Natur her.

Bey seiner Zurükkunft nach Frankreich, begab er sich, ebenfalls in Gesellschaft des Lords und seines Hofmeisters, nach **Angers**, seine Studien daselbst zu beschließen. Hier

bekam

bekam er beym Spiel Streit mit einem Engländer, schlug sich, verwundete seinen Gegner, und wurde gezwungen Angers zu verlassen, und sich nach Paris zu begeben, wo er einige Uebersetzungen verfertigte. Er hat Newton's Differential-Rechnung aus dem lateinischen, und des Hales Statik der Gewächse aus dem englischen übersetzt.

Sein Umgang mit Engländern, und seine Bekanntschaft mit vielen Schriften dieser Nation, erregten in ihm das Verlangen, eine Reise nach England zu thun, wo er nur drey Monate blieb. Und hiermit schlossen sich seine Reisen. Er war damals 25 Jahre alt.

Als er majorenn geworden war, trat er den Besitz seines mütterlichen Vermögens an, das sich auf funfzig tausend Laubthaler belief. Herr von Büffon, wie wir schon oben angemerkt haben, liebte das Vergnügen, und sonderlich den Umgang mit Frauenzimmern, allein alle seine Lieblingsneigungen waren seinem Ehrgeiz, und seinem Durst nach Ruhm untergeordnet. Die Zeit, welche er der Arbeit widmete, war festgesetzt, und belief sich des Tages beynahe auf 14 Stunden. Nie ist er von diesem selbstgemachten Lebensplane abgewichen. Manchmal entzog er dem Schlaf die Zeit, die er den Wissenschaften nicht abbrechen wollte. Ein Bedienter mußte ihn täglich zu Einer Stunde wecken, und hatte Befehl ihn mit Gewalt aus dem Bette zu jagen, so sehr er sich auch sträuben mögte.

Zu Montbard hielt sich Herr von Büffon am liebsten auf, weil er da so viel arbeiten konnte, als er wollte. Zu Paris brachten ihn die Details des königlichen Naturalien-Kabinets und Gartens, und die Beobachtungen der Etikette und der Pflichten des Umgangs, um einen Theil seiner Zeit. Aber zu Montbard sah man ihn schon früh um fünf Uhr nach einem Pavillon gehn, der im Mittelpunkt seiner weitläuftigen Gärten lag. Sobald er auf

diesem Pavillon war, durfte niemand, selbst seine Gärtner nicht, dahin kommen. Dieser Pavillon war es, vor dem J. J. Rousseau auf die Knie fiel, und entzückt die Schwelle der Thür küßte, und dem der Prinz Heinrich von Preussen bey seinem Besuche den Namen der Wiege der Naturgeschichte gab. Hier entstanden jene vortreflichen Abhandlungen, die so lange dauern werden, als ihre Gegenstände: Hier schrieb er die Epochen der Natur, das Werk eines vierzehnjährigen Forschens und Nachdenkens: Hier verfertigte er seine schöne Rede über den Styl, die er bey seiner Aufnahme in die französische Akademie hielt. Herr von Büffon war zu Montbard, als sein Vorgänger starb; der Sekretair der Akademie schrieb ihm, und bat ihn, sich zu der erledigten Stelle zu melden, und Herr von Büffon kam nicht eher nach Paris, als in dem Augenblicke, wo er Platz unter seinen neuen Mitbrüdern nehmen sollte.

Wieder auf den Pavillon zu kommen: nackte Wände, ein großer, schwarzlederner Lehnstuhl, ein alter hölzerner Schreibtisch, und auf dem Schreibtische eine Feder, Dinte und Eine Lage Papier, das war sein ganzer Aufputz. Herr von Büffon hatte in einiger Entfernung von diesem Pavillon, und ebenfalls in der Mitte des Gartens, ein Kabinet, wo er seine Manuscripte verwahrte. Bald ging er, nachdem es die Umstände erforderten, vom Pavillon zum Kabinet, bald vom Kabinet zum Pavillon, und brachte manchmal einen ganzen Morgen über einen einzigen Paragraphen von seinen Werken zu. Nicht als ob es ihm mit der Arbeit schwer von statten gegangen wäre, sondern weil er gegen sich äusserst strenge, und überzeugt war, daß man die Vollkommenheit des Gedankens oder des Styls bloß mit der Zeit erlangen könne. Auch habe ich ihn oft sagen hören, daß das Genie nichts anders als eine große Tüchtigkeit zur Geduld sey. Dies erinnert an Newton's Antwort, der gefragt wurde, wie er sein System

ent-

entdeckt habe? „Ich dachte beständig daran. Sobald Herr von Büffon ein Werk vollendet hatte, legte er es eine ziemliche Zeit bey Seite, und gab sich Mühe es ganz zu vergessen. Alsdenn ließ er es sich durch einen Freund vorlesen, von dem er wußte, daß er sich auf die Sache verstand. Das Werk war sehr sauber abgeschrieben, und wenn der Vorleser wo stockte, so schloß Herr von Büffon daraus, daß an der Auseinandersetzung des Gedankens, oder an der Deutlichkeit des Styls etwas fehlen müsse, weil er behauptete, das Alles, was deutlich sey, sich auch ohne Anstand lesen lasse. Er machte dann ein Kreuz bey der Stelle, um sie nach Muße durchzusehen und zu verbessern. Er hatte noch eine andere Art seine Schriften zu beurtheilen. Er bat seinen Vorleser, gewisse Stellen, deren Verfertigung ihm schwer geworden war, durch andre Worte zu geben, und wenn in dieser Uebersetzung der Sinn, den er hatte ausdrücken wollen, klar und treu getroffen blieb, so ließ er die Stelle so wie sie war. Wurde aber der eigentliche Sinn nur wenig verfehlt, so sah er sie von neuem durch, und forschte, was die Deutlichkeit darin schwächen könnte.

Dergleichen Vorlesungen und Verbesserungen geschähen manchmal in einem Zirkel von Freunden, und nichts konnte interessanter seyn, als solche Versammlungen. Manchmal corrigirte er auch auf die Art die Schriften vieler Autoren, welche sich seiner Kritik unterwarfen. Allein es mangelte ihm an Zeit sie ganz durchzugehen, so wie es ihm auch an der Zeit gebrach, Alles das zu lesen, was ihm gedruckt zugeschickt wurde. In Ansehung der letztern begnügte er sich bey Tische die Ueberschriften der Kapitel zu lesen, und sich zur Lektüre die zu wählen, welche ihm die interessantesten schienen. Seit funfzehn Jahren hat er wenige neue Bücher anders als auf diese Art gelesen, Neckers Compte rendu, und seine Administration des Finances aus-

genommen, die er verschiedenemal durchlas, und mit Begeisterung davon sprach.

Seine Lieblings-Autoren unter den verstorbenen Neuern waren **Fenelon**, **Montesquieu** und **Richardson**.

Einer seiner besten Freunde war Herr **Gouneau von Montbelliard**, der einige Zeit vor ihm starb; ein Mann von seltenen Verdiensten, der durch seine tiefen Kenntnisse, und unerschütterliche Redlichkeit, eine große Gewalt über ihn hatte. Ich habe wenige Menschen gekannt, die im Umgange lebhafter, aufgeweckter und geistreicher waren, als Herr von **Montbelliard**. Herr von **Büffon** hingegen war in der Unterredung äusserst einfach, selten lebhaft, aber manchmal sehr aufgeweckt. Einige Details aus seinem Privatleben, die manchem vielleicht sehr geringfügig scheinen, führe ich hier an, weil oft Züge der Art aus dem Leben eines großen Mannes, nicht das minder Interessanteste sind. Nie litte Herr von **Büffon**, daß ihn sein Kammerdiener frisirte; zu **Paris** that es der Perukenmacher des Viertels, und zu **Montbelliard** der Perukenmacher des Orts, den er über dieses und jenes fragte, mit dem er sich besprach, und dessen Unterhaltung ihn die ganze Zeit, die er bey seiner Toilette zubrachte, außerordentlich belustigte. Seine Toilette dauerte sehr lange, sie war für ihn eine Gelegenheit zum Ausruhen. Alle Tage wurden seine Haare, ohne Ausnahme, gebraunt, ohne daß sie je davon gelitten hätten. Manchmal ließ er sich zwey bis dreymal des Tages frisiren, wenn der Wind sie in Unordnung gebracht hatte, denn er hatte den Grundsatz, daß sich jeder Mensch bemühen müsse, so viel es von ihm abhinge, ein Aeusserliches zu haben, das für ihn einnähme.

Einsmal sagte er auch zu mir, er habe eine üble Meynung von einem jungen Menschen, dessen erste Leidenschaft nicht die Liebe gewesen sey, weil sie der erste Ausbruch der

Empfind-

Empfindlichkeit wäre, die sich hernach auf andre Gegenstände lenke.

Bey Tische pflegte er lange zu verweilen, und hier hatte man das Vergnügen ihn in voller Musse zu hören; selten ging man von ihm, ohne irgend einen glücklichen Einfall, oder irgend einen erhabenen Gedanken aufgeschnappt zu haben, der ihm entwischt war. Herr von Büffon liebte die Lobeserhebungen, und lobte sich manchmal selber, aber das auf eine so offene und andern so wenig nachtheilige Weise, deren Talente er nie verkleinerte, daß man ihm seine Offenherzigkeit gewissermassen Dank wußte. Wie wäre es überdies möglich gewesen, daß einem Manne, der mit Ehren überhäuft worden war, dem man eine Statüe errichtet hatte, mit dem eine große Monarchin in Briefwechsel stand, dem sie alle unter ihrer Regierung geschlagene Denkmünzen schickte, den alle reisende Fürsten zu Paris oder zu Montbard aufsuchten, daß einem solchen Manne, sage ich, nicht eine heimliche Neigung anwandeln sollte, sich gelobt zu hören? Wer wollte solchen privilegirten Genien diesen so natürlichen Hang nicht gern verzeihen? Wer wollte sie nicht so sehr loben, als sie zu wünschen scheinen? Es ist ein sehr geringer Tribut, ein Vergleich mit dem Nutzen und dem köstlichen Genusse, den wir ihnen verdanken! Einer von Büffon's Grundsätzen war, daß alle Kinder ihre intellectuellen und moralischen Eigenschaften von ihrer Mutter hätten. Wenn er im Gespräch auf diese Behauptung kam, so ermangelte er nie die Anwendung auf sich selbst zu machen, und in ein großes Lob von seiner Mutter auszubrechen, die wirklich eine Frau von großem Verstande, gutem Kopfe, und ziemlich ausgebreiteten Kenntnissen gewesen war, und von der er gern sprach.

Sein Vater hatte für ihn eine fast heilige Ehrfurcht. Einsmal, als er in den Vues de la Nature jene erhabene Anrufung des höchsten Wesens gelesen hatte, welche die

erste dieser Vues endigt, und seinem Sohne begegnete, warf er sich in dem ersten Ausbruche seiner Bewunderung unwillkührlich vor ihm auf die Knie.

Pater Ignaz Bougault, ein Kapuziner, der davon den Namen Büffons Pfarrer bekommen hatte, war einer seiner ältesten Freunde. Ihre Bekanntschaft dauerte funfzig Jahre. Wenn Herr von Büffon zu Montbard war, so verfehlte Pater Ignaz nie, zweymal die Woche bey seinem Freunde zu speisen, und Herr von Büffon, wenn er sich wohl befand, bat sich gleichfalls manchmal bey dem Pater Ignaz zu Gaste. Kurz, Pater Ignaz besaß Büffons ganzes Vertrauen. Als Pater Ignaz seinen sterbenden Freund zu Paris besuchte, gab sein Anblick dem Herrn von Büffon, der fast nicht mehr sprach, einen Theil seiner Kräfte wieder. Als er sich einige Zeit mit ihm unterhalten hatte, fing er mit erhabener Stimme, und ohne sich an die Anwesenden zu kehren, an, ihm sein ganzes Leben zu beichten, und erfüllte in Gegenwart verschiedener Personen alle die Pflichten, welche die Religion in diesen Augenblicken vorschreibt.

Sein Vater war 93 Jahre, seine Großvater 87 alt geworden, und er würde eben so lange gelebt haben, wenn er den Muth gehabt hätte sich zu einer Operation zu entschließen, welche 56 Steine, die man nach seinem Tode in der Blase fand, unvermeidlich machten.

Er hinterläßt einen einzigen Sohn, derselbe, der auf seiner Reise nach Petersburg, wohin er die Briefe seines Vaters überbrachte, auch einige Zeit zu Gotha und in mehreren Städten Deutschlands verweilte, und von dem ich nur einen einzigen Zug anführen will, der von seiner feinen Denkungsart zeugt.

Zu Montbard, in dem Büffonschen Garten, steht nicht weit von dem Pavillon und dem Kabinet, dessen ich oben erwähnt habe, ein hoher Thurm, den man schon

weit

weit in der Ferne gewahr wird. Der junge Herr von Büffon ließ vor zwey Jahren neben diesem Thurm eine niedrige Säule mit folgender Inschrift aufrichten:

Excelsæ turri,
Humilis columna,
Parenti suo
Filius Buffon.

R.

VII.

Roman.

Wer fühlt sich getroffen?

eine Erzählung aus dem Französischen.

Frau von Elmon war artig gewesen und kokett, und hatte manche glänzende Eroberung gemacht. Schönheit und Koketterie sind öfters Gefährtinnen, aber jene entfernt sich immer zuletzt. Daß Frau von Elmon schön gewesen wäre, wußten nur noch die Männer. Doch nein! ich irre mich; es schwebte noch vor ihrer Phantasie; denn dahin flüchtet zuletzt die Erinnerung verblühter Reize, und erhält sich da zum Trost der Damen, wenn diese längst dem Blicke verschwunden sind. Frau von Elmon machte Ansprüche vor

wie nach; ihre Rechnung lief nicht mit der Zeit, und wurde ihr weniger Weyhrauch gestreut, so schob sie die Schuld auf verminderte Galanterie der Männer.

Sie hatte eine Tochter, und diese Tochter war jetzt, die Koketterie abgerechnet, was ihre Mutter sonst gewesen war. Blüthe der Jugend im funfzehnten Jahre machte noch die geringste von Luciliens Annehmlichkeiten aus. Ihr Teint wäre noch weisser gewesen als Lilien, wäre nicht diese Weisse durch Rosenroth gehoben und verschönert worden. Unter schwarzen Augenbraunen öffneten sich schmachtend zwey große blaue Augen voll Ausdrucks der Zärtlichkeit und voll Auffoderung zur Liebe. Jeder Zug an ihr war regelmäßig, war anziehend; kurz, sie war schön, und dennoch reizend dabey.

Als Lucilie aus dem Kloster in die Welt eintrat, dachte sie nicht an Liebe: als sie Erviley gesehen hatte, dachte sie sonst an nichts als an Liebe. Zwar hatte ihr Erviley nicht gesagt: ich liebe Sie, aber er hatte sie doch so bedeutend angesehen! sein Blick hatte das Geheimnis seines Herzens so deutlich verrathen! Sie sehen sich oft; ja, sie waren sogar zuweilen allein: und doch hatten sie sich ihre Liebe noch nicht gestanden oder wenigstens nicht ausdrücklich erklärt. Erviley, mehr zärtlich als galant, war nichts weniger als dreist. Schönheit und Vorzüge besaß er genug, um sich Hofnungen erlauben zu können, aber er liebte zu heftig, als daß er nicht hätte fürchten sollen. Aechte Liebe ist immer schüchtern, und diese Schüchternheit würde den liebenden nicht schädlich seyn, wenn es blos darauf ankäme, dem geliebten Gegenstande zu gefallen. Allein man muß sich auch Eltern oder Verwandten gefällig machen, die nicht so leicht zu gewinnen sind. Erst als Erviley des Herzens seiner Lucilie gewiß war, bemühte er sich ihre Mutter zu seinem Vortheile zu stimmen. Er besuchte sie fleißig, kam jedem ihrer Wünsche durch Achtsam-

keit noch zuvor. Es gelang ihm bey ihr, und noch weit über seine Erwartung. Frau von Elmon bemerkte sehr bald seine Bemühungen; aber sie legte sie unrecht aus. Da er sich öffentlich von seiner Liebe für Lucilien nichts merken ließ, sondern blos der Frau von Elmon gefallen zu wollen schien, so betrachtete sie ihn bald als einen neuen Gefangenen, den ihr die Liebe zuführte. In einem solchen Falle ist eine Frau von Geist um nichts gescheuter als ein Flachkopf. Sie hat vielleicht gesehen, daß ein Süßling mehr als eine Dame durch Schein von Liebe betrügt, hat vielleicht mehrmal über jener ihre Leichtgläubigkeit gelacht: nun sagt der nemliche Süßling auch ihr, daß er sie liebe, und sie glaubt ihm doch.

Frau von Elmon glaubte, ohne daß Erviley daran gedacht hatte es ihr zu sagen. Ihr Irrthum wurde ihm merklich; aber ob er sie darin lassen, oder sie herausziehen sollte, wußt' er nicht; beydes war seiner Liebe gefährlich. In dieser Verlegenheit entdeckt' er sich einem Freunde vom Hause, der Emicour hieß. Dieser Herr von Emicour war ein guter Mann, aber ein bischen Sonderling. Er besaß ein ziemlich beträchtliches Vermögen, so daß er sorgenfrey war; und wie er zu handeln pflegte, blieb es immer ruhig in seiner Seele. Seine Laune war munter, aber auch zuweilen so offenherzig, daß er sich nicht immer ganz streng an die Gesetze der Höflichkeit band. Dieser Mann versprach dem jungen Erviley mit der Frau von Elmon zu sprechen, und er hielt Wort. Frau von Elmon gab ihm zur Antwort, er wäre unrecht berichtet, und Erviley keinesweges in ihre Tochter verliebt. Sie selbst, setzte sie züchtiglich das Geständnis hinzu, sie selbst wäre die Dame, die ohne es zu ahnden, den jungen Menschen in Feuer und Flammen gesetzt hätte. Emicour sagte ihr dagegen mit dürren Worten, sie irrte sich. Ihre Eigenliebe wollte sich den Irrthum nicht nehmen lassen; er ge-

rieth darüber in Zorn, welches dann die Unterredung nicht wenig munter machte. Hier sind einige Stellen aus dieser Unterredung, als Züge zur Schilderung des Karakters der Dame. Wer den Maler der Uebertreibung beschuldigt, hat das Original nicht gesehen, von dem es, im Vertrauen gesagt, manche Kopie in der Welt giebt.

Aber, fuhr Emicour auf, was berechtigt Sie denn das zu glauben? Was soll er eigentlich an Ihnen lieben? Das Andenken Ihrer Reize? — Die Frage war etwas stark, doch hatte Frau von Elmon die Gütigkeit, sie nicht übel zu nehmen, sondern ihm nur beweisen zu wollen, daß er nicht wohl gescheut wäre. Sie gab ihm die Erlaubnis, ihr ganzes Gesicht Zug für Zug zu mustern, und ihr dann zu sagen, was er daran auszusetzen hätte. Meine Augen, zum Beyspiel? fragte sie — Ihre Augen? sind groß, aber ohne allen Ausdruck. — Himmel! was sagen Sie da! Der Graf von Hermine, der Paris aller Göttinnen, sagte doch, wer es nur hören wollte, er hätte noch nie zwey Augen gesehn, die so viel gesagt hätten, als die meinigen. — Ihre Nase aber . . . Da müssen Sie gestehen . . . O, von der sagen Sie ja nichts nachtheiliges. Der Graf von Marboeuf hat sie besungen, und sein Lied hat viel Aufsehens gemacht. Und mein Mund . . . . Ha! Ihr Mund . . . . Schon wieder! . . . Gut! Eben der Graf von Marboeuf, der Verse machte wie ein Engel, sagte mir in einem **Bouquet**, die Liebe hätte auf meine Lippen Rosenblätter geheftet. — Schön! Aber Ihre Taille werden Sie doch nicht vergessen? — Emicour! ich kann mich nicht in Sie finden; alle Welt sprach sonst von meinem Nymphenwuchs.

So suchte Frau von Elmon den Beweis des Gegenwärtigen durch das Vergangene zu führen; so wollte sie überzeugen, daß sie schön wäre, indem sie sich darauf berief, was sie einst gewesen war. Wie manche werden

nicht

nicht ihrer Logik spotten, die doch öfters eben so schliessen. Emicour indessen wurde ernstlich böse, sprach noch viel von den beyden Verliebten, und schloß damit, daß Erviley ihm aufgetragen hätte, für ihn um ihre Tochter anzuhalten: schlüge sie ihm sie ab, so wäre sie nicht wohl bey Sinnen. Das war sein Abschied; und damit ging er fort.

Frau von Elmon rufte ihre Tochter, schmälte mit ihr, sagte ihr, sie wäre eine Närrinn, daß sie einen jungen Laffen liebte, der vielleicht nichts für sie empfände. Solche junge Flüchtlinge, setzte sie hinzu, schwatzen einer Jeden von Liebe vor, aber die wäre wohl eine große Thörin, die sich einbildete, sie würde von ihnen geliebt! Der Irrthum verschwindet bald. Man glaubt sie fest zu halten, und sie sind schon hundert Meilen davon. Der Schluß war ein förmliches Verbot den jungen Erviley nicht zu lieben.

Emicour gab indessen die Sache der Liebenden keinesweges auf, sondern beschloß sie glücklich zu machen, es mögte kosten, was es wollte. Hierzu kam, daß er gegen die Frau von Elmon aufgebracht war, und eine kleine Rache allerdings Reiz für ihn hatte. Er wählte dazu ein Mittel, worüber man sich freylich wundern wird. Er machte ihr förmlich die Cour, und spielte den seufzenden Verliebten. Zwar wußte er wohl wie sehr er ihre Schönheit gelästert hatte; allein er kannte sie, und wagte daher, nach gehöriger stufenweisen Vorbereitung, das Geständnis, daß er sie anbete. Noch nicht genug! er brachte es dahin, daß sie es glaubte. So spann er den Faden der Intrigue immer weiter, bis zuletzt zu einem Heyrathsantrage von ihrer Seite. Das war es eben, wohin Emicour sie haben wollte. — Heyrathen ist allerdings meine Absicht, sagt' er zu ihr, aber ich mögte Ihnen gern Selbstvorwürfe ersparen. Man würde Sie mit Recht tadeln, wenn Sie sich verheyratheten, da sie es doch Ihrer Tochter untersagt haben.

haben. Diese muß erst versorgt, und Erviley muß ihr Mann werden; darauf besteh' ich. Erst wollen wir ihre Hochzeit, und einige Tage darauf die unsrige machen. Frau von Elmon machte noch verschiedene Einwendungen; aber dann gab sie dennoch nach, und Erviley erhielt Luciliens Hand.

Nachdem dis geschehen, erinnerte Frau von Elmon den Herrn von Emicour, daß einige Tage verflossen wären. Allein Emicour, der nichts mehr von ihr zu erhalten hatte, gab ihr zur Antwort: Madame! ich habe der Sache besser nachgedacht. Sie sind immer eine hübsche Frau; ich hingegen fange zu altern an, und merke an mir einen Hang zur Eifersucht. Ich gestehe ganz gern, daß mir die Lobsprüche des Grafen von Harmine, der Hymnus auf Ihre Nase, die Rosenblätter, der Nymphenwuchs zu bange machen. — Frau von Elmon, setzte er, indem er nach dem Abschiede wieder umwendete, noch hinzu: Sie haben Ihre Tochter eine Närrin gescholten, daß sie an Erviley's Liebe geglaubt; und Sie glaubten doch nachher an die meinige, nachdem ich Ihnen meine Meynung über Ihre Schönheit gesagt hatte. Nennen Sie das selbst wie Sie wollen. Mit diesen Worten empfohl sich Herr von Emicour.

VIII.

Miscellaneen.

I.

Falsche Zeugen.

Wir haben ein schreckliches und ganz frisches Beyspiel davon, das fast einzig in den Annalen der Criminal-Jurisprudenz ist.

Ein Parlaments-Procurator zu **Paris**, der einen Menschen ins Verderben stürzen wollte, (den er seinen Freund genannt hatte) beschuldigte ihn, er habe ihn ermorden wollen, und stellte vier falsche Zeugen auf. Gott! wie war es möglich, vier Menschen so zu verführen? Welche höllische Beredsamkeit auf der einen, welche unglaubliche Schwäche auf der andern Seite! Es ist unbegreiflich! Eine kleine nichtige Summe Geld war also vermögend, das Gewissen von vier Menschen in dem Grade zu betäuben? Der Angeklagte konnte sich von seinem schmerzlichen Erstaunen beym Anblick dieser vier Personen nicht erholen, die ihm einstimmig eines Verbrechens anklagten, das er nicht begangen hatte.

Beym letzten Verhör faßte der Unschuldige sich zusammen, und blickte einen der Zeugen auf eine so ausdruckvolle und rührende Weise ins Gesicht, indem er mit bewegter Stimme zu ihm sagte: „**Was habe ich dir gethan,**

daß

daß du mich aufs Rad bringen, und mich meinen Geist unter die schrecklichsten aller Todesstrafen aufgeben lassen willst!“ — daß der falsche Zeuge erblaßte, und seine Schandthat bald darauf gestand. Der strafbare Kläger wurde in Verhaft genommen, und auf eben die Art hingerichtet, wie er den Unschuldigen hatte hinrichten lassen wollen. Zwey von den falschen Zeugen starben während der Untersuchung, und die beyden andern wurden gehangen.

2.

Die vier Brüder.

Vier Brüder, jeder mit einem andern Geist begabt, und vernünftig genug das einzusehn, verbanden sich zeitig zu dem großen Interesse des Glücks; denn ohne wechselseitige Verbindung gedeiht kein großes Glück. In ihrer ersten Versammlung nahm der eine das Wort, und sagte zum ältesten: Du, du besitzest Genie und Erfindungsgeist, aber nicht gesunden Menschenverstand; du sollst auf gut Glück Plane aushecken: ich, dem der Himmel richtige Begriffe, aber kein Genie zugestanden hat, ich will diese Plane läutern und verbessern, und sie in die Reihe der Möglichkeiten reduciren; und du, unser jüngster Bruder, der du zwar nicht den mindesten Gedanken, aber eine glatte Zunge hast, du sollst in den Vorzimmern der Minister wohnen, und unsere Plane ihnen detailliren, denn die Minister lassen sich gern von den Glattzünglern fangen; hingegen du, sagte er zum letzten, du sollst der Geldkasten, der unbestechliche Hüter unsrer Schätze werden; du bist von Leidenschaften

frey

frey, und wir, wir fröhnen ihnen; sey du der unerbittliche Kassirer des Geldes, das wir sonst durchbringen würden. Ich hoffe, meine Brüder, auf diesen vier Rädern soll unser Wagen recht gut laufen!

Die vier, auf die Art von einander abhängige Brüder, blieben diesem weisen Vertrage auf das pünktlichste treu. Der Kassirer war blos Kassirer, der Wohlredner blos Sprecher in den Audienzsälen, und das Genie ließ den Mann mit den richtigen Begriffen die Auswächse beschneiden, um dem Hauptstamme desto besser den Nahrungssaft zu sparen, und so erstiegen alle viere die Staffel des Glücks.

Diese vier Brüder waren die vier Herren **Montmartel**, die vor 40 Jahren ein so unermeßliches Vermögen in Frankreich besaßen.

3.

Ueber die Meinung von den Gespenstern.

(Aus Shenstour's Werken.)

Es ist merkwürdig, wie sehr der Glaube an Gespenster und Erscheinungen abgeschiedener Personen seit den letzten funfzig Jahren abgenommen hat. Vielleicht läßt sich dies aus dem allgemeinen Wachsthum von Kenntnissen, und aus der Abnahme des Aberglaubens erklären, die dadurch selbst in denen Reichen erfolgt ist, wo er in der wesentlichsten Verbindung mit der Religion steht.

Dieselbe Leichtgläubigkeit, die den Geist geneigt machte, die Wunder eines katholischen Heiligen zu glauben, brachte die

Ver-

Vernunft ganz zur Ruhe, und erzeugte einen Hang zum Wunderbaren, welchen zu befördern des Priesters Vortheil erforderte.

Es läßt sich also sehr leicht begreifen, wie der Glaube an die Gespenster sich in den Zeiten der papistischen Bethörung ausbreiten konnte, ein Glaube, der eben so die Unwissenheit unterstützte, wie man das Daseyn der Gespenster der Nacht zu danken hat.

Aber wie kommt es, daß Erzählungen von der Art je zuweilen von wahrhaften, vernünftigen und gelehrten Personen sind gemacht worden; von Menschen, die weder einem Selbstbetrug unterworfen waren, noch die man in Verdacht haben konnte, daß sie andere zu hintergehen suchten, wenn es auch ihr Vortheil wäre, noch von denen man endlich annehmen durfte, daß sie einigen Vortheil dabey gehabt, wenn sie auch Neigung hatten, andere zu täuschen?

Hier, scheint es, muß man bey der Erklärung zu etwas anders, als zum Aberglauben, seine Zuflucht nehmen.

Man muß also annehmen, daß die Erzählungen selbst falsch gewesen sind; denn, was das Gleichniß betrift, das man manchmal in der Sache braucht, daß, gäbe es kein ächtes Geld, so könne es auch kein nachgemachtes geben, so dünkt mir dies eine Sophisterey. Unter dem ächten Gelde müßte man hier die lebende Person verstehen, und unter dem nachgemachten die Gestalt des Verstorbenen, die auf unsre Sinne oder Phantasie Eindruck machte.

Gesetzt, es sey nie ein Gespenst erschienen, folgt denn daraus, daß sich niemand jemals habe einbilden können, er habe die Gestalt einer verstorbenen Person gesehn? In der That, wer dies sagen wollte, müßte die Macht, die Einfälle und die Mängel der Phantasie wenig kennen.

Es haben Leute nach einer Ausschweifung im Trinken, nach der Bewegung durch einen Schrecken, in der Fiberhitze,

hitze, in einem Anfall von Mondsucht, im Nachtwandeln so tiefe Eindrücke von chimärischen Vorstellungen in ihrem Gehirn gehabt, als sie nur je hätten haben können, wenn die vorgestellten Dinge ihnen selbst in die Sinne gefallen wären.

Ich habe nur einige Fälle angeführt, in welchen vorzüglich das Gehirn angegriffen wird. Es lassen sich andere, vielleicht nicht so ganz gemeine, anführen, wo heftige Leiden ihren Gegenstand dem Gehirn eindruckten, und zwar auf eine so lebhafte Art, daß dem eingebildeten Kranken kein Zweifel an ihrem wirklichen Daseyn übrig blieb.

Wie schwer muß es nun seyn, jemanden den Irrthum über Gegenstände, die ihm auf die Art eingedruckt worden, zu benehmen, über Gegenstände, die er sich so deutlich denkt, als wenn er sie mit Augen gesehen hätte. Und wie viele Personen muß es also nothwendig geben, denen man ihren Irrthum nie benehmen könnte!

Einige von diesen Ursachen mögen wahrscheinlicher Weise der Idee von Gespenstern den Ursprung gegeben haben; hatte sich nun diese Idee einmal ausgebreitet, so war sie natürlich so beschaffen, daß sie mehrere Beyspiele hervorbringen mußte.

Die Dunkelheit der Nacht, welche Furcht erzeugte, mußte natürlich auch den Glauben an Erscheinungen bewirken, wie die Erfahrung bestätigt hat.

Der heftige Kummer über einen verstorbenen Freund, der Schauder über einen ermordeten Feind, die Gewissensunruhe über ein unerfülltes Testament, die Liebe für eine Geliebte, die sich über Untreue zu Tode gegrämt, die Dankbarkeit gegen eine treue Gattinn, die man lange besessen, das Verlangen, sich mit einem ausgesöhnt zu haben, der in Uneinigkeit mit uns starb, die Begierde das aufzuklären, was falsch ausgelegt ward, der Wunsch, sich mit einem Rathgeber zu berathschlagen, der nun für uns verloren

ist; sowohl schwächere, als stärkere Leidenschaften waren, wenn sie sich auf eine verstorbene Person bezogen, unter gewissen Umständen oft hinlänglich, den Todten dem Auge des Lebenden darzustellen.

Ja, noch mehr, es scheint, man könne keinen andern passenden Grund von dem Phänomen angeben. Aber man nehme diesen an, und man sieht sogleich ein, wie die aufrichtigsten Menschen etwas falsches, und die einsichtsvollesten etwas ungereimtes haben ausbreiten können.

Gesetzt, man wollte sagen, daß dergleichen Erscheinung in der moralischen Haushaltung Gottes irgend einen wirklichen Nutzen hätten, wird nicht jeder moralische Zweck, zu dem sie dienen könnten, nach meiner Hypothese eben so wirksam erreicht, als nach jener? Denn in der That kann nichts darauf ankommen, durch was für Mittel das Gehirn diese Bilder empfängt. Die Wirkung, die Ueberzeugung, und der darauf folgende Entschluß kann in beyden Fällen gerade einerley seyn.

Dies scheint, mir wenigstens, die wahre Beschaffenheit der Gespenstererscheinungen zu seyn.

Die Gründe, die sich gegen eine wirkliche äusserliche Erscheinung anführen lassen, sind unter vielen andern folgende.

Die Gespenster werden, so viel ich weiß, nie bey Tage gesehen. Da die Dunkelheit die Zeit der Furcht, und der Täuschung, da alsdann die Phantasie weniger eingeschränkt ist: so sind sie nie mehr als einer Person sichtbar, welches doch sonst wahrscheinlich der Fall hätte seyn müssen, wenn es nicht eine innere Erscheinung wäre.

Seit zwanzig Jahren hat man nichts mehr von solchen Erscheinungen gehört. Gäbe es dergleichen wirklich, was könnte man für eine Ursache von einer solchen langen Pause angeben?

Der Aberglaube ist in unserm Jahrhundert mit Eifer untergraben worden, man hat den Glauben an die Gespenster lächerlich gemacht. Grund genug, warum die Phantasie weniger geneigt seyn mag sie sich einzubilden, aber kein Grund, warum sie zu erscheinen aufhören müßten.

Die meisten von denen, die da erzählt haben, daß ihnen Gespenster erschienen sind, waren Leute, die sonst auch in anderm Betracht tief im Aberglauben staken, Leute von schwärmerischer Phantasie, oder von heftigen Leidenschaften, die aus jener entstanden, oder die sonst zu der Zeit irgend eine Erschütterung der Seele empfanden.

Einige wenige Fälle lassen sich annehmen, wo die Laune der Phantasie, die sich so sehr in Träumen zeigt, Wachenden Visionen dargestellt haben mag.

Einige wenige Fälle kann man annehmen, wo die Laune der Einbildungskraft, die in den Träumen so geschäftig ist, Wachenden Erscheinungen mag dargestellt haben. Ich glaube, es gibt wenige Menschen, die sich nicht einiger Personen erinnern können, bey denen die Phantasie solche Täuschungen hervorbrachte, daß sie ein Bettuch für ein weißes Pferd ansahen.

Da nun aber, wie ich behaupte, das Eingebildete eben so sehr in Schrecken setzt, als das Wirkliche, so ist das beste Mittel dies zu vermeiden, wenn wir genau auf unsere Leidenschaften Acht haben, Unmäßigkeit, gleich einem Beinhause, fliehen, oft die kalte Vernunft und den gesunden Verstand zu Rathe ziehen, und uns so in den Besitz einer wohlgeordneten Einbildungskraft setzen.

4.

An Demoiselle F. H. 1788.

Ich weiß ein Blümchen, schöner blüht
Der keins, wohin man blickt;
Wie würd' ein Auge, das es sieht,
Vom Blümlein nicht entzückt?
Zwar kann man um und nebenher
Noch andre Blümchen sehn;
Doch so eins, glaubt mir! blüht nicht mehr,
So jung und doch so schön.

Voll Unschuld und Bescheidenheit
Blüht es und bläht sich nicht,
Und fühlt's nicht, wann, von ihm erfreut,
Man ihm zum Lobe spricht.
O Himmel, laß es stets so frei
Von allem Stolze seyn,
Und mach' es taub, wenn Schmeichelei
Und Stutzerlist ihm dräun!

Gieb aber Lüftchen lieb und lau,
Und warmen Sonnenschein,
Und tränk' es mild mit Morgenthau,
Und laß es wohlgedeihn.
So welkt das liebe Blümchen nicht,
Wird schöner mehr und mehr;
O selig, wer es dann einst bricht,
Ach, wär' ich selber der!

F. M.

5.

Die Thräne.

O göttliches Geschenk der Thränen!
Du fielst uns nicht vergebens zu.
Wenn sich nach Trost die Herzen sehnen,
Bringst du die erste Lindrung, du!
Ach! mancher arme Pilger grübe
Verzweifelnd vor der Zeit sein Grab,
Wenn ihm der Trost nicht übrig bliebe,
Den mir schon Thräne gab. — —

Wenn bei des Lebens Misgeschicken
Die Freude mir vergebens winkt,
Und bei der Bosheit Bubenstücken
Mein Herz in düstre Schwermuth sinkt;
Wenn dann beim süßen Ton der Flöte
Der schwarze Kummer nicht entflieht,
Und in der jungen Morgenröthe
Mein Auge Mitternächte sieht;

Wenn ich mich dann verloren wähne,
Mein Herz auf keinen Trost mehr hört:
Entschlüpft mir endlich eine Thräne —
Wie bist du Thräne mir so werth!
Dann wird's in meiner Seele helle,
Dann endlich nimmt sie Tröstung an.
O meiner Ruhe erste Quelle!
O wohl mir, daß ich weinen kann!

L. M.

6.

An Wilhelminen.

Eh' ich Dich, mit Dir die Liebe, kannte,
War mein Leben trüb' und hoffnungsleer;
Meines Daseyns mich zu freuen, mahnte
Mich umsonst die Schöpfung um mich her;
Mitternacht war mir die Morgenröthe,
Oede Wildniß mir das Frühlingsthal,
Martern sangen mir die sanfte Flöte
Und die schwärmerische Nachtigall.

Denn in meinem kranken Herzen strebten
Wünsche, die ich nimmer noch empfand,
Und aus meinem trüben Auge bebten
Thränen, die ich Armer nicht verstand.
Ach! was hab' ich hoffnungslos gelitten,
Eh der Himmel Lindrung mir verlieh!
Ritterlich hab' ich mein Herz bestritten,
Aber meine Waffen siegten nie.

Da erschienst Du mir im Engelkleide,
Unschuld und der Unschuld Seelenruh
Und ein Lächeln waren Dein Geschmeide;
„Sieh, dies ist sie!" rief mein Herz mir zu.
Und ich warb verschämt um Deine Liebe,
Bis ein sanfter Druck von Deiner Hand,
(Engel, welch' ein Druck!) mir gleiche Triebe,
Fromme, treue Liebe mir gestand.

Süße Wonne! himmlisches Entzücken!
Nie vergeßner, nie gesungner Tag,
Seit ich kühn an meine Brust Dich drücken,
Und an Deinem Busen ruhen mag!
Stunden, Holde! fliegen wie Sekunden
Mir an Deinen süßen Lippen hin,
Und ich wähne oft in diesen Stunden,
Daß ich schon in Edens Lauben bin.

Wilhelm.

IX.

Fragmente.

Besondere Gebräuche in Nantucket.

(Aus den sittlichen Schilderungen von Amerika des Herrn von Crevecoeur.)

Die Sitten der Gesellschaft der Freunde (wie sich die Quaker nennen) gründen sich durchaus auf jene Einfalt, welche ihren Stolz, und den Hauptzug in ihrem Charakter ausmacht. Ich brauche nicht hinzuzusetzen, daß diese Sitten das ganze Ansehen der Gesetze erlangt haben. Dieselbe Kunstlosigkeit, welche in ihrer Kleidertracht herrscht, zeigt sich auch in ihrer Sprache; und wiewohl diese letztere nicht immer ganz grammatisch richtig ist, so würde doch ein jeder Eingebohrner, der es versuchen wollte, richtiger zu sprechen, ohne Ausnahme für einen Thoren oder Sonderling gehalten werden. Auf der andern Seite kann ein hier ankommender Fremder, der sich die Mühe nehmen will, die hiesige Sprache in aller ihrer Reinigkeit — wie sie es nennen — zu sprechen, darauf rechnen, allenthalben die herrlichste Aufnahme zu finden, und sich in kurzem so beliebt zu machen, als ob er ein altes Mitglied der Gesellschaft wäre. Indessen

dessen sind die Nantucketer hierdurch bereits so oft angeführt worden, daß sie, in Ansehung dieser Empfehlungsart allgemach anfangen, etwas vorsichtiger zu werden. Wie sehr sie übrigens noch an den von ihren Voraltern ererbten Grundsätzen der Häuslichkeit und guten Wirthschaft festhalten, mag man unter andern daraus abnehmen, daß ein Jeder, welcher sich an einem andern, als an dem ersten Tage (Sonntage) in einem langen Rocke von englischen Tuche sehen liesse, der öffentlichen Nachrede und dem Gelächter nicht würde entgehen können. Man würde ihn für einen sorglosen Verschwender ansehen, dem weder zu trauen, noch zu helfen wäre. Vor einigen Jahren wurden, zum großen Mißvergnügen dieser guten Leute, zwey einspännige Gabel-Chaisen von Boston eingeführt. Nichts konnte in den Augen der Nantucketer strafbarer seyn, als sich zum offenbaren Hohn der zweckmäßigern und einfachern einspännigen Kariole solcher ärgerlich gemahlten Fuhrwerke zu bedienen. Es fehlte nicht viel, daß dieser Zug von ausschweifender und unerhörter Ueppigkeit eine öffentliche Spaltung erregt hätte; wenigstens gerieth jede Zunge darüber in die äußerste Bewegung. Einige sahen schon den baldigen Untergang der beyden Häuser voraus, die sich jene Chaisen hatten kommen lassen; andere befürchteten die Gefahr der Nachahmung eines solchen Beyspiels; mit einem Worte, so lange die Stadt gestanden hatte, wußte man sich keines Vorfalls zu erinnern, durch welchen dieser einfache Staat so sehr in Unruhe gerathen wäre. Der eine Besitzer dieser profanen Fuhrwerke ging endlich zu gutem Glücke in sich und sandte seine Gabel-Chaise weislich dahin zurück, wo sie hergekommen war. Der andere hingegen, der verstockter und eigenwilliger war, behielt die seinige, aller Vorstellungen ungeachtet, bis daß die Einwohner sich endlich nach und nach an diesem anstößigen Anblick gewöhnten.

ten. Nichts destoweniger bedienen sich, wie ich bemerkt habe, noch gegenwärtig die wohlhabensten hiesigen Einwohner, wenn sie einen Besuch machen, oder auf das Land reisen, eines einspännigen Kariols mit einem kleinen übergehangenen Schirme. Und in der That, wenn man den sandigen Boden und die schlechten Wege der Insel bedenkt, so scheinen Fuhrwerke dieser Art unter diesen Umständen die schicklichsten.

Müssiggang wird in Nantucket für die größte Sünde gehalten, der sich ein Mensch schuldig machen kann. Daher denn auch dieses Wort eben so viel bedeutet, als Noth und Mangel, und ein Müßiggänger ist hier ein Gegenstand des öffentlichen Mitleids. Diese Meynung ist so durchgehends angenommen und dermaßen zum herrschenden Grundsatz geworden, daß diese Leute im buchstäblichen Verstande niemals müßig sind. Selbst dann, wenn sie auf den Markt gehen, welcher — wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf — gleichsam das Kaffeehaus der Stadt ist, um entweder Geschäfte zu besorgen, oder sich mit Freunden zu besprechen, führen sie immer ein Stückchen Zederholz bey sich, aus welchem sie, während daß sie sprechen, gleichsam mechanisch, Spunde auf ihre Thranfässer, oder sonst etwas nützliches schnitzeln. Ueberhaupt muß ich sagen, daß ich nirgends mehr Geschicklichkeit das Messer zu gebrauchen, gefunden habe, als hier. Auf solche Art sind die Nantucketer, selbst in ihren müßigen Stunden, immer mit Etwas nützlichen beschäftigt; und da sie deren auf ihren langen Seefahrten sehr viele haben, so schnitzen sie gewöhnlicher Weise auf denselben eine Menge hölzerner Kästchen, Etuits, und andere brauchbare Kleinigkeiten, die sie ihren Weibern oder Schönen, zum Zeichen ihres Andenkens, mitbringen. Sie haben mir eine Menge kleiner Näpfe und andere auf Böttcherart gearbeitete Ge-

schirre gewiesen, welche äußerst niedlich und fein gearbeitet waren: denn wie Sie wissen, so lernen dort Alle, ihre künftige Erwartungen mögen auch seyn, welche Sie wollen, das Böttcherhandwerk. Jedermann führt deswegen beständig zwey Messer bey sich, wovon das eine von ziemlicher Größe ist; und wiewohl sie außerdem für alles, was nur Mode heißt, eine herzliche Verachtung zeigen: so ist doch ihr Geschmack, was Arbeiten des Messers betrift, schwer zu befriedigen, und sie sind in der Wahl, und dem Preise derselben beynahe eben so ausschweifend, als es ein junges Herrchen in Boston in Ansehung seines Huthes, seiner Schnallen, oder seines Rockes nur immer seyn kann. So bald ein Messer im geringsten schadhaft, oder etwa von irgend einem schönern ausgestochen wird, so bald legt man es sorgfältig in dem Pulte bey Seite. Ich erinnere mich einmal bey dem Herrn * * *, einem der würdigsten Männer auf der Insel, eine dergleichen Sammlung von einigen funfzig gesehen zu haben, und unter diesen allen waren nicht zwey einander ganz ähnlich. Da ihre Seefahrten oft sehr lange dauern, so müssen ihre Weiber unterdessen nothwendig mancherley Geschäfte abthun, Rechnungen berichtigen, und überhaupt für das Beste des Hauses sorgen. Da dergleichen Fälle sehr oft eintreten, so erlangen diese letztern dadurch nicht weniger Geschicklichkeit als Neigung zu derjenigen Art von Geschäftsbetreibung, welcher vorzustehen ihre Klugheit und gute Haushaltung den größten Theil derselben in den Stand setzet. Diese Beschäftigung bringt ihren Verstand mehr zur Reife, und hebt sie mit Recht über andere Weiber. Auch ist dies hauptsächlich die Ursache, warum die Weiber zu Nantucket und zu Montreal *) so ge-

*) Die meisten Kaufleute und jungen Leute von Montreal bringen den größten Theil ihrer Zeit auf Handlungsgeschäften mit den Indianern zu

gesellig und gesprächig sind, und so viel gesunden Verstand und Weltkenntniß zeigen. Wenn dann ihre Männer von den Beschwerlichkeiten der Fahrt ermüdet, voll Liebe und Vertrauen in ihre Heimath zurückkommen, so erfolgt gewöhnlich ohne Widerrede eine allgemeine Bestätigung alles dessen, was ihre Weiber während ihrer Abwesenheit vorgenommen haben. „Du hast deine Sachen gut gemacht, Frau!“ ist gemeiniglich die Art, wie sie ihren Beyfall über die bezeigte Geschicklichkeit und Fleiß ihrer wirthschaftlichen Gattinnen ausdrücken. Und was wollten auch die Männer ohne die Unterstützung dieser treuen Gehülfinnen anfangen? — Die Abwesenheit der meisten Männer zu gewissen Jahreszeiten gibt der Stadt diese Zeit über ein einsames, ödes Ansehen, und diese traurige Lage macht die Weiber geneigt, sich öfterer unter einander zu besuchen, als wenn ihre Männer zu Hause sind. Daher schreibt sich die Gewohnheit der so häufigen Besuche in Nantucket, eine Gewohnheit, welche selbst diejenigen, deren Männer nicht auf die Fahrt auslaufen, mitmachen. Ehe sie ausgehen, wird alles im Hause in Ordnung gebracht, sodann eilen sie zu ihren Besuchen, bey welchen sie sich mit einem freundlichen Gespräch, einer Schaale Thee und einer fröhlichen Abendmahlzeit bewirthen. Wenn der Mann von seiner Arbeit zurückkehrt, sucht er seine Frau auf, sie abzuholen und nach Hause zu bringen. Die jungen Leute sind ihrerseits nicht minder besorgt, einen bequemen Ort aufzufinden, wo sie mit den Mädchen aus der Nachbarschaft zusammen kommen. Anstatt die Zeit mit Kartenspielen, Musik und Singen hinzubringen, werden Geschichten von ihrem Wallfischfange, ihren gehabten Abentheuern zur See, und den ver-

in einer ausserordentlichen Entfernung von Canada zu; es geschieht oft, daß sie länger als drey Jahre von Hause abwesend sind.

verschiedenen Küsten und Völkern erzählt, die sie gesehen haben. „Die Katharinen-Insel bey Brasilien, sagt dann Einer, ist doch eine wunderbare Insel. Sie wird von lauter Mannsleuten bewohnt: kein Frauenzimmer darf ihr nahe kommen, und auf der ganzen Insel ist nicht eins zu finden. Dank sey es dem Himmel, daß diese Einrichtung nicht bey uns gilt. Solche Mädel und Jungen, wie in Nantucket, muß es in der ganzen Welt nicht geben.“ Dieser unschuldige Scherz erregt ein lautes Gelächter an dem ganzen Tische, und jedwedes lispelt seinem Nachbar noch seine besondern Anmerkungen darüber zu. Puddings, Kuchen und Gebackenes werden bey solcher Gelegenheit nicht gespart. Ueberhaupt glaube ich nicht, daß es irgend ein anderes Volk, unter gleichen Umständen, giebt, welches für den Gaum so gut, ja ich möchte sagen, so überflüssig sorgt als die Nantucketer. Da der Trunk unter ihnen unbekannt ist, und Musik, Tanz und Gesang nicht minder als jener hier verabscheuet wird: so dürfte es ihnen, ohne reichliche Mahlzeiten, wirklich schwer werden, manche leere Stunden ihres Lebens auszufüllen. — Die jungen Leute sitzen dann beysammen, schwatzen und vergnügen sich so gut sie können. Ist etwa einer eben erst von einer Fahrt zurückgekommen, so führt er diesen Abend das Wort. Oft lacht und schwatzt der ganze Kreis zugleich; aber sie sind dabey vollkommen glücklich, und würden ihr Vergnügen nicht um die Feyerlichkeit der glänzendsten Versammlungen in Europa vertauschen. Diese Unterhaltungen dauern bis um die Zeit, da man weiß, daß Vater und Mutter zurückkommen. Jedes eilt dann nach Hause; doch versteht es sich, daß die Jünglinge ihre Schönen bis zu ihren Wohnungen begleiten.

Auf diese Art bringen sie die Abende ihres jugendlichen Lebens zu. Kein Wunder daher, wenn sie so zeitig heyrathen.

rathen. Allein so bald die Trauungs-Feyerlichkeit dann auch vorüber ist, wird der ganze Anschein dieser muntern Fröhlichkeit abgelegt, und dafür dasjenige gesetztere Wesen und Betragen angenommen, das dem neuen Verhältnisse, in welches sie nunmehr mit der Gesellschaft treten, angemessen ist, und als eine nothwendige Eigenschaft des Hausstandes angesehen wird. Die Neuvermählte folgt der Herrschaft des Herkommens, welches nicht minder mächtig ist, als die Tiranney der Mode, und übernimmt allmählich die Führung des Hauswesens, das ihr der Mann, der nun bald zur See gehen soll, gern überläßt. Selbst diejenigen Männer, welche zu Hause bleiben, verlassen sich hier immer, wenigstens in den geringern Fächern der Haushaltung, beynahe ganz auf ihre Weiber. Sie dürfen aber darum nicht glauben, daß die Weiber in Nantucket von unruhiger, anmaßender und herrschsüchtiger Gemüthsart sind. Nichts weniger als dies. Die Weiber in Scharborn thun nichts mehr, als was die Sitten der Insel mit sich bringen. Die Männer, denen diese alte Sitten gleich ehrwürdig sind, bequemen sich darnach, ohne dabey nur die geringste Unschicklichkeit zu ahnden. Wollten sie anders handeln, so würden sie befürchten die Grundsätze der Geselligkeit zu untergraben, indem sie sich Eingriffe in die ursprüngliche Einrichtung derselben erlaubten. Auf diese Art sind beyde Theile vollkommen zufrieden, und alles ist Eintracht und Ruhe. Der reichste Besitzer, welchen die Insel gegenwärtig aufzuweisen hat, ist — wie Jedermann weiß, — sein ganzes ansehnliches Glück dem Handelsgeiste und der Betriebsamkeit seiner Ehegattin schuldig. Während daß er auf seine ersten Fahrten auslief, legte die letztere einen kleinen Handel von Steck- und Näh-Nadeln an, und hielt noch überdies Schule. Nach einiger Zeit versahe sie sich mit beträchtlicheren Waarenartikeln, die sie mit so vieler

Ein-

Einsicht verkaufte, daß sie den Grund zu einem ausgebreiteteren Handel legte, welcher seitdem von ihr eben so geschickt als glücklich fortgesetzt worden ist. Sie schrieb nach London, erwarb sich daselbst ansehnliche Bekanntschaften; kurz alle, sowohl einheimische als auswärtige Geschäfte dieses so ansehnlichen Handelshauses gehen einzig und allein durch ihre Hände. Jedes Kind hier, und so auch jeder Bürger in Boston, hat gewiß von Muhme Kesiah gehört. Wissen Sie also, daß diese berühmte Person Herrn C * * 's, eines sehr würdigen Mannes, Gattin ist, der mit allem, was sie unternimmt, dergestalt zufrieden ist, und sich mit so einem unumschränkten Vertrauen auf ihre Klugheit verläßt, daß er sich in allem, was die Vorsorge für seine häuslichen Umstände betrifft, beynahe gänzlich leidend verhält. Sie besitzen das beste Landguth auf der Insel, zu Quays, wo sie in vollkommener Einigkeit leben, und sehr gastfrey sind. In der That scheint Herr C * * ganz für das beschauliche Leben bestimmt zu seyn.

Mit dieser Geschicklichkeit, womit die Weiber in Nantucket die Angelegenheiten ihrer abwesenden Männer besorgen, verbinden sie zugleich Fleiß und Arbeitsamkeit. Sie spinnen und lassen von ihren Leuten eine Menge Wolle und Flachs spinnen; ja sie würden es sich für keine geringe Schande halten, wenn ihre ganze Familie nicht wohl und reinlich gekleidet wäre, und einen andern Faden trüge, als der im Hause gesponnen worden ist. Der Sonntag ist die einzige Zeit, wo beyde Geschlechter in Zeugen von englischer Arbeit erscheinen dürfen; doch auch diese müssen nicht viel kosten, und von dunkler, bescheidener Farbe seyn. Uebrigens gehen sie alle übereinkleidet, und man bemerkt so wenig Unterschied in ihrem Anzuge, daß man sie allerseits für Glieder einer einzigen großen Familie halten könnte.

Eine

Eine auffallende Gewohnheit herrscht gleichwohl unter den Weibern, die mich nicht wenig befremdet hat; auch weiß ich gar keine Ursache für die Einführung einer so besondern Mode, oder vielmehr eines so außerordentlichen Bedürfnisses in einer der Einfalt der Sitten übrigens so unverändert treu gebliebenen Gesellschaft anzugeben. Seit verschiedenen Jahren nämlich ist unter ihnen der Asiatische Gebrauch herrschend geworden, jeden Morgen eine Dosis Opium zu nehmen, und diese Angewohnheit ist ihnen nun so sehr zur Natur geworden, daß sie sich einbilden, ohne den Genuß desselben beynahe nicht leben zu können, ja, sich viel eher, ich weiß nicht welche Nothwendigkeit, als diese ihre Lieblingsnäscherey, versagen würden. Doch gilt dieses mehr von den Weibern, als von den Männern. Nur wenige der letztern haben sich bis jetzt von dieser Krankheit anstecken lassen, obschon der Scheriff, der in gewisser Rücksicht die vornehmste Person auf der Insel genannt werden kann, und noch überdies ein berühmter Arzt ist, seit einigen Jahren die Gewohnheit mitmacht. Er nimmt alle Morgen, nach dem Frühstück, drey Gran Opium, und ist, wie er mich mehrmalen versichert hat — denn ich habe das Vergnügen gehabt genaue Bekanntschaft mit ihm zu errichten — ohne den Gebrauch desselben nicht im Stande, irgend etwas vorzunehmen.

Es ist kaum begreiflich, wie ein Volk, das durch die ihm zur Natur gewordene Arbeitsamkeit und Bewegung einer ununterbrochenen Gesundheit und Heiterkeit genießt, und gegen alle Vapeurs des Müßigganges gesichert wird, gleichwohl je in den Fall kommen könnte, sich diejenige Munterkeit durch Opium zu erkünsteln, die es mit so vielem Rechte von seiner Mäßigkeit, seinem Klima und seiner glücklichen Lage zu erwarten hat. Aber wo ist eine Gesellschaft,

schaft, die von Irrthümern und Thorheiten gänzlich frey wäre? Die beste bleibt immer diejenige, welche bey den Unvollkommenheiten überwiegende Vorzüge zeigt; und da kann ich denn mit Wahrheit versichern, daß mir niemals ein weniger lasterhaftes und ein harmloseres Volk vorgekommen ist, als die Bewohner von Nantucket.

Die meisten der gegenwärtigen Einwohner sind Nachkömmlinge der sieben und zwanzig ersten Eigenthümer, welche sich hier ankauften. Ein Theil der übrigen ist von verschiedenen Orten, besonders von Massachuset, herüber gekommen. Denn man findet, wie dies sonst bey den meisten andern Kolonien der Fall ist, hier weder Schotten, noch Irrländer, noch Franzosen, sondern ein ganz unvermischtes englisches Geschlecht. Die Folge davon ist, daß sie einander alle gewissermaßen verwandt sind, und man darf sich daher nicht wundern, wenn man hört, daß sie sich unter einander niemals anders, als Vetter und Muhme, Oheim und Base nennen. Diese Benennungen sind so durchgängig gemein, daß man gar keine andere hört, und daß derjenige für einen steifen oder sonderbaren Menschen angesehen werden würde, der es wagte, sich von dieser alten Sitte zu entfernen, welche ein natürliches Bild einer zahlreichen ausgebreiteten Familie darbietet. Und eben dies ist auch die Ursache, das Viele, die hier wohnen, und mit keinem in der Stadt auch nur einigermaßen verwandt sind, sich bey ihren Unternehmungen gleichwohl keiner andern Benennungen bedienen, und ich wette darauf, Sie selbst dürften nur einige Tage hier seyn, so würden Sie sich nicht entbrechen können, dieselbe vertrauliche Sprache anzunehmen, welche hier so wenig mißfällig ist, daß sie vielmehr eine allgemeine Bekanntschaft und Freundschaft bezeichnet, welche alles in Eintracht und Friede zusammenhält.

Die

Die Neigung der Einwohner für den Fischfang ist so groß, und hat sich der ganzen Aufmerksamkeit derselben dergestalt bemeistert, daß sie dadurch sogar abgehalten werden, ihrem Ackerbau mehr Vollkommenheit zu geben. Der Boden der Insel ist nicht nur verschiedener wichtiger Verbesserungen fähig, sondern es liessen sich auch daselbst noch mancherley nützliche Bäume anpflanzen, welche bey gehöriger Sorgfalt gewiß gut fortkommen, und ihren so wohl angelegten Lieblingsplätzen theils mehr Schutz und Schatten, theils auch mehr Annehmlichkeit geben würden. Die rothe Zeder, die zweystachelichte Amerikanische Akazie (the locust) und der Knopfbaum (button-wood) und noch verschiedene andere Bäume würden hier, wie ich gewiß versichert bin, geschwinde und zu einer ansehnlichen Höhe wachsen. Aber ihre Gedanken sind nun einmal ganz auf die See gerichtet. Ihr Indianisches Korn fängt jetzt an gut zu gedeihen, und der Waitzen, der im folgenden Jahre auf diese Felder gesäet wird, geräth vortreflich. Den Reis erbauen sie mit leichter Mühe, und sie könnten, wenn sie wollten, eine ansehnliche Menge Buchwaitzen erbauen.

Eine Insel von der Beschaffenheit, wie ich sie Ihnen beschrieben habe, kann nun freylich für lustige Reisende, welche jener Mannichfaltigkeit von Vergnügungen nachgehen, die man nur in den glänzendern Städten des festen Landes findet, wenig anziehendes haben. Ich will damit nicht sagen, daß es dort ganz an Erholungen und unschuldigem Zeitvertreibe fehlt: aber der Reichthum, welcher an andern Orten Ausschweifungen und Ueppigkeit hervorbringt, hat bey diesen Insulanern keine andre Wirkung, als daß sie den Kreis ihrer Handelsgeschäfte erweitern, noch in einem höherem Maaße gastfrey werden, und etwa ihren Tisch mit ausgesuchteren Gerichten und Weinen versorgen.

Sie halten überdies, wie ich bereits bemerkt habe, viel auf gesellige Spatziergänge und Zusammenkünfte. Bey ausserordentlichen Gelegenheiten wird ein Ritt oder eine Fahrt nach Palpus veranstaltet, wo eine Art von Gasthof ist. Aber auch bey diesen ländlichen Vergnügungen verläugnen sie weder ihre städtische Mäßigkeit, noch die in allen ihren Aeusserungen herrschende Einfalt der Sitten. Diese letztere ist ihnen in der That in einem beynahe unglaublichen Grade eigenthümlich. Das Vergnügen einander gegenseitig zu besuchen, zusammen zu plaudern und frische Luft zu schöpfen, im Brete zu spielen, u. s. w. sind die einzigen Zerstreuungen, die sie kennen, und alles was sie zu wünschen scheinen. Das Haus zu Palpus ist der gewöhnliche Versammlungsort sowohl derer, die sich die Glückseligkeit einer Chaise und eines Pferdes verschaffen können, als jener, welche ihrem hergebrachten Fuhrwerke treu bleiben; und diese machen die größere Anzahl aus. Sie genießen dabey des Vergnügens sich eine Veränderung der Luft und Bewegung durch Fahren oder Reiten zu machen, welches letztere Leuten, die so lange auf der See schweben, besonders annehmlich dünken muß. Es versteht sich übrigens, daß bey dergleichen ausserordentlichen Feyerlichkeiten auch der, das Herz erfreuende, und in diesem Klima wohlthätige Becher herumgeht. Ich war einmal zu einer Lustreise nach diesem Hause mit eingeladen, und hatte das Vergnügen eine der weiblichen Schönen dahin zu führen, deren es auf dieser Insel in der That recht viele gibt. Sie war in alle die Reize einer bezaubernden Simplicität gekleidet, war munter, ohne sich zu vergessen, und gefällig, ohne sich zu zieren. Die ganze übrige Gesellschaft, so aufgeräumt auch alles war, blieb darum nicht weniger in den Schranken des Anstandes. Niemals in meinem ganzen Leben habe ich so viel unverstellte Fröhlichkeit mit so

viel

viel Sittsamkeit verbunden gesehen. Das Vergnügen des Tages war mit größter Lebhaftigkeit, und doch unschuldigster Freyheit genossen. Keine stolze Sprödе, keine liebäugelnde Buhlerin entehrte die frohe Gesellschaft. Alles überließ sich den Eingebungen eines unbefangenen Gemüths und ihren zur Natur gewordenen Sitten, den einzigen Regeln des Wohlstandes, die man in Nantucket kennt. Wie übel würde sich nicht ein Europäer in dieser Gesellschaft ohne Musik, ohne Tanz und ohne Karten befunden haben! Gewiß würde er es eine höchstlangweilige Versammlung genannt, und den Tag bejammert haben, den er auf eine so elende Art zugebracht hätte. Ich meinerseits fand, daß diese ländliche Ausfahrt denjenigen ziemlich nahe kommt, die wir bisweilen in unserer Provinz hier anstellen, nur mit dem Unterschiede, daß wir uns kein Bedenken machen, auch wohl einen frohen Tanz dabey aufzuführen, obschon die Musik mit keinen andern Spielleuten besetzt ist, als einen Paar selbstgelernten Afrikanischen Fiedlern. Wir kehrten so zufrieden zurück, als wir hingefahren waren, und freuten uns den schönen Mond einen Tag verlängern zu sehen, welcher gleich manchen andern angenehmen Tagen, außerordentlich schnell vergangen war.

Um die Insel in ihrer weitesten Entfernung von der Stadt aus zu besehen, machte ich einen Ritt nach der am meisten ostwärts gelegenen Gegend, welche weiter nichts merkwürdiges hat, als Poelgick Rip, wo die besten Fische gefangen werden. Ich ritt bey der Tetukemah-Pflege vorbey, welche die oben beschriebene Gemeinpflanzungen enthält. Die Verzäunungen waren von Pfosten und Latten aus Zederholze, die sich in dem besten Ebenmaaße an einander schlossen; auch die Saat selbst stand

ungemein schön. Von da kam ich nach Barrey's-Thal, wo ich gewisse, hier nicht ungewöhnliche Grasarten (the blue grals and the spear grals) häufiger als in irgend einer andern Gegend der Insel antraf; dann nach Ab's Pond, und zuletzt nach Siasconcet. Auf diesem wilden Strande fand ich einige Hütten aufgeschlagen, welche zur Beherbergung der Fischer, während der Fischzeit, bestimmt sind. Sie waren insgesammt leer bis auf die einzige, wohin man mich gewiesen hatte. Diese war gleich den übrigen auf dem höchstgelegenen Theile des Ufers erbauet, und hatte das große Weltmeer im Gesichte. Der Boden schien aus nichts als Sande zu bestehen, welcher hin und wieder von einigen Kräutern bedeckt wurde. Auch der Umstand war für mich nicht gleichgültig, daß dieses Haus auf den Ruinen einer der ehemaligen Hütten stand, welche die ersten Kolonisten hier aufgeschlagen hatten, um sich daselbst nach Wallfischen umzusehen. Hier lebt eine einzige Familie, ganz einsam, und ohne irgend einen Nachbar. Niemals habe ich einen Ort gesehen, der mehr für ein der einsamen Betrachtung gewidmetes Leben gemacht zu seyn scheint, und so ganz von der großen Welt und allen ihren Unterbrechungen abgesondert gewesen wäre. Der nimmer rastende Ocean ist alles, was diese Familie zu sehen bekommt. Ich verlor mich in das Anschauen desselben, ohne zu wissen, wie mir geschah; meine Augen waren, wie geheftet, auf die unübersehliche Oberfläche dieses Elements, das unaufhörlich in Bewegung ist, und diese Ufer alle Augenblicke zu zerstören scheint. Mein Gehör wurde von dem Geräusch der Wogen beynahe betäubt, die sich über einander wegstürzten, als ob sie von irgend einer unsichtbaren Kraft nach der Stelle getrieben würden, wo ich mich befand, und im Begriff wären mich mit sich fortzureissen. Ich athmete, ohne es zu bemerken, eine unzäh-

zählige Menge feiner Salztheilchen ein, welche sich von den schäumenden Wellen losrissen, oder von den am Ufer befindlichen Kräutern ausdünsteten. Tausend Betrachtungen drängten sich in meine Seele, die mich in dem Augenblick ihres Entstehens ergötzten, jetzt aber beynahe ganz wieder verschwunden sind, oder doch nur in mir eine sehr dunkle Erinnerung zurückgelassen haben. — Wie könnte auch der Mann, der auf dem trockenen Lande zu leben gewohnt ist, ein so ausserordentliches Element ohne einige Furcht betrachten, dessen Ungestüm der Zerstörer dieses armen Planeten zu seyn droht, und das gleichwohl zu gewissen Zeiten die zerstreuten Erdtheile wieder gemeinschaftlich absetzt, zusammenhäuft, und Inseln und Länder daraus bildet, auf welchen wiederum Menschen wohnen können. Wer kann jenen abgemessenen Wechsel der Ebbe und Fluth betrachten, nach welchem das Meer bald aufschwillt, um in die Flußbetten und jede andere Oefnung zu dringen, und dadurch die Schiffahrt zu erleichtern, bald wieder vom Ufer zurücktritt, um den Küsten-Bewohnern Zeit zu geben, jene Mannichfaltigkeit von Schaalfischen einzusammeln, von welchen sich so viele Arme ernähren? Wer kann das Brausen des Sturmwindes, dessen mächtige Gewalt bisweilen die ganze Erde zu erschüttern scheint, vernehmen, ohne sich von ungewöhnlichen Empfindungen bewegt zu fühlen? Kann dieser Wind, der nur vor wenigen Tagen unsere Amerikanischen Felder erfrischte, und unsern Lauben Kühlung zuwehte, dasselbe Element seyn, welches zuweilen das Meer in einen so fürchterlichen Aufruhr bringt, die großen Fahrzeuge entmastet, und so viel Schiffbruch und Jammer anrichtet? Wie klein muß nicht der Mensch sich selbst vorkommen, wenn er in dergleichen Betrachtungen versenkt, wie ich am Rande des unabsehlichen Weltmeeres, sich befindet. — Die Familie, der ich eben gedacht habe, lebt

einzig und allein vom Fischfang; denn noch hat es der Pflug nicht gewagt, das harte Erdreich der benachbarten Ebene aufzureissen, welches auch unter diesen Umständen eine ganz unnöthige Arbeit seyn würde. Dieses Haus war mir ein Beweis, daß man bey Freyheit und bürgerlicher Glückseligkeit überall in Sicherheit, Frieden und Ueberfluß leben kann. Nichts fehlte hier, um diesen Ort ganz zu einem philosophischen Aufenthalt zu machen, als einige alte Bäume, deren schattige Zweige die Betrachtung in ihre stille Einsamkeit aufnähmen. Ich fand eine Menge Kinder in diesem Hause, von verschiedenen Jahren, den Segen einer frühzeitigen Ehe. Sie waren roth wie die Kirschen und gesund wie die Fische, von welchen sie lebten. Die ältesten konnten sich bereits auf die See wagen, und ließen sich in den Geheimnissen, dieses Element zu beherrschen, unterrichten, welches ihrer aller Bestimmung war; indes ihre jetzt noch minder beherzten jüngere Brüder an dem Rande einer stilleren Lache an Nußschalen und Stückchen Holz, die sie gleich Kähnen schwimmen ließen, lernten, wie sie dereinst die größern Schiffe ihres Vaters durch einen wildern und tiefern Ocean leiten sollten. Ich verweilte zwey Tage daselbst, um mich mit den verschiedenen Fächern der Wirthschaft und überhaupt der Lebensart, die diese Leute in einem so abgesonderten Winkel führen, bekannt zu machen. Die Muscheln und Austern, mit welchen die Küste reichlich versehen ist, und samt einem auf gut Indianisch zugerichteten Mehlbrey, (Indian Dumpling) machen ihre tägliche und wesentlichste Kost aus. Zuweilen fangen sie an den benachbarten Klippen größere Fische, welche denn schon unter die Feyertagsgerichten gehören; auch hatten sie einen Ueberfluß an geräucherten Schinken. Das Schnurren der Räder verkündigte den Fleiß der Mutter und ihrer Töchter. Eine

von

von ihnen hatte weben gelernt, und verfertigte auf einem in dem Hause befindlichen Weberstuhle, alles, was die Familie an Kleidungsstücken brauchte. Kurz, die Leute waren ganz gemächlich eingerichtet, und schienen an nichts Mangel zu haben.

Es wird Sie nicht befremden, daß Leute, denen so wenig Zeit zum Lesen übrig bleibt, als den arbeitsamen Nantucketern, eben keinen großen Büchervorrath haben. Die Bibel und einige Schulbücher, in nattischer und englischer Sprache, machten den größten Theil ihrer Sammlungen dieser Art aus. Ich fand indessen auch einige Exemplare des Hudibras und Josephus bey ihnen; aber niemand konnte mir sagen, wie diese Werke den Weg nach Nantucket gefunden hatten. Es kommt einem Fremden ziemlich sonderbar vor; dieses in einem so hohen Grade ernsthafte, und mit jedem Zweige der Litteratur unbekannte Volk, mit Vergnügen ein Werk lesen zu sehen, welches offenbar einen gewissen Grad von Geschmack, und einige vorläufige historische Kenntnisse voraussetzet. Indessen wird es hier beynahe von jedermann gelesen, und viele wissen ganze Stellen daraus herzusagen, ob ich schon nicht bemerken konnte, daß sie die Schönheiten derselben verstanden hätten. Muß man sich nicht wundern, ein Gedicht dieser Art in den Händen ungelehrter Fischer zu finden, welche mit jeder andern Gattung von Schriftwerken durchaus unbekannt sind? Josephus Geschichte scheint allerdings für sie verständlicher, und ihrer Erziehung und Lebensart angemessener zu seyn, indem die Schicksale eines Volks darin erzählt werden, von welchem wir die Prophezeyungen überkommen haben, und die Religionsgesetze, die wir befolgen.

Gelehrte Reisende, die aus den Gallerieen und Kabinetten Italiens zurückkommen, und noch mit jener Hochachtung davon sprechen, mit der sie dieselben besehen haben, würden sich schwerlich überreden lassen, daß ein so armseliger Ort, dessen ganzer Vorzug in der Thätigkeit und dem Fleiße seiner Bewohner besteht, nur einige Aufmerksamkeit verdienen könnte. Ich aber, der ich niemals die Seltenheiten von Europa gesehen habe, finde meine Neugierde hinlänglich durch aufmerksame Untersuchung dessen befriedigt, was mein Vaterland aufzuzeigen hat. Wenn wir keine alten Amphitheater, keine goldenen Palläste, keine stolzen Pyramiden aufweisen können: so genießen wir dafür in der Sicherheit unserer Wälder einer dauerhaften Glückseligkeit, welche alle jene Wunder der Kunst nicht gewähren können. Bey uns hat niemand von bürgerlicher oder kirchlicher Bedrückung zu leiden. Wir haben hier wenige Arme, die Müßiggänger ausgenommen, und auch diese bringt die Macht des Beyspiels und jedwede Art von Aufmunterung, bald wieder zu derjenigen Thätigkeit zurück, die vielleicht in ihrer Heymath, wegen Mangel an Beschäftigungen, erschlafft war, ein Umstand, durch welchen sich so mancher ehrliche Europäer genöthigt sieht, sein Unterkommen bey uns zu suchen. In Europa fehlt es oft an der Gelegenheit des Unterkommens. Wenn die Armee und die Marine vollzählich ist, wenn der Feldbau und die Fabriken keine Hände weiter brauchen, was soll dann aus denen werden, die nicht anderwärts angestellt sind? In Amerika hingegen findet der Fleiß ein unübersehliches Feld seine Thätigkeit zu üben — ein Feld, welches in vielen Jahrhunderten noch nicht hinreichend, geschweige überflüßig, angebauet seyn wird.

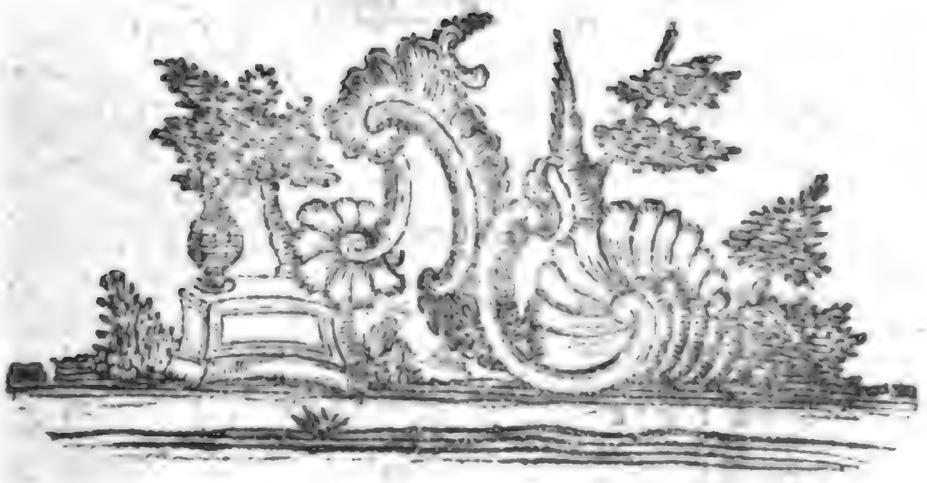
Olla Potrida.

1789.

Zweites Stück.

Berlin,
in der Voßischen Buchhandlung.

Digitized by Google



I.

Gedichte.

1.

Das Einmaleins der Liebenden.

Eine freie Uebersetzung des fünften Catullischen Gedichtes.

Lass' uns leben, lass' uns lieben,
Unbescholtne Lesbia!
Ist uns schon der Greis zu nah,
Der den allerreinsten Trieben,
Schmähend hier entgegen sah;
Lass' uns lieben, lass' uns leben,
Und kein Aß für Tadel geben!
Tausend Sonnen gehen auf,
Tausend Sonnen gehen nieder;
Ach, nach unsrer Tage Lauf,
Tagt für uns kein Phöbus wieder!

Du, der Erde schönste Zier,
Laß von deinen Lippen dir
Zehnmal hundert Küsse rauben;
Zehnmal zehen neue dann;
Tausend wieder; dann und wann
Noch ein hundert (auszuschnauben);
Eilfmal hundert obendrein;
Lass es Myriaden seyn!
Wann wir viele tausend zählen,
Mischen wir sie so geschwind,
Daß wir selbst, und die drauf schmälen,
Zweifeln, wie viels Küsse sind?

2.

Die Kußernte.

Eine freie Uebersetzung des acht und vierzigsten Catullischen Gedichtes.

Deine sanften Augen, Lesbia,
Wenn, nach Lust, du mir sie küssen lässest,
Werd' ich, mehr den dreimal hunderttausend
Mal zu küssen, nicht ermüden; selbst
Wenn die Zahl der Halmenernte minder
Wird, als unsrer Küsse reiche Ernte.

Warnung vor M[illegible]

Z[illegible]ben oft, der nach ewigen Thaten
[illegible]nd die nächtlichen Wol-
[illegible]n des Neides.

Eine freie Uebersetzung des 51sten Strat die heiligen
dichtes. [illegible]n,
die Wolken
[illegible]mmen:

Der dünket mich den Göttern gleich, [illegible]nd nach
Und wenn es möglich ist, noch Götter
An Seligkeit zu übertreffen.
Der stets dir gegenüber athmet,
Dich sieht, dich hört, die du so lieblich
Dem Glücklichen entgegen lächelst.
Mir Armen raubt es Geist und Sinn!
Denn, als ein mal ich, Lesbia,
Dich sah, schien mir die Welt geringer.
Die Zung' erstaunt: mir schleicht die Flamme,
Verzehrend, durch Nerv' und Ader:
Mir tönt das Ohr: das Aug' verblindet!
Catull, die Muße nagt an dir,
Die Muße macht dich frech, die Muße
Hat Kön'ge schon, hat Städte schon gestürzt!

II.

Auszüge.

Herrn Bartels Reise auf dem Etna.

(Aus dem 2ten Theile seiner, so interessanten, Briefe über Kalabrien und Sicilien.)

Ich habe glücklich die beschwerliche, aber über allen Ausdruck belohnende Reise, zum Gipfel des Etna vollendet, und dort mit namenloser Freude, die Reichthümer der Welt und ihre Herrlichkeiten übersehen! Der donnernde Etna unter meinen Füßen, mit seinen fürchterlichen Verwüstungen um sich her, vermochte den ruhigen, frohen Genuß der Schönheiten der Natur nicht zu unterbrechen, die beim Aufgange der Sonne, wie ein aufgeschlagnes Buch vor meinen Augen lagen. Mit Triumph schrieb ich bei der Rückkehr unter meines Freundes, Professor Münters Verse, die er wenige Monate vorher im Benediktinerkloster, dem ersten Ruhepunkte auf der Etnareise, zwölf Millien von Katanien angeschlagen hatte, da er die Spitze des Etna zu erreichen suchte und sie nicht erreichte, und die so lauten:

Nach des Etna heiligen Zinnen strebt' ich vergebens;
Denn es hemmte mich wirbelnder Sturm und die
Wolken des Himmels:

Al-

Also hemmen den Eilenden oft, der nach ewigen Thaten
Dürstet, der Laster Gewalt und die nächtlichen Wolken des Neides.

folgende Zeilen:

Freund ich strebte wie du, und betrat die heiligen Zinnen,
Wollten gleich wirbelnde Stürme, und die Wolken des Himmels mich hemmen:
Ich durchbrach sie, wie Mannmuth, ringend nach ewigen Thaten,
Kühn durch Laster Gewalt und die nächtlichen Wolken des Neides bricht!

Ich will Ihnen eine genaue Beschreibung unsrer ganzen Reise liefern. Gegen Mittag verließen, mein Reisegefährte und ich, blos von zwei Mauleseltreibern begleitet, Katanien. Eine Menge Landleute gesellten sich bald zu uns, die froh, nachdem sie ihre Waaren in der Stadt abgesetzt hatten, zu ihrer Heimath zurückkehrten. Nicht lange, so waren wir mit ihnen bekannt, sie interessirten sich für uns, und es war mir eine Freude zu bemerken, wie sie sich bemühten, uns mit allen den Gefahren, denen wir auf unsrer Etnareise ausgesetzt seyn würden, und mit allen den kleinen Scherereien, deren Spiel Fremde nur zu oft werden müssen, bekannt zu machen. Sie zeigten uns Mittel und Wege, wie wir jeder Unbequemlichkeit am sichersten ausweichen könnten, und es entstand unter ihnen ein freundschaftlicher Streit, wen sie uns zum Führer von Nikoloff aus, wo eigentlich das Beschwerliche der Reise beginnt, anrathen wollten. Endlich wurden sie über ihn eins, sagten uns, was wir bezahlen müßten, und so entgiengen wir allen Prellereien glücklich. Für 30 Tarini bekamen wir einen sachkundigen Führer.

Man hatte mir so viel von der anfänglichen angenehmen Reise gesagt, daß ich ein irdisches Paradies vermuthete, und um desto mißvergnügter war; da ich es nicht fand. Freilich blickten hie und da durch fürchterliche Lavastrecken fruchtreiche Felder durch, freilich sah ich oft an der einen Seite die schrecklichsten Verwüstungen, und an der andern allen Seegen des Himmels vereinigt; aber vergebens suchte ich allgemeinen Ueberfluß und Reichthum, vergebens ein Bild, das den reizenden Schilderungen entsprach. Eben dieser Unwille vergrößerte hernach mein freudiges Erstaunen, wie ich auf einmal einige Millien weiter die Szene völlig verändert sah. Vor mir war der dampfende und donnernde Vulkan, mit seinen Feuermassen umzingelt, hinter mir Katanien mit Lavafluthen umschwemmt, und um und neben mir prangte ein fetter Boden, über welchen die Göttin des Ueberflusses ihr Füllhorn ausgeschüttet zu haben schien.

Kaum hatten wir Kataniens Mauern verlassen, so fanden wir nichts, als eine dürre Wüstenei, elende Wege, wo Lava, theils fest und zusammenhängend, ein rauches Pflaster bildete, theils in großen geborstnen Felsenstücken, oder auch in kleinen Steinen lose da liegend, unsre ganze Aufmerksamkeit erforderte, um unser Maulthier vor dem Sturze zu sichern. Auffallend war es indeß, daß dieser ganze dürre Distrikt bis 6 Millien von Katanien entfernt, nach Sankta Lucia di Katania, oder wie es auch heißt, Masca Lucia hin, von frölichen Einwohnern wimmelte, ein Anblick, der uns gesegnete Felder in der Nähe verkündigte. Die ganze Gegend umher war eben der traurige Fleck, den die fürchterliche Eruption von 1669, die 10 Millien von Katanien ausbrach, überschwemmte. Denken Sie sich einen Feuerstrom, der 15 Millien lang, 16 bis 17 breit, und ohngefähr 50 Zoll dick war, denken Sie sich den mit unaufhaltbarer Wuth dahin rauschen, die Wohnungen vieler tausend Menschen zerstören, und die ganze Landschaft

zu einem Feuermeer umbilden, denken Sie sich ferner den Katanens Mauern ersteigen, und von dort aus mit schrecklichem Getöse und von Asche und Steinregen begleitet, sich ins Meer stürzen; und Sie haben ein treues Bild der Eruption, die diese ganze Gegend so rauh und dürre machte, als ich sie jetzt fand, und das Paradies dieser am Fuße des Berges gelegenen Felder in eine Wüstenei umschuf. Aus Baummaterialien, die die erkältete Lava den glücklich entronnenen Einwohnern darreichte, bauten sie sich nach und nach wieder ihre Wohnungen auf, und ihr Fleiß hat sie dies Elend ihrer Väter schon vergessen gelehrt.

Lucia selbst war ein sehr volkreicher Ort, und von beträchtlicher Größe, dessen Einwohner sich, theils von den einträchtlichen Fruchthandel, den sie mit Katanien führen, theils von den vielen, sich dort aufhaltenden reichen Mönchen nähren. Die Einkünfte derselben sind sehr beträchtlich, und da sie dieselben in dem Zirkel der nämlichen Menschen wieder verzehren, aus dem sie sie erheben, so wird eben durch diesen Geldumlauf, Industrie befördert und Thätigkeit unterhalten. Ich will dadurch gar nicht behauptet, daß Mönche, im allgemeinen genommen, ein Glück für ein Land sind, im Gegentheil, es kann nicht leicht ein erklärterer Feind der geistlichen Müßiggänger seyn als ich; aber das bleibt wahr, daß Mönche in den hiesigen Gegenden das geringere Uebel sind, und daß bei der jetzigen Einrichtung das Land ganz ruinirt werden würde, wenn man auf einmal die Mönche hinwegnehmen wollte. Die mehrsten Klöster sind hier in den königlichen Domainen, die wenigsten in den Lehnsgütern; und am glücklichsten ist das Land in jenen, am unglücklichsten in diesen. Hören Sie die Ursache: Hier saugt der Lehnsherr unbarmherzig seinen Unterthan bis aufs Blut aus, und eilt triumphirend mit seiner Beute in die Hauptstadt, um dort eine glänzende Rolle zu spielen, unbekümmert ob auch unterdeß sein Landmann ver-

hungern: die Mönche nehmen auch was sie können, aber schlagen ihre Wohnung unter den Menschen auf, von denen sie das Geld oder andre Reichthümer erpressen, und lassen doch wenigstens dadurch dem Landmanne die belebende Hoffnung, daß der Reichthum nicht ganz für ihn verloren sey. Wobei leidet daher das Land am mehrsten, was ist das größere, was das geringere Uebel? Will man daher in diesem Lande reformiren, so muß erster Augenmerk des Reformators, Verminderung des Drucks der Baronen seyn; denn die Wunden, die sie den Einwohnern schlagen, schmerzen am mehrsten. Nach und nach kann man alsdann auch zu den Klöstern übergehen; aber ists Plan des Reformators, daß nur der Mönchsname entfernt werde, die Abgaben hingegen bleiben sollen, wie sie vorher waren, außer daß sie in die öffentliche Kasse inskünftige fallen; so ist dies eine Reforme, bei der der Einwohner aus dem Regen in die Traufe kommt, die ihm alle Hoffnung, von seinem Seegen mit genießen zu können, raubt, und ihn zum Bettelstab herabbringt, da sie seine Wunden zu heilen, vorgiebt.

In diesem bewohnten Theil des Etna schien es mir, als wäre die Gegend dem weiblichen Geschlechte günstiger als dem männlichen, wenigstens war die Anzahl der Weiber verhältnißmäßig viel größer, wie die der Männer. Vor den Häusern, in den Wohnungen, und auf den Gassen, allenthalben machte das weibliche Geschlecht die größere Zahl aus, und gesetzt auch, daß der Mann auf dem Felde arbeitete, so waren doch unter den Kindern weit mehr Mädchen wie Knaben. Das Frauenzimmer war durchgängig gut, und ich kann wohl sagen, besser von Natur gebildet, als ich sie noch im übrigen Sicilien fand. Freude herrschte auf ihren Mienen, und in ihrem Wesen zeichnete sich die Zutraulichkeit und der Diensteifer aus, der den Bergbewohnern so ganz eigen ist. Sie umzingelten uns, und brachten uns von ihren Landesprodukten. Keine forderte Be-

zahs-

zahlung, und keine war mit unserm Trinkgelde mißvergnügt, mochten wir auch noch so wenig geben. Wir trafen grade unterwegs, wie wir von S. Lucia fortritten, eine Menge von mehr denn 30 Weibern an, die froh von der Weinerndte heimkehrten. Jede von ihnen hatte einen Korb voll Trauben auf ihrem Kopfe, mit dem sie so schnell und so behende über die Lavaklippen hinkletterte, als tanzte sie auf ebenem Boden. Willig gaben sie uns den Tribut, den wir von ihren Früchten forderten. Schon durchgehends hatte ich hier eine Thätigkeit bemerkt, wie man sie bei dem gemeinen Volk in Italien und Sicilien sonst eben nicht zu sehen gewohnt ist; aber nirgends war sie mir auffallender, wie eben hier. Ohngeachtet die Weiber einen sehr beschwerlichen Weg hatten, der ihnen die Last, die sie trugen, noch erschwerte, so waren ihre Hände doch nicht müßig: alle, selbst kleine Mädchen, die noch keinen Fruchtkorb tragen konnten, hatten einen Spinnrocken in der Hand, und spannen Garn, während daß sie fortgiengen, eine Arbeit, die ihnen so wenig ungewohnt war, daß sie sie im geringsten nicht am schnellen Gehen hinderte. Unter ihnen waren einige, die ich unter die größten weiblichen Schönheiten, die ich je sah, rechne, besonders sah ich ein Weib, das an Majestät einer Juno, und an Liebreiz einer Venus glich. Ein großes, schwarzes, rollendes Auge blickte voll Geist umher, und ein ächt griechisches Profil mit sanftem Roth gefärbt, erhöhte ihre Schönheit, ein langes, lockigtes, braunes Haar, gab ihr ein gewisses wildes, schwärmerisches Ansehen, sie glich einer reizvollen Bacchantin. Sie trug keine Frucht, sondern hatte, nach der hiesigen Landessitte, ein braunes, viereckigtes Tuch über ihren Kopf geworfen, das bis auf die Hüften herabhieng. Bei solennen Gelegenheiten ist dies mit Gold oder Schnüren besetzt, und von verschiedner Farbe. Sie hatte keine Reihe großer Bernsteinkorallen um ihren Hals, die man, wie sie die Weiber gewöhnlich

wöhnlich tragen, lieber kleine Kugeln nennen sollte; dies bewies, daß sie noch Mädchen war, denn dieser geschmacklose Schmuck, ist Vorzug der Weiber, so wie in Bologna es Vorzug der Mädchen ist, eine Schnur kleiner rother Korallen zu tragen. Eine sonderbare, durchgängig hier gebräuchliche Sitte ist es, daß die Weiber ihre Kinder nur aus einer Brust stillen, und die andre austrocknen lassen, sie glauben, daß dadurch die Milch an Güte gewinne, und den Kindern weit zuträglicher sei.

Kaum hatten wir Masca Lucia verlassen, um nach Nikolosi, ohngefähr zwölf Millien von Katanien, zu gehen, so entdeckten wir, die so sehr gepriesnen fruchtreichen Felder des Etna. Lavaströme machten ihre Umfassung, aus deren Mitte sie sich, mit unbeschreiblicher Anmuth, empor hoben. In den hiesigen Gegenden lag, das vor dem so sehr berühmte Hybla, das mit einer Stadt eben des Namens, die vordem zwischen Sirakus und Katanien lag, nicht verwechselt werden muß, deren Honig bei den Alten so sehr geschätzt ward; hier lagen einst Inesse, und mehrere andere Städte, von denen sich jetzt nicht die geringsten Spuren mehr finden. Durch oft wiederholte Ausbrüche des Etna, wurden sie alle zerstört, entweder überschwemmt und verbrannt, oder sie schmolzen auch bei Herannäherung der Lavaglut, ein Schicksal, das allen Städten und Gebäuden begegnet, die aus Lava erbaut sind. Dieser Theil des Etna genießt einen ewigen Frühling; unter den blumenreichsten, schön kolorirten Wiesen, wachsen Fruchtbäume aller Art empor, und ein Duft, der von den Blumen der Felder, den blüthenreichen Bäumen, von Orangen- und Zitronenwäldern her, über diese Gegend sich ausbreitet, machte den Schwefeldunst unmerklich, der sich über den übrigen Theil dieser Lavaregion gelagert hat.

Beim ersten Anblick in der That ein sonderbares, mir damals unerklärliches Phänomen, daß Reichthum des Landes

des verheerenden Feuerfluthen trotzt, und es scheint, als wachse grade hier, wo die neuesten Haupteruptionen geschahen, neuer Seegen aus dem Flammenstrom empor. Indeß der Grund ist nicht so unerklärlich, wie mir die Einwohner umher versicherten. Der heftige Wind, der die Krone des Etna beständig umtobt, treibt die düngende Asche der obern Region des Berges, in diese mildern Gegenden hinab, und macht sie dadurch aufs neue in kurzer Zeit urbar. Lava ist hier auf Lava gehäuft, über der ein Teppich von einer fruchtreichen Erdlage ausgebreitet ist. Diese neue fette Erde durchfrißt, in kurzer Zeit, die harten Lavamassen, und schaft auch sie zum fruchtbaren Boden um. Kein Wunder, daß daher hier alles schneller empor wächst, besonders, da die aus der Lava noch immer hervorsteigenden, warmen Dünste, den ganzen Distrikt zu einem Treibhause gemacht zu haben scheinen, und der ununterbrochen elektrische Zustand der Luft, gewiß viel zur größern Fruchtbarkeit beiträgt. Auf diese Weise giebt jede neue Lavafluth, Hoffnung zu neuen Seegen für die Zukunft. Sie werden sich erinnern, daß schon Strabo in seinem sechsten Buche, auf eben die Weise, die Güte des Landes in diesem Distrikt erklärt hat: „Wenn Neptun es für gut findet, sagt er, „daß der Berg speien soll; so wird die Gegend um Kata„nien mit tiefer Asche bedeckt. Eine Zeitlang leidet das „Land darunter, hernach aber blüht es schöner aus der Asche „hervor. Die Weinranke wächst besser in diesem Lande auf, „und überhaupt trägt es viele vorzügliche Früchte; doch be„sonders vortheilhaft ist es dem Weine. Gras und Kraut „erhält in diesem mit Asche bedeckten Boden eine solche Gü„te, daß die Schaafe vor Fett bersten, daher läßt man ihnen „auch alle 40 oder 50 Tage Blut aus den Ohren.“

Ich kann es auch aus meiner Erfahrung bestätigen, daß diese Gegend, nicht nur viele Frucht trägt, sondern daß, was sie trägt, auch von vorzüglicher Güte ist. Trau-

ben und Feigen fand ich hier von so lieblichem Geschmack und so außerordentlicher Größe, wie ich sie selbst in Kalabrien nicht fand; auch die Datteln, die hier zu ihrer völligen Reife kommen sollen, beschrieb man mir als sehr vorzüglich. Das gute Volk drängte sich mit den Produkten seines Landes herbei; die Weiber standen um uns her und spannen, und die Männer beantworteten genau, und mit Kenntniß unsre Fragen; sie versicherten uns, daß ohne dem Viehe zuweilen die Ader zu öffnen, es räudig und krank werden würde, fügten verschiedene von ihren darüber gemachten Erfahrungen bei, und schrieben die Schuld einzig, den über die Maaßen fetten Wiesen zu. So verflossen uns angenehm einige Augenblicke, bis unser Piedotto (so heißt hier der Führer, der die Fremden zur Spitze des Etna begleitet) kam. Das Volk, voll Vorurtheile, gab uns noch einige Geistergeschichten, ehe wir fortritten, mit auf dem Weg, über die unser rüstiger Führer lachte, woran sie aber so fest, als an die Wirksamkeit ihrer Rosenkranzgebete, glaubten, und die sie vom Besteigen des Berges zurückhielten. Sie begleiteten uns darauf mit ihrem einstimmigen buon viaggio Signori!

Die Gegend war nun immer wüster und schrecklicher. Auf dem Wege bis Nicolo de Arena, einem Benediktinerkloster, ohngefähr ein und eine halbe Millie weiter, sah man nichts, als eine über die andre gerollte Lavafluth, und der Anblick der Fruchtbarkeit verlohr sich ganz. Vor uns waren nichts, als Schlacken, Asche und Sand. Dürre, wie der Abhang des Etna, erhoben sich eine Menge kleiner Berge zu unsrer Seite, alle Kinder des großen Kolosses, der seine dampfende Scheitel in die Wolken verbarg: ein hulender Wind fieng um uns her zu toben an, und ein, aus dem Innern des Berges herausgestoßenes, donnerndes Gebrülle zog oft unsern Blick, von der Verwüstung um uns her, ab, zur Krone des Etna hin. S. Nicolo d'Arena

gehört

gehört den reichen Benediktinern in Katanien, von denen ich Ihnen ein andermal mehr sagen will. Hier war der anfängliche Wohnort dieser reichen Mönche, hier sammelten sie zuerst ihre Schätze, und zogen dann mit ihren Besitzthümern ins geselligere Katanien hinab, um mit mehr Bequemlichkeit dieselben verzehren zu können: Wenn irgend die Lage eines Klosters zum Anachoretenleben der Mönche geschickt ist, so ist es diese; denn, mit Asche, Sand und schroffen Lavafelsen umgeben, sind sie von aller menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen; die Benediktiner benutzen diese Entfernung zum Antriebe höherer Thätigkeit, und es gelang ihnen, den dürren Lavaboden zu Weinbergen und Fruchtbäumen geschickt zu benutzen. Ihre Erndte ist daher jetzt sehr reich; sie keltern ihren Wein selbst, und er ist stark und schön. Ihre Weinlese ist später, wie in den niedrigen Gegenden des Etna, denn vor Ende des Oktobers geht sie nicht vor sich, und dann müssen sie, wegen der Menge ihrer Produkte, mit großer Geschwindigkeit dabei verfahren, damit Stürme und Nachtfrost ihnen nicht schädlich werde. Ihre Keller sind außerordentlich geräumig, und ein großer Theil ihrer Geräthschaften sind aus Lava gehauen.

Nahe bei diesem Kloster ist durch den schrecklichen Auswurf von 1669, der nicht ferne davon ausbrach, ein grosser Berg gebildet, der, wie eine Mauer vor das Klostergebäude hingedämmt ist, an dessen Fuße sowohl, wie auf seinen Abhängen und Flächen, noch nicht die geringste Spur von Fruchtbarkeit sich befindet. Es ist ein dürrer Lavafels mit Asche überdeckt; er ist ohngefähr eine Millie hoch, und hat drei Millien im Umfange. Häufiger Schwefel mit Ambra vermischt, geben dem Berge ein angenehmes Roth, das durch den Schein der untergehenden Sonne erhöht ward, und das herrlichste Schauspiel darreichte. Wahrscheinlich gab die rothe Farbe ihm den Namen Monte Rosso, unter dem er in der hiesigen Gegend bekannt ist. Seine Form

ist,

ist, wie die Form fast aller vom Etna gebildeten Berge, eine Pyramide, die sich in zwei Spitzen endigt, zwischen denen man an der, gegen Katanien liegenden Seite, den Ort deutlich bemerkt, wo der Lavastrom herabrann. 15 bis 20 Millien war dieser Strom lang, 6 bis 7 breit, und über 50 dick; dahingegen die Länge eines Lavaflusses des Vesuvs, nie über 7 Millien hinaus gieng. Diese Bemerkung kann vielleicht, zu einer nicht ganz uninteressanten Vergleichung zwischen den Wirkungen der Etna, und den des Vesuvs, Veranlassung geben.

Uebrigens herrschte unter den Bergen, die dies Kloster umgaben, eine angenehme Abwechselung; starrte der eine mit dürren Felsenrücken gen Himmel, so waren über dem andern schon wieder, die ersten Spuren von hervorkeimendem Grün, ausgebreitet. Ich sahe den Mond aufgehen über die rauhe Natur um mich her, ein seltner Anblick, ich kann ihn freilich fürchterlich nennen, weil er Verwüstungen mir zeigte, die ich vorher nie sah, und seinen blassen Schein, gleich einem Todtenschleier über die schwarzen Ruinen ausbreitete, aber doch nenn ich ihn mit Recht schön, weil ich hier, durch die vielen hohen Berge veranlaßt, ein Durchkreuzen von Schatten und Licht, ich möchte es ein Labyrinth von Finsterniß und Lichtschein nennen, entdeckte, wie ich es vorher noch nie sah, und wie es nur bei solchen Bildern des ehemaligen Chaos, als man auf dem Etna findet, wahrgenommen werden kann. Es war eine Stille um mich her, die der todten Natur, die ich neben mir sah, genau angemessen war, wie auf einmal, als ertönte die Stimme des Schöpfers durchs Chaos, fürchterlich laut der Etna herüber brüllte. Was das einen sonderbaren Effekt machte, welch' eine Erschütterung es in mir hervorbrachte, das kann ich Ihnen nicht beschreiben; aber selbst in dem Augenblick, war mirs lächerlich, daß ein neben mir stehender Mönch mich zitternd beim Arm faßte,

lassen

lassen Sie uns hineingehen, mir ins Ohr raunte, horrificis juxta tonat Aetna ruinis! mit bebender Stimme ausrief, und mich zur Thüre hineinschob.

Die Mönche aus Katanien schicken in das hiesige Kloster gewöhnlich immer nur einen Laienbruder, der die Produkte unter seiner Aufsicht einerndten, den Wein keltern, die Früchte trocknen läßt u. s. w. Wir hatten es versäumt, Briefe aus Katanien an ihn mitzunehmen, indeß nahm er uns doch auf, und bewirthete uns so gut er konnte. Wir legten uns hier um 8 Uhr Abends eine Weile schlafen, mußten aber um 11 Uhr schon wieder aufsitzen, um den Aufgang der Sonne auf der Spitze des Berges nicht zu verfehlen.

Es gieng immer fort über tiefen Sand und Lavaklippen! Bei großen Höhen und steilen Abhängen ritten wir ganz nahe vorbei, ein Anblick, der mir nicht wenig Furcht machte, da der Mond allmählich untergieng. Wir zündeten einige Fackeln an, aber je näher wir der Spitze des Berges kamen, desto heftiger ward das Geheule des Windes, und vergebens war unser Bemühen, eine Fackel in Brand zu erhalten! Die Nacht wurde fürchterlich finster, und unser Weg ward zwar nicht steil, aber holpricht und voller Untiefen, so, daß unsre Maulthiere fast bei jedem Schritte stolperten. Ich hielt es daher für sicherer, so lange zu gehen, als meine Kräfte es vermochten. Die fruchtlose, dürre, steinigte Asch- und Schlackenregion, verwechselten wir bald mit der Waldregion, die uns äußerst willkommen war. Hier fanden wir das Klima sehr verschieden, keine Spur der Hitze, die uns am Fuße des Berges ermüdet hatte, sondern milde Luft, mehr kühl, als warm. Geschützt waren wir nun vor den tobenden Windstürmen, die uns auf unserm, beinahe zwei Stunden langen Wege, von Nicolo d'Arena bis hieher, unabläßig verfolgt, und unser Gesicht, durch einen beständigen Aschenregen verletzt hatten. Die Veränderung war auf einmal total: wir glaub-

ten aus einer dürren Wüstenei, zu einem fruchtreichen Gärten gekommen zu seyn; denn wir sahen Gras, Blumen, Kraut und Bäume, unter denen sich selbst einige Fruchtbäume befanden, zu unsrer Seite, und athmeten liebliche Düfte ein, die uns um desto willkommner waren, da beständiger Schwefeldunst bisher unsern Kopf betäubt hatte.

Wenn man von Katanien kommt, so hat man keine so große Strecke, durch den waldreichen Theil des Berges, zu machen, als wenn man den Berg von Taormina aus besteigt, und eben von dortaus sieht man den berühmten großen Kastanienbaum, di cento cavalli, über den die Gelehrten noch nicht ganz einig sind, ob er aus einem oder mehrern Stämmen bestehe. Rekupero hat den Streit in Katanien geschlichtet, und ihn nach genauer Untersuchung, für einen Baum erklärt, der 28 Neapolitanische Cannen, oder 224 Fuß im Umkreise hätte. Ich selbst habe diesen Riesen unter den Bäumen nicht gesehen, weil es, nach dem Zeugniß meiner Katanesischen Freunde, sich nicht der Mühe verlohnte, einen Tag deswegen umzureisen. Die Eichenbäume dieser waldigten Region waren, hin und wieder von beträchtlicher Größe, doch eher von sehr dickem Stamme, als von außerordentlicher Höhe. Wenn ich mit ihnen die hohen, ehrwürdigen Eichen unsers Vaterlandes vergleichen will, so scheinen diese mir schöne, schlanke, völlig ausgebildete Riesen, die Etnaeichen aber dicke, unproportionirte Zwerge zu seyn, denen Klima und Boden zur völligen Ausbildung hinderlich war. In der That fand ihre Wurzel auch kein bequemes Terrain, um sich gehörig auszubreiten und einzuklammern, daher liegt ein großer Theil von den starken Wurzelarmen über der Erde. Sie können leicht denken, daß der ganze Boden, auf dem diese Eichen wachsen, Lava ist, die durch die Länge der Zeit, schon hie und da fruchtbar geworden, und auf welcher eine Men-

ge Lagen Schwefel- und düngreicher Erde liegen, die der Wind von der Spitze des Etna herunter treibt.

Am Ende dieser waldreichen Region, kamen wir auf einem schmalen, sehr sandigten Fußsteige, der ununterbrochen durch die ganze Region fortführt, und nur hie und da schwarze Lavalagen durchschimmern läßt, an die berühmte Ziegenhöhle; (Grotta di Caprioli) einer tiefen, gewölbten Höhle, wahrscheinlich durch eine Lavafluth gebildet. Sie ist groß und geräumig, und hat ganz die Form von Vomitorien in alten Theatern, nur daß sie hinten geschlossen ist. Schon etwas verdickte Lava scheint hier, durch irgend ein Hinderuis aufgehalten, gestockt zu seyn, und diese Form bekommen zu haben. Man findet viele ähnliche Höhlen in den Lavafalsen des Etna, und daher scheint es mir ausgemacht, daß es eine Menge Umstände geben muß, die diese Bildungen veranlassen können. Viel Wahrscheinlichkeit hat, unter den verschiednen Hypothesen darüber, die, daß man sie für große Blasen der kochenden Lava hält, die die eingeschloßne Luft, verdünnt durch die Hitze, aufwirft, und die hernach beim Kaltwerden diese Form beibehalten. Die Einwohner halten die Ziegenhöhle für den Sammelplatz der bösen Geister und ihrer Engel, die aus der innern Glut des Etna hervorkommen, um sich über der Erde abzukühlen, Menschen und Vieh zu beunruhigen, und allerlei Unheil anzustiften; ich halte sie hingegen für den Wohnplatz guter Geister, die dem müden Wandrer hier eine, schon auf dem ganzen Wege ersehnte Ruhestätte, bereitet haben. Es war stockfinstre Nacht um uns her, das tobende Geheul des Windes vermehrte sich immer mehr und mehr. Die Kälte wurde äußerst empfindlich, so daß wir uns sehr nach Wärme und Erquickung sehnten. Es ward daher vor der Höhle ein großes Feuer angemacht, wir lagerten uns auf dem Bette von Eichenlaub in demselben, und labten uns bei unserm Proviantkorbe.

Unser wachsamer Piedotto störte uns bald in unsrer Ruhe, und so einen elenden Weg wir auch vor uns hatten, so sehr sich Kälte und Wind gegen unser Vorhaben, die Spitze des Berges vor Aufgang der Sonne zu erreichen, zu empören schien, so eilten wir doch fort, und gelangten zur Krone des dampfenden Etna. Gleich neben dieser Grotte fängt die sogenannte Schneeregion des Berges an *), in welcher ich aber keinen Schnee fand. Der Anfang dieser Region war voll von tiefem Sande und kleinen Hügeln, die mit Gras und Unkraut bewachsen waren. Bei dem Dunkel der Nacht, und bei dem schrecklichen Toben des Windes, der unsre Fackel beständig auslöschte, war diese Strecke höchst mühsam zu besteigen, weil man keinen sichern Schritt auf ebenem Bodem thun konnte, und fast immer auf Händen und Füßen fortkriechen muste. Der Weg fieng jetzt an all-

*) Man wird finden, daß von hier an, meine Beschreibung sehr von der des Herrn Brydone verschieden ist, der noch zwei Stunden lang, nachdem er schon die Grotte di Caprioli verlassen hatte, in den Wäldern des Etna umherirrte, der die Ziegenhöhle, als läge sie in der Mitte der waldigten Region, beschreibt, der bei Beschreibung des Kraters unbestimmt redet, und sich einige Unrichtigkeiten zu Schulden kommen läßt u. s. w. So meisterhaft schön und unerreichbar auch seine ganze Beschreibung der Etnareise an sich ist, so erregten dennoch diese Bemerkungen bei mir die Vermuthung, als hätte er nie die Spitze des Berges erreicht, eine Vermuthung, die man mir selbst in Katanien bestätigte, und die einige Engländer, wie ich von meinen Freunden erfahren habe, von seinem Piedotto bestätigt hörten, da sie kurz nach ihm, den Berg bestiegen. Ich würde diese Anmerkung nie hinzugefügt haben, so sehr mich auch eine solche Täuschung des Publikums aufbringt, wenn ich der Erste wäre, der diese Nachricht öffentlich bekannt machte, und die Ehre, eines seit langer Zeit so sehr beliebten Schriftstellers, dabei aufs Spiel setzte; aber ein Franzose hat dies schon vor mir gethan, der in seiner Beschreibung von Sicilien (von der mein würdiger Freund, der Herr Prof. Ebeling in seiner neuen Sammlung von Reisebeschreibungen im 7ten Theil einen Auszug in deutscher Sprache lieferte) S. 198. der Uebersetzung sagt: bei Gelegenheit der schönen Märchen, die Brydone vom Etnä erzählt, versicherte mir der Kanonikus Rekupero, daß er nie diesen Berg bestiegen hätte. Ueberhaupt hielte er ihn für einen Windbeutel, dem aller Beobachtungsgeist fehlte, und der bloß darauf ausginge, Lachen zu erregen.

allmählich steiler zu werden, und unsre Maulthiere ermüdeten dabei so sehr, daß wir sie nur mit großem Zeitverlust fortreiben konnten. Endlich kamen wir auf eine Pläne voll schwarzer, tiefer Asche, und lauter ausgebrannte Schlacken lagen zu unsrer Seite, es war ein Anblick, der dem, nach einer erloschnen Feuersbrunst, glich. Große Lavastücken versperrten oft unsern Weg, und das Herüberdonnern des Berges, vereint mit dem tobenden Geheul des Windes, der unablässig anhielt, setzte uns, bei der Finsterniß um uns her, in nicht geringe Schrecken. Endlich erreichten wir einen großen, vom obern Krater herabgeschleuderten Felsen, den Polyphem mit Riesenkraft hieher gerollt zu haben scheint, damit er dem Wandrer, der auf dieser großen, weiten Ebne unbarmherzig Wind und Wetter ausgesetzt ist, zum Schutze diene. Wir ließen unsre Maulthiere hinter demselben stehen, und giengen zu Fuß weiter. Wir musten auch noch immerfort in einer tiefen schwarzen Asche waten, die allmählich aufwärts führte, bis wir endlich an einem steilen Aschenhügel kamen, der, um ihn zu ersteigen, unsre ganze Kraft erforderte. Von einer solchen Beschwerde hatte ich vorher keine Begriffe; der Vesuv kostete freilich Mühe zu besteigen, aber so weit, wie die Größe des Etna, die Größe des Vesuvs übertrifft, so viel Anstrengung mehr gehört auch dazu, um bis zu seiner Spitze hinan zu klimmen. Und wollt ich auch die Länge der Zeit nicht rechnen, nicht rechnen die unabsehbaren Asche- und Lavastrecken, so ist doch der fürchterlich tobende Wind, der uns immer Wolken von Asche und Sand ins Gesicht schleuderte, und oft unserm Athem zurückhielt, ein Feind, mit dem jeder, der den Berg besteigt, zu kämpfen hat, der am schnellsten die Kräfte des Menschen ausdörrt.

So giengs zwei Millien fort, und der Tag schien schon seiner Ankunft nahe, wenn gleich die ganze Gegend um uns her, noch in einem tiefen Nebel gehüllt da lag. Ueber Ka-

labriens Berge hinaus, sah ich die ersten Spuren der kommenden Morgenröthe, machte freudig meinen Freund darauf aufmerksam, und ihr Anblick feuerte uns an, unsern Weg zu beschleunigen. Ich kann nicht leugnen, m. B. daß ich mich sehr wunderte, mich hier in meiner Erwartung, Schnee und Eis um mich her zu sehen, so sehr getäuscht fand. Die Kälte war freilich sehr scharf und uns um desto empfindlicher, da wir noch wenige Stunden vorher, durch heftige Anstrengung des Körpers, in Transspiration gerathen waren; aber von Schnee und Eis sah ich nicht die geringste Spur, obgleich es schon im Anfang des Novembers war. Wir ließen den Monte frumento der einer von den Bergspitzen ist, die den Hauptkrater umschließen, zu unsrer Linken, und stiegen den steilen Hügel hinan, auf welchem der berühmte Philosophenthurm liegt. Sie kennen die lächerliche Tradition, die diesen elenden Ueberresten einer alten, vielleicht von den Gothen oder Normannen erbaut gewesenen Warte, diesen Namen gab. Empedokles nämlich, jener berühmte Agrigentinische Philosoph, soll hier seinen Wohnplatz errichtet gehabt haben, um die Beschaffenheit des Etna, und die Ursachen seiner Entzündung zu erforschen. Wie er seine Bemühungen ohne Erfolg sah, sagt weiter die Legende, habe er sich, voll Verdruß darüber, und um seinen lächerlichen Stolz zu befriedigen — die Nachricht nämlich zu verbreiten, daß er unter die Götter versetzt worden sey, — in den großen Krater des Berges hinabgestürzt. Der Berg war hernach sein Verräther, eine bald darauf erfolgte Eruption warf seine Fußsohlen aus, und verrieth seinen Tod. Dies lächerliche Mährchen pflanzte den Philosophenthurm bis auf unsre Zeiten fort, wenn gleich vielleicht die Krieger, die einst von seiner Höhe das Land beobachteten, nichts weniger, als Philosophen waren. Uns verschaften diese Ruinen einen sehr willkommnen Schutz gegen den strengen und kalten Wind, und wir setzten uns hinter

ter sie, dem Meere und Kalabriens Bergen gegenüber, um dort den majestätischen Anblick der aufgehenden Sonne zu bemerken.

Und ich habe ihn gesehen, m. B. diesen großen und schönen Anblick, den keine Sprache zu schildern vermag, von dem selbst kein Flug der Phantasie im vollen Dichtergefühl, und im Triumph der Einbildungskraft, sich ein Bild entwerfen kann, das der majestätischen Scene, an Würde und Größe, an lieblicher Schönheit und Milde, gliche, wo in einem Augenblick vereint, mein Auge das Werk der schaffenden, erhaltenden und beglückenden Allmacht, und ihren zerstörenden Flammenernst übersah, wo unter dem fürchterlichen Gebrüll des verwüstenden Etna, neues Leben unter mir hervorgieng, und ich mit nimmer sattem Auge stand und schaute, und über das weite Paradies, das zu meinen Füßen lag, der furchtbaren Zerstörung neben mir vergaß.

Wie ich bei dem Philosophenthurm ankam, war noch alles finster, ein dicker Nebel ruhte über der ganzen Erde, den der tobende Wind, der auf der Spitze des Berges wüthete, nicht zu zerstreuen vermochte, und der daher wahrscheinlich nur in der obern Region fühlbar war. Er schien der einzige Rebelle zu seyn, der sich gegen die allgemeine Freude empörte; sonst war ein ruhiges Warten in der Natur, eine Stille, die die Verkünderin kommender großer Dinge war, und die harrende Sehnsucht der ganzen Schöpfung bewies. Ueber Kalabriens Berge hinaus vergüldete die Morgenröthe den Horizont, und ihre Stralen brachen sich auf den Spitzen der höchsten Berge. So bliebs eine Weile, Licht und Finsterniß schienen noch nicht geschieden, und ich möchte mit Herrn Brydone sagen, See und Land sahen noch finster und verworren aus, als ob sie erst aus ihrem Chaos hervorgiengen. Ich stand erwartungsvoll da, — und auf einmal wars, als verbreitete sich Lebenshauch über die Schöpfung; alles fieng an sich zu regen und zu be-

wegen, und in eben diesem Augenblicke gieng das Gebot: „Es werde Licht!“ über die ganze Erde aus. Die Sonne schwang sich mit göttlicher Pracht und Majestät hervor, und wo ich einen Augenblick vorher noch Dunkelheit, Nebel und Verwirrung sah, war jetzt Licht und Ordnung verbreitet. Mit jedem Moment verschönerte sich die Scene, und erweiterte sich der Umkreis. O mein Freund, es ist nichts größers, nichts herrlichers in der Natur, als dieser Anblick! Hieher sollte man kommen und anbeten, hier ist das Gemüth des Menschen in der rechten Stimmung, die der Größe Gottes entspricht! Seegenvolle Flächen, auf welchen die Natur ihre Schätze versammelt zu haben schien, sah ich zu meinen Füßen, mit Häusern, Bergen, Bäumen und Flüssen, die aus den Gebirgen entsprangen, und durch Meilenlange Plänen sich fortschlängelten. Der Etna erhob sich aus ihnen, und schien die starke Säule zu seyn, an der die ganze Insel angekettet lag. Berge in Menge schienen aus seinen Abhängen hervorgewachsen, wie Aeste aus dem Baumstamme hervorwachsen. Ein Kranz von Gebirgen, die theils fruchtlos gen Himmel starrten, theils mit fettem Grüne bedeckt waren; alle Kinder des furchtbaren Riesen, die an ihren Vater sich fest anschlossen, umzingelten das Gebiet des Etna, und lagen in friedlicher Stille um ihn her. In der Ferne sah ich Messina, Katanien, Palermo, Sirakus, Agrigent, und eine Menge andrer Städte und Dörfer in ihrem festlichen Gewande, ich sah deutlich die drei Vorgebirge der Insel, und ihre Triangelform; so lag ganz Sicilien, mit allen seinen Schönheiten, ausgebreitet zu meinen Füßen, wie eine geographische Karte. Ein Gürtel des Meers umzog das Eiland, und über die spiegelhelle Silberfläche des Oceans hinaus, entdeckte ich hier Malta, dort die Liparischen Inseln, und Italiens reizende Küsten, theils im hellen Glanze des erwachenden Tages, theils in schwarze Nebel gehüllt. Wandte ich mich

um, so sahe ich den schwarzen Schatten des Etna, mit unbeschreiblicher Schnelle über einen Theil der Insel hingeworfen, selbst bis ins Meer hinaus sich erstrecken, und das Licht der frohen Morgensonne, den Bewohnern an seinen westlichen Abhängen rauben. So ein Anblick ist auf der weiten Erde nicht mehr, und ich vergaß gern alle Beschwerden der Reise, da ich ihn zu sehen gewürdigt ward.

Woher aber die Ursache, mein Freund, daß ich hier schärfer und heller sah, als ich in meinem Leben gesehn zu haben mich erinnere? Sie wissen, daß ich schlecht in die Ferne sehe, und doch sah ich von hier unterscheidend deutlich, das bei 150 Millien von der Küste entfernte Malta. Diese Bemerkung fiel mir sehr auf, und ich glaubte anfangs, mit den optischen Gesetzen zu wenig bekannt, den Schluß ziehen zu können, daß die Anstrengung des Körpers und Geistes, so viel von der weiten Ausdehnung zu übersehen, als nur immer möglich wäre, diese Verbesserung der Sehnerven bewirkt habe. Es kann seyn, daß dies etwas dazu beitrug; aber wahrscheinlicher und richtiger ist wohl das, was Herr Brydone, der eben diese Bemerkung gemacht haben will, darüber sagte, das mir um desto willkommner war, je tiefern Eindruck diese sonderbare Erscheinung auf mich gemacht hatte, und je begieriger ich eine Aufklärung darüber wünschte. Er hielt dies anfangs für eine magische Täuschung, und setzte hinzu: „vielleicht kommt diese sonderbare Wirkung daher, daß die Lichtstralen aus einem dünnern, in ein dichteres Medium übergehen; dies bewirkt nach wohlbekannten optischen Gesetzen, daß es dem Beobachter im dünnern Medio scheint, als ob die Gegenstände, die auf dem Grunde des Dichtern sind, sich erheben, so wie sich ein Stück Geld in einem Becken zu erheben, oder höher zu seyn scheint, sobald das Becken mit Wasser angefüllt ist.“

Kaum war ich von der ersten betäubenden Freude zurückgekommen, und konnte mit mehr Ruhe in dies Elisium hinabschauen, so durcheilte ich schnell in meinen Gedanken die Geschichte, und suchte bald den Platz auf, wo die Athenienser zuerst landeten, wo die Karthager in Sicilien Kolonien anlegten, und wo die Syrakusaner ihre größten Heldenthaten verrichteten; bald bemühte ich mich, die Gebirgreihen aufzufinden, wohin sich die alten Bewohner des Landes zogen, wie Ankömmlinge von Griechenland oder Karthago sie landeinwärts trieben, und suchte die Gegenden auf, die Roms siegende Kriegsheere durchstreiften, oder die die Sarazenen, Gothen und Normannen, theils verwüsteten, theils zu ihrem festen Wohnplatz umschufen. Wie in einem Geschichtsbuch, worin ich bald diese, bald jene Begebenheit nachschlage und die Thaten der Vorzeit mir ins Gedächtniß zurückrufe, so suchte ich auch hier, beim Ueberblick des ganzen Landes, bald diesen, bald jenen Fleck auf, wo Siciliens Schicksal entschieden ward, oder wo diese und jene große Männer, die, seitdem ich die Geschichte erfuhr, meine Bewunderung gewesen waren, lebten und handelten.

Ich würde noch lange auf diesem unterhaltenden Flecke verweilt seyn, wenn nicht mein Piedotto, vermuthlich aus Trägheit, mir unablässig ins Ohr geraunt hätte, es sei bei dem jetzigen tobenden Winde unmöglich, die letzten anderthalb Millien, bis zur Spitze des Berges zu besteigen. Mein Entschluß war leicht gefaßt, ich wollte hinauf, wenigstens so lange streben, bis ich völlige Unmöglichkeit vor mir sähe. Ich fieng sogleich an höher zu steigen. Zuerst kam eine kleine Pläne voll schwarzer Asche und Sand, dann stieg ich in ein ohngefähr eine Viertermillie breites Thal hinab, in welchem ich zuerst, und auch nur verhältnißmäßig sehr wenig Schnee und Eis vorfand. Die mich umhüllenden Wolken ließen Reif auf meinen Kleidern zurück,

und

und wie im stärksten Winter bei uns, so erfror mein Athem, wie ich ihn ausblies. In dem durch Lava gebildeten, und mit Schnee und Eis angefüllten Thale herrschte eine so schneidende Kälte, daß Hände und Füße mir beinahe erstarrten, und mich deswegen fast ungeschickt zum weitern Steigen machten.

Aber jetzt kamen wir so eben bei der letzten Bergspitze an, die, vereint mit noch zwei andern, die Krone des Berges bildet. Ihr Anblick war fürchterlich schön; mit brausendem Getöse stiegen unablässig schwarze Dampfwolken aus ihrer Mitte hervor, die vom Winde hin und her gejagt, oft den ganzen obern Theil des Berges in einen Wolkenschleier verhüllten, oft steil emporstiegen, und in sich selbst wieder zurücksanken. Eine Millie wars nur noch bis zur höchsten Spitze dieses Kraterumschließers, und obgleich unser Führer ihn oft als unerträglich steil schilderte, so begannen wir doch, ihn hinanzuklettern. Sein Abhang schien nicht sehr jähe; aber es war ein optischer Betrug, denn unstreitig ist dies die strengste Strecke, die wir auf dem ganzen Wege vorfanden. Mein Freund blieb zurück, ich kletterte hinan, und fand bald, in dem sich unablässig verdickenden Nebel, einen neuen Feind, der mich verhinderte, daß ich keine drei Schritte vor mir sehen konnte. Bei jedem Schritte vermehrte sich die Wuth des Orkans, so, daß ich nur mit aller Anstrengung Athem holen, und mich auf meinen Füßen zu halten vermochte. Oft muste ich mich flach zur Erde niederlegen, um nur Luft zu schöpfen, die schneidende Kälte drang dabei immer heftiger ein, und tiefer Sand, und zwischendurch hervorragende scharfe Lavaklippen vermehrten die Beschwerden. Ohngefähr eine halbe Millie wars noch bis zur obersten Spitze, wie der aus der Erde steigende Schwefeldunst sich verdickte, so daß ich auch nicht mehr das Gesicht, um Luft zu schöpfen, zur Erde legen konnte. Jetzt war ich im Begriff umzukehren,

da Schwefeldunst und Wind mir die heftigsten Schmerzen in der Brust veranlaßten, und Kälte und Müdigkeit Körper und Geist zugleich so erschlafften, daß ich kraftlos zu Boden fiel. Mein Reisegefährte gab mir neuen Muth; ich glaubte ihn schon wieder auf dem Rückwege begriffen, wie ich ihn auf einmal aus der Ferne rufen hörte, und allmählig uns näher kommen sah. Mit vereinten Kräften kletterten wir weiter, und erreichten, trotz Wind und Wetter, trotz Schwefeldampf und Kälte, die Spitze des Etna. Der Boden unter meinen Füßen ward allmählig wie eine geglättete Pläne, theils, weil der Wind, mit der Schärfe eines Scheermessers, beständig darüber herfuhr, und jeden kleinen Hügel, der das Klettern so sehr erleichterte, hinwegnahm, theils, weil ein unablässiger Nebel darauf niederfiel, und jeden Fußtritt gleitend und unsicher machte. Eine ganz kleine Strecke fanden wir zu unsrer größten Freude, wo der Wind die festen Lavastücken noch nicht ganz verweht hatte. Hier ruhten wir uns eine Weile aus, und sahen, so oft der Wind die Nebel vertheilte, und uns die Aussicht in die Ferne eröffnete, mit Entzücken hinab in die schöne Welt zu unsern Füßen, die ruhig, vom Glanze der Morgensonne erhellt, erwärmt und neu belebt, da lag, während daß wir mit den empörten Elementen kämpften.

Wie wir dem Gipfel noch näher kamen, so hatten wir nicht mehr kalte, trockne Lava um uns her, sondern der Boden war mit einer dicken Kruste von feuchtem Schwefel und Ambra überdeckt, und die Farbe weiß und roth vermischt. Die Kruste war so teigartig, daß wir eine tiefe Spur jedes unsrer Fußtritte zurückließen, und mit den Händen uns tief in dieselbe klammerten. Eine fürchterliche Hitze dampfte aus dieser Masse hervor, so, daß wir keine Minute unsre Hand auf demselben Flecke lassen konnten, ohne uns zu verbrennen. Ich legte mich eine Weile nieder, um mich zu erwärmen, aber so erstarrt ich auch von der Kälte war,

war, so trieb mich doch die brennende Hitze fort, und ich eilte so schnell als möglich über den glühendheißen Boden unter mir hin, und erreichte die Spitze des Berges, oder den Rand des Kraters. Da hörte ich dein donnerndes Brüllen, o Etna, stärker, als auf dem ganzen Wege vorher! hörte das fürchterliche Gekrach der sich auflösenden Materie unter mir, und sah, wie nach jedem heftigen Getöse schwarze Dampfsäulen sich jagten, um schneller hervorzudringen, über die dann der Wind, so bald sie die obere Peripherie des Kraters erreicht hatten, mit unerbittlicher Wuth herfiel, und sie in die Lüfte zerstreute. Meine Empfindungen, wie ich hier über den Erdkreis erhaben, an der Feuerquelle stand, kann ich Ihnen nicht besser, als mit jenen Versen Virgils beschreiben:

— — — mihi frigidus horror
Membra quatit, gelidusque coit formidine sanguis.

So lange ich konnte, hielt' ich mich an dem Rande des Kraters auf, doch machten Wind, Nebel und Schwefeldampf es mir unmöglich, mich lange dort zu verweilen. Zu meinem größten Mißvergnügen hemmte der dicke Nebel mit schwarzen Rauchsäulen mein Auge, daß ich von der obersten Spitze des Berges aus, nicht die weite Peripherie, von 2000 Millien im Umkreise überschauen, und selbst Afrika's Küsten entdecken konnte. Indeß vertheilte doch mancher günstige Wind Nebel und Dampf, daß ich wenigstens vom Krater, eine bestimmte Idee erhielt. Es ist sehr uneigentlich, wenn man die Krone des Etna, so nennt man gewöhnlich die Berge, die den Krater umschließen, zweihörnigt oder bicorne nennt. So scheints freilich, wenn man den Berg von ferne betrachtet; aber eigentlich umschließen den Krater drei Berge, und man würde ihn daher richtiger, tricorne nennen. Diese Berge liegen sehr regulär, und bilden beinahe einen gleichschenklichten Trian-

Eben von ihrer regelmäßigen Lage kömmt es, daß man fast aus allen Standpunkten nur zwei Berge sieht, von denen einer immer den dritten deckt. Der Berg, der gegen Katanien zu, den Krater umschließt, und von dem Torre di Filosofo linker Hand liegen bleibt, heißt, wo ich nicht irre, Monte di Frumento, und ist der niedrigste von den drei Bergen. Ich wollte versuchen, um den Rand des Kraters zu gehen, wer es aber bei dem Winde, dem Nebel und dem sumpfigten Boden kann, erit mihi magnus Apollo.

Die äußere Peripherie der drei Kraterumschließer, beläuft sich ohngefähr auf zwei Millien. In ihrer Mitte ist der Eingang zur Hölle, und aus zahllosen Oeffnungen und kleinern Schlünden, die die Hauptbokka umschließen, steigt ein beständiges Gemisch von Dampf und Feuchtigkeiten, von Asche und Sand hervor. Der Hauptkrater nimmt nur einen geringen Theil der ganzen Peripherie ein, und hat, dem Augenmaaße nach zu rechnen, ohngefähr 60 Fuß und drüber im Durchmesser. Er ist es, der unabläßig mit fürchterlichem Getöse und Erschütterungen, dicke, schwarze Rauchsäulen gen Himmel schickt, die vergoldet von der Morgensonne, wie ein Feuerstral emporsteigen, und die Scheitel des Berges mit einem heiligen Glanze umgeben. Um diesen Schlund, der nur wenige Schritte unter unsern Füssen lag, entdeckte ich in einiger Entfernung einen Schneekranz, und sah, wenn ein günstiger Wind zuweilen den Schwefeldampf zertheilte, hie und da, als aus einem Sumpf hervorwachsend, Spuren von Kraut und Gewächs, und vulkanische Asche in Menge. Mehr konnte ich nicht entdecken: darauf kehrte ich im vollen Triumphe über die Freude, daß es mir gelungen war, einen der größten Bergkolosse, und den fürchterlichsten Vulkan Europens zu besteigen, heim.

Das

Das Hinabsteigen gieng schneller und war weniger mühsam; denn je weiter wir uns von der Spitze entfernten, desto leichter ward es uns, der Wuth des Windes zu widerstehen. Entronnen den empörten Elementen der obersten Region des Berges, verweilten wir uns wieder beim Torre di Filosofo, und genossen noch einmal alle die Freuden, die der Anblick des irdischen Elisiums gewähren kann. Dann eilten wir allmählig dem Ende unsrer Reise entgegen. Doch ehe wir noch zur Region der Gewächse hinab kamen, sah ich in der Ferne einen ausgebrannten Krater, aus dem beständig ein dicker schwarzer Dampf empor stieg. Dies war die Oeffnung, die der letzte Lavastrom von 1780 gemacht hatte. Ich näherte mich der Oeffnung, und fand, daß durch diese Eruption kein Berg gebildet war,*), wie sonst gewöhnlich geschieht; sondern, daß durch den heftigen Druck der Feuermaterie, mit dem sie hervorgedrängt ward, die Erde von einander borst, und ein 40 Fuß langes Thal formirt wurde, das ohngefähr 20 Fuß breit und 12 Fuß tief ist. Der eigentliche Schlund liegt am Ende dieses Thals, hat ohngefähr 15 Fuß im Diameter, und ist inwendig mit einer Schwefelkruste und schwarzer Lava überzogen, durch die jetzt sparsames Grün hervorsproßt. Die Lava selbst ist noch warm,

*) Dies kann zum Beweise dienen, daß Herr Brydone wohl ein wenig zu voreilig schloß, wenn er gleich im Anfang der Beschreibung seiner Etnareise behauptet, daß jeder große Ausbruch einen neuen Berg hervorbringt, und daß man, aus der Anzahl dieser Berge, am sichersten auf die Anzahl der Ausbrüche und auf das Alter des Etna schließen könne. Es wird wohl niemand daran zweifeln, daß sich im allgemeinen aus den vielen Bergen umher, auf das hohe Alter des Etna schließen lasse, weil sie alle aus vulkanischer Materie bestehen; aber eine Berechnung der Anzahl der Ausbrüche, läßt sich gewiß nicht daraus führen. Herr Brydone scheint weiter unten auch, eben dieser Meinung zu seyn, wenn er z. B. sagt: zuweilen, aber höchst selten, geschieht es doch, daß die Lava ohne diese Umstände, (nämlich ohne vorher einen Berg gebildet zu haben) auf einmal aus der Seite des Berges herausbricht. Höchst selten? Es würde vielleicht dem Verfasser schwer werden, diesen Beweis zu führen.

warm, und zum Beweise, des immer noch im Innern glimmenden Feuers, steigt noch hie und da, aus der schon hart gewordnen Lava, ein beständiger Schwefelrauch empor. Der Feuerstrom traf auf seinem Wege verschiedne Thäler an, die er ausfüllte, und richtete seinen Lauf nach Paterno, einem Lehnsgute des Fürsten von Biskari, zerstörte dort einige Weingärten, doch richtete er keine weitre Verwüstungen an. Der Strom war ohngefähr 100 Fuß breit und 20 dick. Welch eine Materie muste das nicht seyn, die einen solchen Raum ausfüllte! denn wenigstens rann sie in eben der Breite 6 bis 7 Millien fort. Wie muß hier nicht die Erde im Innern ausgehöhlt seyn, oder welch ein beständiger Zufluß von brennender Materie nicht in ihr statt finden, wenn schon immer wieder welche da ist, die den weiten Schlund ausfüllt, und die obre Masse hervordrängt! Ich warf einen Stein in die Bokka hinein, und zählte langsam 25, wie ich noch den Fall des Steins hören konnte.

In der waldigen Region trafen wir unsre Maulthiere grasend an, und eilten, so schnell als möglich, ins Benediktinerkloster Nicolo d'Arena zurück, wo wir uns zuerst von den Beschwerden der Reise ein wenig erholten. Mein Freund hatte auf dem ganzen Wege eine beständige Uebelkeit verspürt, und muste sich hier verschiednemal übergeben. Ich führe diesen Umstand an, weil ich unter den Namen der dort angeschriebnen Fremden verschiedne fand, die diese Uebelkeit als Folge ihrer Etnareise ernähnten. Die Ursache davon ist, außer dem heftigen Schwefeldampfe, den man einzuschlucken genöthigt ist, und außer dem ermattenden Kämpfen gegen dem fürchterlichen Orkan, unstreitig wohl, in dem ungesunden Nebel auf der Spitze des Berges, in der verfeinerten Luft, die dem Bau unsers Körpers nicht angemessen ist, und in der schnellen Veränderung des Klima, zu suchen.

Unter

Unter dem theilnehmenden Zurufe der Nikoloser, ritten wir schnell nach Katanien zurück, wo wir des Abends gegen 9 Uhr wieder ankamen, nachdem wir ohngefähr ein und einen halben Tag unterwegs zugebracht hatten.

III.

Abhandlungen und vermischte Aufsätze.

I.

Trauriges Abentheuer eines Reisenden ohnweit Wien.

Anmerkung.

Der verstorbene Riedel hatte eine Art von Witzspiel erfunden, wo jemand aus einer gewissen Anzahl Wörter, die ihm, ohne Zusammenhang, zugetheilt wurden, aus dem Stegereife eine Erzählung verfertigen muste, in welcher eben diese Worte, in derselben Folge, auf eine ungezwungene Art vorkommen. Herr von H. bekam die Worte auf:

Schloß, appetitlich, Jus, Schuh, Sultan, Kutsche, angebetet, Schlingschlang, Fetzen, Billet,

symbolisch, Tempel, Ambra, D...., Welle, Licht, Anmerkung, Barbier, verrenkt, Entschuldigungen, die er auf folgende Art ausfüllte.

Es werden ohngefähr zwei Monate seyn, da ich der verwittweten Baronesse von .... auf ihrem Schlosse einen Besuch machte, wo sie sich schon seit dem Herbste aufhielt. Ich muste mit der alten Dame ein wenig schön thun, weil sie meine nahe Verwandte ist, und unsre Familie sich Hoffnung macht, sie einst zu beerben. Gleich den ersten Tag bemerkte ich an ihrem Kammermädchen ein gewisses appetitliches, weibliches Gesichtchen, das mir gewaltig in die Augen stach. Es war eine von den aufblühenden, jungen Gestalten, die gleich beim ersten Anblick gefallen. Sie hieß Nanette; ein artiger Name! Sie war erst siebenzehn Jahr alt, und dünkte mir ein so leckrer Bissen, als ein Rebhuhn au Jus. Man stelle sich ein Gesicht vor, von der schönsten Ovalrunde, zwei große blaue Augen, zwei rabenschwarze Augenbraunen, und ein Mündchen, so frisch, so lächelnd, so einladend! Ein kleiner Busch von krausen, dunkelbraunen Haaren, guckte unter der kleinen französischen Haube vor, um die Weiße der Stirn noch mehr zu heben; und ein hoher unruhiger Busen drängte unter dem leinewandnen Halstuche, und dem knappen Corsette, das ihn gefangen hielt, und ließ der Einbildungskraft ein weites Feld offen. Welche Wollust, eine Taille zu umspannen, die Schmucker zum Modell genommen haben würde, und unter der großen, weißen Schürze, den niedlichsten, kleinsten Fuß, erscheinen und schwinden zu sehn, der je, in einem falbelassirten, taffetnen Schuhe stack! und ach; an diesem Füßchen war noch ein Bein, das der zierlichsten Tänzerin Ehre gemacht haben würde!

Kurz

Kurz, ich bin überzeugt, daß der Sultan in seinem Serrail keine Odalike von der Schönheit hat, vor der sich alle die Göttinnen Georgiens und Circassiens verkrochen haben würden. Ich hatte beständig das Auge auf sie, und ließ mir nicht die erste Gelegenheit entwischen, die sich fand, ihr meine Leiden zu gestehen. Sie hörte mein Geständniß mit dem leichten, flüchtigen Wesen an, das einem Liebhaber ganz verblüft, und zwischen Angst und Hoffen schwankend macht. Da ich gar nicht willens war, mich lange in dieser Einöde zu vergraben, so beschloß ich, meinen Roman so schleunig als möglich zu Ende zu spielen.

Nach Verlauf von drei Tagen, wo ich sie, wie meinen Schatten verfolgte, ohngeachtet sie mir unter den Händen wie ein Aal entschlüpfte, überzeugten sie endlich meine unaufhörlichen Neckereien, daß es mir ein Ernst mit meiner Liebe sey. Ich weiß nicht, ob ich sie vielleicht zu meinem Vortheil einnahm, aber ich war thöricht genug, mir einzubilden, daß sie mich mit minder gleichgültigen Augen ansähe.

Die alte Baronesse stieg in ihre Kutsche, und fuhr zu einem andern Verwandten zum Besuch, mit dem ich mich nie zum Besten hatte vertragen können, und also, mit Bewilligung meiner Tante, zurückblieb. Sein Guth lag nur zwei Stunden vom Schlosse der Baronesse, und sie nahm nur einen Bedienten mit sich, so daß ich das Vergnügen hatte, Nanetten nicht abreisen zu sehn.

Dieser Augenblick dünkte mir der schönste meines Lebens: „Höre Nanette, sagte ich zu ihr, als ich ihr allein im Saal begegnete, ich habe in meinem Leben noch kein so hübsches Mädchen gesehn als dich; du wirst von mir nicht geliebt, sondern angebetet. Rede, befiel, was kann ich dir zu Gefallen thun? Aber wir sind hier nicht sicher, wir können gestört werden, und ich habe dir hunderttausend Dinge von der äußersten Wichtigkeit zu sagen. Am besten,

dachte ich, wäre es, wenn wir uns diesen Abend, ... auf deiner Stube ...“

Ein großer Schlingschlang von Lakay, der wahrscheinlich mein Rival war, steckte in dem Augenblicke seine Nase zur Thür herein, und unterbrach mich. Indem ich mich mit einem bärbeißigen Gesicht nach seiner Seite wendete, um ihm zu verstehen zu geben, daß seine Gegenwart jetzt ganz überflüßig sey, lief Nanette weg, und ließ mich stehn.

Den ganzen Tag konnte ich nicht einen Schritt thun, ohne den Kerl auf meiner Spur zu haben. Er sah mir aus, als ob er im Bart lachte, und er ließ weder mich noch Nanetten aus den Augen. Ich begriff, daß es mir eine Unmöglichkeit seyn würde, der Aufmerksamkeit eines so geschäftigen Wächters zu entgehn, und beschloß meiner Donna mein Anliegen schriftlich vorzutragen. Ein Fetzen Papier, den ich in meiner Tasche fand, wurde angewendet, mit Bleistift ein schönes Billetdoux darauf zu kritzeln, worin ich ihr, wenn sie mein schmachtendes Girren erhören wollte, ewige Liebe gelobte, und ihr betheuerte, daß sie sich so fest darauf verlassen könnte, als ob ich es auf die symbolischen Bücher geschworen hätte. Ich schloß mit dem Postscript, daß ich die Antwort diesen Abend persönlich in ihrer Stube abhölen wollte.

Ich paßte die Zeit so gut ab, daß sie mein Billet in der Hand hatte, ehe es unser Argus gewahr wurde. Sie trat an ein Fenster, las es, lächelte, und steckte es in die Tasche. Dann sah sie sich nach mir um, brach in ein lautes Gelächter aus, und machte eine Bewegung mit dem Kopfe, die weder Ja noch Nein sagen wollte, die ich aber als eine Bejahung auslegte. An meiner Stelle würde es jeder nicht anders gemacht haben.

Der übrige Tag wurde mir zum Sterben lang; endlich kam die Nacht; wäre sie doch nie gekommen!

Alle

Die Form der Kapsel wechselt in den Gattungen der Polygaleen von fast kugelig bis zu stark zusammengedrückt, und ist meist mit einem Rande oder Flügel versehen. Die Samen sind meist mit einem Anhängsel versehen, welches bald fleischig, bald häutig ist.

Die Arten dieser Familie wachsen vorzüglich auf Gebirgen, in Wäldern und auf Wiesen, und sind meist perennirende Kräuter, seltener Sträucher oder Bäume.

Die Wurzeln der Polygaleen sind meist ästig, oft knotig, und haben, wie auch die ganze Pflanze, einen bitterlichen, scharfen, oft widrigen Geruch und Geschmack. Sie enthalten ein ätherisches Oel, Harz, Gummi, Extractivstoff und Bassorin. Die Wurzeln der Polygala amara, P. Senega, P. Virginiana, P. Balduini, P. Chamaebuxus, P. vulgaris, P. Boykinii, P. Lindheimeri, P. alba, P. Rivinea, P. Krebsii, P. Lindheimeri, P. Lindheimeri, P. Lindheimeri

gewalket wär, so suchte ich doch zu entwischen, allein es war unmöglich. Ich war gänzlich umringt. Hätte ich ein Gewehr bei der Hand gehabt, so hätte ich mir das Gesindel mit leichter Mühe vom Halse schaffen, und sonderlich meinem Zuchtmeister seine Verwegenheit theuer bezahlen wollen, der niemand anders war, als der große Lakay, mein Nebenbuhler. Seine Rache war vollkommen, auch machte er sich, so bald Licht kam, aus dem Staube, vermuthlich um recht nach Herzenslust lachen zu können. Was mich am meisten kränkte, war, unter den Zuschauern Nanetten in einem reizenden Nachtkleide zu erblicken, worin ich sie zu jeder andern Stunde allerliebst gefunden haben würde, und hören zu müssen, daß sie mich aus vollerm Halse auslachte, als alle die übrigen.

Jeder machte seine **Anmerkungen** über meine Begebenheit. Ich verbiß meinen Aerger, und klagte nur über meine körperlichen Leiden. Die Barmherzigsten holten den Dorf-**Barbier**. Er kam, untersuchte mich vom Wirbel bis zum Zehen, und nachdem er mir bald alle Glieder verrenkt hatte, um zu sehn, ob ich nichts verstaucht oder zerbrochen hätte, versicherte er mich, daß ich mit einigen Quetschungen davon gekommen wäre. Ich wurde nun zuförderst eingeseift, gereinigt und gewaschen, mit frischer Wäsche versehn, und mir dann am Arme zur Ader gelassen, mein Buckel aber mit Schußwasser wohl eingerieben.

Nanette mied mich wie die Pest. Ihr Galan aber kam den andern Morgen mit einer ruhigen Schelmmiene, mir seine **Entschuldigung** zu machen, daß er mich nicht erkannt, und in der Dunkelheit wirklich für einen Dieb gehalten hätte.

Leiden und Schweigen dünkte mir das klügste; statt also den Schurken über den Haufen zu stoßen, wie ich herzlich gern gethan hätte, muste ich ihn noch loben, daß er so gute Wache in der Baroneſſe Haus halte. Ich fürchtete aber

alle

alle nähere Erklärungen, wenn meine Tante zurückkommen würde, und beschloß, Trotz des Aderlasses und der Quetschungen, den Schauplatz meines Unfalls zu verlassen. Bei meinem Abschiede konnte ich auf allen Gesichtern im Hause merken, daß ihnen das Lachen näher als das Bedauern war. Ich stieg in meinen Wagen, und kam nach Wien, wo ich acht Tage noch die Stube hütete, und mir fest vornahm, dem Schlosse der Baronesse nie wieder zu nahe zu kommen.

2.

Schreiben eines Reisenden über die Art in England zu reisen.

Wer in England reisen will, dem empfehle ich eine sehr wahre Bemerkung, die er sich nicht sorgfältig genug einprägen kann. Es giebt nämlich unter allen handelnden Nationen, selbst die Holländer nicht ausgenommen, keine klügere, keine vorsichtigere als die Engländer. Wie ihre Dienstfertigkeit, eben so ist auch ihr Zutrauen unbeschränkt: aber sie müssen Grund dazu haben. In dieser ungezweifelt richtigen Voraussetzung muß es jedem einleuchten, daß Empfehlungen, die nicht den Namen einer sehr geschätzten, sehr geehrten Person an der Spitze tragen, höchstens eine höfliche Aufnahme verschaffen können. Noch weit mehr ist derjenige, dem auch dieser geringe Vortheil abgeht, in Gefahr, in schlechte Hände zu fallen. London ist, wie alle große Städte, mit ränkevollen Menschen angefüllt,

deren Umgang, so verführerisch er übrigens seyn mag, dennoch für Börse, Gesundheit und Ehre gefährlich wird.

Da ich mich jetzt zum Führer in einem Lande anbiete, in welchem ich funfzehn Jahre zugebracht habe, so würde ich mir einen Vorwurf daraus machen, wenn ich meine Landsleute, oder jeden, der französisch lesen kann, mit verbundenen Augen in öffentliche Oerter, auf die Bank oder auf die Börse führte. Ich darf mich nicht darauf einschränken, daß ich ihnen den Weg zeige, daß ich ihnen nur ankündige, was sie zu sehen bekommen werden: ich muß ihnen auch zur Bedeckung dienen, muß ihnen so zu sagen, mit den Augen nachgehen, muß verhindern, daß sie nicht auf ihren Spaziergängen von Beutelschneidern, Spitzbuben und gefährlichen Weibspersonen angehalten werden. Besonders darf ich nicht vergessen, daß sie guten Raths bedürfen werden, und verhüten, daß sie solchen nicht bei Leuten suchen, die ihre Unerfahrenheit benutzen würden.

Ich habe die Natur der Bedürfnisse überdacht, die jeder Ankömmling in London nothwendig haben muß. Entweder bringt ihm bloße Neugier hieher, oder Handelsinteresse. Im ersten Fall ist seine Lage weniger gefährlich; wiewohl er auch dann noch zu beachten hat, bei seinem Einkaufen in schlechte Hände zu gerathen.

Im zweiten Falle, hat er Wechselgeschäfte in andern Ländern, er braucht Kreditbriefe, für sich, oder für Agenten, die auf seine Rechnung reisen; er hat beträchtliche Emplettes zu machen; er muß bei seiner Abreise Aufträge hinterlassen; Briefwechsel verabreden; vielleicht hat er auch starke Forderungen geltend zu machen, oder Schulden einzutreiben; vielleicht ist er in Bankerotte, in Rechtshändel eingeflochten; in allen diesen Fällen liegt ihm nicht nur daran, mit ehrlichen Leuten zu thun zu haben, sondern, wenn er kein Englisch versteht, so wünscht er natürlicher Weise Adressen an Personen, die Französisch verstehn und sprechen.

chen. Ich schmeichle mir, ihm alle diese Vortheile, und dabei noch den verschaffen zu können, — er, außer Rechtschaffenheit und Kenntnissen, auch Höflichkeit, Freundlichkeit und Diensteifer finden soll.

Man findet in London ein beträchtliches Verzeichniß von Banquieurs. Diese machen die angesehenste, und sowohl für den Staat, als für die Handlung, im Allgemeinen nützlichste Klasse der Bürgerschaft aus. Jeder von ihnen verdient, einzeln betrachtet, eben den Anspruch auf ausgezeichnete Hochachtung, wie die Klasse, zu welcher er gehört. Indessen, ein Haus muß ich doch nennen; und da weiß ich keines, das zu meinen Absichten dienlicher wäre, als das Haus der Herren **Stanſom, Morland** und **Hammersley**.

Diese Herren haben fast in allen Hauptstädten Europens eine Korrespondenz angelegt, deren Endzweck dahin geht, den Reisenden die Erhebung der Gelder, überall, wo es ihnen am bequemsten ist, zu erleichtern. Vermöge solcher **Wechsel** und **Kreditbriefe** sind sie im Stande, von Ort zu Ort nicht mehr zu erheben, als sie eben brauchen. Auf eine ähnliche Art ist für diejenigen gesorgt, die auf dem festen Lande Geldgeschäfte machen müssen.

Diese Herren geben auch Wechsel, die in England umlaufen. Diese Wechsel sind auf Ordre des Reisenden, ohne allen **Provisionsabzug** zahlbar, und werden gleich nach **Sicht** bezahlt, ob sie gleich, aus Vorsicht, sieben Tage nach Sicht gestellt sind. Dabei sind sie schon, nach Verschiedenheit der Zeit und des Orts der Auszahlung, auf den Wechselcurs nach auswärtigen Münzsorten reducirt, und der Reisende endossirt sie nicht eher, als wenn er die Valuta ausgezahlt erhält. Zugleich werden **Ordrebriefe** mitgegeben, die nöthigenfalls zur Empfehlung an alle Korrespondenten des Hauses dienen, und dem Ueberbringer wenigstens eine höfliche Aufnahme versichern.

Von eben dem Hause kann man auch sogenannte transferable Wechsel bekommen. Diese sind blos auf einen Ort gestellt, und bereits auf den Curs dieses Orts, nach den neuesten Nachrichten davon, reducirt. Sie können durch bloßes Endossement transferirt, und an Zahlungsstatt gegeben werden, eben so, wie die Noten der Bank oder des Banquiers in London aus einer Hand in die andere gehen. Die Valuta wird ohne Abzug und Kosten ausgezahlt.

Gegen hinlängliche Sicherheit giebt dieses Haus auch Kreditbriefe auf alle Handelsplätze, die unmittelbar Wechselgeschäfte mit London machen. Solche Kreditbriefe geben Provision und Postgeld an dem Orte, wo die Auszahlung geschieht, imgleichen Provision an das Haus selbst, bei der Wiederbezahlung; übrigens wird das Geld nach dem Wechselcurs ohne weitern Abzug ausgezahlt.

Außerdem unterzieht sich dieses Haus Wiedereinnahmen von Geldern von Ausländern, die sonst nach dem gewöhnlichen Gang der Geschäfte nicht so leicht geschehen könnten. Sie nehmen zu dem Ende die Trassen der Trassenten und Indossenten an, die an denjenigen Orten, wohin sich ihre Korrespondenz erstreckt, Kredit haben.

Jeder fremde Kaufmann, er komme selbst nach London, oder wünsche sichre Korrespondenz in Handlungssachen, kann sich nicht besser adressiren, als an den Herrn Jakob Marin Siordit, der sich durch seine Einsichten, durch Thätigkeit, Diensteifer und Höflichkeit zu seinem Vortheile bekannt gemacht hat. Eine achtzehnjährige Bekanntschaft und Erfahrung in den verwickelten Handlungsgeschäften macht ihn fähig, die schwersten Kommissionen zu übernehmen. Er befaßt sich mit Ein- und Verkauf der Waaren, mit Ankauf der Schiffe, mit Assekuranzen, mit Bank- und öffentlichen Stocksgeschäften.

Ich gebe die Adressen dieser Herren nicht genau an, weil sie sich ändern können: aber der Fremde, der nach London kömmt, muß sich vor allen Dingen ein sogenanntes directory anschaffen. Es giebt deren mehrere; doch schätzt man vorzüglich das Kent-directory. Dieses ist ein Almanach, der alle Jahre neu erscheint, und die Wohnungsveränderungen aller Personen anzeigt, mit welchen man in Handlungssachen zu thun bekommen kann.

Noch muß ich den Fremden gegen die Schlingen zu verwahren suchen, die ihm gelegt werden könnten, wenn er schriftliche Verbindungen eingehen, wenn er Schuldner verklagen will ꝛc. Ich könnte eine Menge Beispiele anführen, wie gefährlich es sei, schlechtem Rathe zu folgen, oder gar keinen zu suchen, da es doch hier zu Land auf ein Wort ankommt, ob ein Proceß verloren oder gewonnen werden soll. Man erschrickt, wenn man sich erinnert, daß Herr **Argend** seinen Proceß gegen diejenigen, die seine Lampen nachgemacht hatten, dreimal verlor, weil er übel war berathen worden. Daher darf man die Befragung eines Rechtsgelehrten nicht so lange verschieben, bis der Proceß schon anhängig ist; auch darf man keine Zeile unterschreiben, ohne sie ihm vorher zu zeigen, wenn man einmal einen wackern Anwald bekommen hat. In diesem Fache kann ich keinen Mann empfehlen, der fähiger wäre, die Person, das Eigenthum, und überhaupt die Angelegenheiten eines Fremden in Schutz zu nehmen, als den Herrn **Robert**, dem **Britisch Museum** gegenüber.

Nachdem ich den Reisenden an diese drei Häuser empfohlen habe, wo er Beistand jeder Art finden wird, will ich ihn nunmehr mit dem Volke bekannt machen, zu welchem er zum Besuche kömmt. Eigene Klugheit wird ihm sagen, wie er sich betragen solle, wenn er erst weiß nach welchen Karaktern er sich richten muß.

Da ich selbst Fremdling in England bin, so nehme ich mich wohl in Acht, ein Volk, für das ich nicht anders als eingenommen seyn kann, zu definiren. Aber es zu schildern, dazu will ich den Pinsel eines Schriftstellers entlehnen, der, vermöge seines Amtes, vor vielen andern im Stande war, seine Mitbürger kennen zu lernen.

Fielding, die erste obrigkeitliche Person, welcher London eine ziemlich regelmäßige Polizey zu danken hat, schrieb im Jahr 1774 eine kleine Schrift, aus welcher folgendes, von den Einwohner dieser Hauptstadt, hieher gehört.

„Es giebt zwei vortrefliche Eigenschaften, wodurch sich unsre Nation vor allen andern auszeichnen soll. Die Worte, die beide ausdrücken, haben keine gleichbedeutende, in irgend einer Sprache. Sie heißen good-nature und humour, die man im Französischen nicht anders geben kann, als durch Vereinigung des verschiedenen Sinnes, den man mit Lustigkeit, Scherzhaftigkeit und Spottsucht verbindet. Wer humorist genennt wird, bei dem setzt man voraus, daß er diese drei Stücke, bei sehr viel Witz, zugleich besitze. — Diese sogenannte good nature findet man bei allen Volksklassen, vom Schuster an bis hinauf zum Herzog. Unter Volksklasse verstehe ich aber nicht den niedrigsten Pöbel, den Auswurf der Nation. Dieser ist zwar seit etwa funfzig Jahren weniger unerträglich als sonst, aber doch noch sehr unverschämt; er beleidigt und beschimpft noch ohne Ursache und Ueberlegung. In solchen Fällen erfordert die Klugheit, daß man ihm aus dem Wege gehe.“

„Was wir humour nennen, ist dem Engländer eigen: eine Art von Scherzhaftigkeit, die den Stachel der Satyre schärft, indem sie ihn zu mildern und blos lächerlich machen zu wollen scheint. Unsre Lustspiele sind voll von dieser Art Witz; Stimme und Gebehrdenspiel bekommen dadurch eine Annehmlichkeit, die sich nicht beschreiben läßt.“

„Der Engländer gestikulirt beim Reden nicht; auf der Kanzel und auf der Bühne deklamirt er ein wenig. Der Ausländer findet ihn Anfangs steif; allein er gewöhnt sich daran, und findet ihn dann gesetzt. Muth ist ihm niemals abgesprochen worden. Er ist leichtgläubig und leicht zu betrügen. Die Menge öffentlicher Blätter, die täglich erscheinen, und von allerlei Gegenständen handeln, macht nothwendig den gemeinen Mann in der Hauptstadt aufgeklärter, als er es sonst seyn kann. Selten trift man Handwerksleute oder Dienstboten beiderlei Geschlechts an, die nicht lesen und schreiben könnten.“

„Die Spielsucht geht unter den Leuten, die zur grossen Welt gehören, sehr weit: und wiewohl ich es nicht glaube, daß sie so ausschweifend sey, wie in Paris, so haben wir doch auch Herren, die sogar den Wagen, der sie nach Hause abholte, verlohren hatten.“

„Die Einwohner von London leben noch so ziemlich mäßig; doch essen sie nichts als Fleisch, und zwar eingesalzenes, wodurch sie sich dem Scorbut aussetzen. Wer kein starker Esser ist, kann in der City in einem Gasthause (Chop house) für 12 Sols recht gut zu Mittag essen. Gute Fische sind theuer; sind sie wohlfeil, so taugen sie nichts. Die besten bringen die Holländer: in kleinen Garküchen frage man ja nicht darnach.“

„Seit einiger Zeit sind Leute von guter Lebensart und von Geschäften dem Trunke nicht mehr ergeben, wie vormals. Demohnerachtet wird in London mehr Portowein in einem Jahre getrunken, als man in Portugal gewinnt. Hierzu rechne man noch den Ueberfluß von Burgunder, Champagner und Clairet, der in den großen Häusern und den angesehenen Tavernen getrunken wird. Da dieses seine Richtigkeit hat, so folgt daraus, daß in London eine ungeheure Menge verfälschter Weine, verzehrt werden muß.“

„In

„In Kleidung und Hausrath machen alle Volksklassen einen übermäßigen Aufwand; alle französische Moden werden pünktlich nachgemacht.“

„Die Frauenzimmer haben verführerischen Reiz: sie sind die schönsten und geistreichsten auf der Welt. Sie genießen unbeschränkte Freiheit: sie besuchen, ohne Zwang, alle Schauspiele, alle öffentliche Oerter, machen Lustpartien; geben oder empfangen Besuche, ohne Unterschied des Geschlechts. Sehr oft nimmt eine Dame die Aufwartung eines Liebhabers Jahre lang an, und man trennt sich wieder, ohne wechselsweise von Seiten des Karakters des Vermögens oder andrer Umstände unzufrieden zu seyn. Alles geht dabei in der vollkommensten Unschuld zu; kein öffentlicher Tadel ist dabei zu befürchten: eine Sache, die in Italien, in Spanien, und in den südlichen Provinzen Frankreichs unglaublich scheinen würde. So viel verdanken unsre Frauenzimmer der Freiheit, die sie genießen, und der wahren Hochachtung, die wir ihnen widmen.“

„Wir begegnen, im Allgemeinen genommen, unsern Gattinnen mit Ehrerbietung und Zärtlichkeit. Ueberall haben sie das Vorrecht; auch bei Tische machen sie die honneurs. Erlaubt sich eine von ihnen zu medisiren, oder sonst der Gesellschaft anstößig zu werden, so fällt der Tadel nicht auf sie, sondern auf ihren Mann.“

„Verläßt ein Mann seine Frau, und sie wird in seiner Abwesenheit schwanger, wenn er nur nicht zur See gegangen ist, sonst mag er sich in England aufhalten wo er will, so erkennt ihn das Gesetz als Vater; auch erbt das Kind, wenn es ein Sohn, und das älteste ist, Titel und Vermögen von demjenigen, der für den Vater desselben gilt. Hat ihr der Mann vor der Verheirathung kein Wittwengehalt ausgesetzt, so gebührt ihr nach seinem Tode der dritte Theil seiner Verlassenschaft auf ihre Lebenszeit, ja, nach dem Gewohnheitsrechte der City in London, auf immer. Auch an

seinem Range nimmt sie Theil; überall giebt man ihr den Titel, den ihr Mann führt. (Der Verfasser vergißt hier, daß die Frauen der Bischöfe nur Mistresses heißen, nicht Ladies, obgleich ihre Männer Lords sind). Im Ganzen genommen, sind die Mädchen in England, die glücklichsten auf der Welt.

„Indessen, so vortheilhaft diese Schilderung ist, die ich aus ganz uneigennützigen Absichten entworfen haben, so bedarf dennoch der Fremde, den Neugier oder Geschäfte nach London bringen, eine Belehrung. Auch hier, wie überall, ist nicht alles Gold was glänzt. Zwar trägt die Physiognomie unsrer guten Einwohner, überhaupt genommen, das Gepräge von Gutherzigkeit und Unbefangenheit: allein sehr oft kann doch der Fremde durch diesen Schein getäuscht werden, und unter dem Ansehen von Offenheit verbirgt sich vielleicht Verstellung, Täuschung, Betrug und Bosheit. Um diese Stufenfolge kennen zu lernen, weiß ich für den Fremden kein besseres Mittel, als daß er fleißig die Kaffeehäuser besuche. Da macht er sich mit den Verschiedenheiten der Karaktere bekannt, und bildet sich Begriffe von den Einwohnern überhaupt. Die Kaffeehäuser sind unter allen öffentlichen Oertern am wenigsten gefährlich, wiewohl sich in einigen dennoch falsche Spieler einschleichen. Er sei nur auf seiner Huth, wenn man sich mit Höflichkeit hinzudrängt, wenn man ihn allzudringend zur Zerstreuung, zu dem oder jenem Spiel aufmuntert, zum Ball, zum Billard, zum Kegeln. Die schrecklichste Klippe aber sind die eigentlichen Spielhäuser; hier lauren beschnittene Karten und falsche Würfel auf sein Verderben.“

„Was soll ich wohl den jungen Mädchen sagen, die Beschäftigung oder Dienste in London suchen? Kömmt eine dahin, die Jugendblüthe und ein Bischen Schönheit hat, so muß sie viel Klugheit besitzen, wenn sie den Schlingen, die ihr gleich bei ihrer Ankunft auf jedem Schritte gelegt

legt werden, entgehen will. Sie nehme sich wohl in Acht, mit einer Manns- oder Weibperson zu reden, von welcher man ihr keinen vortheilhaften Begriff gemacht hat. Ihr Erstes muß seyn, daß sie bei einer Person ihres Geschlechts Schutz suche, die in ihrem Viertel in gutem Rufe steht, und sie über alles zu Rathe ziehe. Versäumt sie diese Vorsicht, so bekömmt sie Besuche von Unholden in anständiger Kleidung mit bescheidenem Anstand, die ihr Beschäftigung oder Dienst vorschlagen; giebt sie ihnen Gehör, so ist sie verloren. Wendet sie sich an eins von den zahlreichen Intelligenzcomtoiren, wo man Gesinde miethet, so befindet sie sich in gleichem Falle, denn diese Leute verstehen sich mit den Kupplerinnen."

„Es bedarf kaum einer Erwähnung, daß mit der Dämmerung alle Gassen von Freudenmädchen wimmeln. Der Fremde kann sich nicht irren: aber dabei bleibt es immer Regel der Vorsicht, sich nicht beim Einbruch der Nacht auf die Straßen zu wagen, besonders in solche, wo nur wenig Gewölbe sind. Oefters ist der Nachtwächter entfernt, betrunken, oder eingeschlafen; und die Diebe wissen sich diese drei Umstände recht gut zu Nutze zu machen. Ja, was noch ärger ist: es fehlt gar nicht an Beispielen, daß der Wächter selbst Antheil am Diebstahle nimmt."

„Außerdem ist er noch dem Unfalle ausgesetzt, auf eine Bande Spitzbuben zu stoßen, die ihn anfallen, ihn irgend eines erdichteten Verbrechens beschuldigen, ihn vor Gericht schleppen, und sogar einen falschen Eid wagen, um Geld von ihm zu erpressen. Solche Spitzbuben sind meistens Gehülfen der Kupplerinnen: und, zur Schande der Obrigkeiten seys gesagt! man hat nur zu guten Grund, zu glauben, daß sie in allen diesen Fällen, auf das schändlichste präjudiciren, um von den Angeklagten Geld zu ziehen."

„Ferner läuft man des Nachts Gefahr, auf Schläger zu stoßen, die, ohne Absicht auf die Börsen, sich einen

Spas

Spaß daraus machen, alles, was ihnen begegnet, anzufallen, die Wache in die Flucht zu treiben, Fenster und Laternen einzuschlagen. Finden diese Unsinnigen Widerstand, so morden sie wohl gar. Giebt es gleich in London keine gedungenen Mörder, wie in Italien und Spanien, so hat man dennoch einen zügellosen Schlag junger Leute und alle Ausschweifungen zu befürchten, die vom Weintrinken und andern Unordnungen entstehen. Am sichersten thut also der Fremde, wenn er sich nach der Gewohnheit der Familie, bei welcher er wohnt, und vornehmlich nach der Zeit richtet, wenn sie zu Bette zu gehen pflegt. Bei Nacht kann er nichts rechtes thun, und noch weniger etwas gewinnen."

„Sogar die beiden Tageszeiten, wenn er anfängt und endet, muß man in Acht nehmen, zumal wenn man aus der Stadt hinaus oder wieder hinein will, weil alsdenn die Gegend ringsumher durch Straßenräuber unsicher gemacht wird. Diese sind in Vergleichung mit denen in den Gassen der Stadt, vornehme Herren; meistens sind sie artig beritten. Sie mishandeln niemand; man weiß sogar Beispiele, daß sie, nach einer Beraubung, nur Geld und Kostbarkeiten behalten, andere Sachen hingegen, die dem Besitzer aus andern Ursachen, als wegen ihres innern Gehalts, lieb waren, sehr höflich zurück gegeben haben: zuweilen fragten sie auch wohl den Reisenden, wie viel Weg er noch zu machen habe, und gaben ihm so viel Geld wieder, als er dazu brauchte. Indessen, beraubt wird man doch, und besser ist es, man wage sich nicht in den Stunden, die ich angegeben habe."

„London beherbergt eine Menge Beutelschneider, die noch feiner sind, als die Pariser. Alle Zugänge zu den öffentlichen Plätzen, besonders nach den Hauptschaubühnen, haben sie belagert. Sie schließen sich so eng, wie Glieder einer Kette, aneinander an, so, daß Kostbarkeiten, Brieftasche oder

allenfalls das Schnupftuch in einem Augenblicke auf hundert Schritte von der bestohlnen Person hinweg sind. Die einzige Vorsicht, die man gegen diese Herren mit den leichten Fingern brauchen kann, ist diese: daß man Uhren, Ring, oder jede andre Sache von Werth, zu Hause lasse, und nur wenig Geld zu sich stecke. Besonders aber weiche man jedem Gedänge aus: denn außer demjenigen, welches an öffentlichen Orten gewöhnlich ist, machen es die Herren selbst, indem sie sich auf den Straßen schlagen; und der Neugierige muß die Kosten des Schauspiels bezahlen.“

Es sind Fremde nach London gekommen, und in ihrer Postchaise von Gasse zu Gasse, von Platz zu Platz umhergefahren, weil sie dem Postillion nicht angeben konnten, wo sie einkehren wollten. Unterwegs findet man keinen Dollmetscher: es ist also der Klugheit gemäß, eine englisch geschriebne Adresse bereit zu haben, oder vielmehr eine schriftliche Anweisung an den Postillion, ohngefähr so: Set me down at any convenient in the City, bring mich in einen guten Gasthof in der City. Oder, will man lieber in Westminster logiren, so schreibe man dieses auf. So wird man in einen Gasthof gebracht, wo ich aber nicht rathen möchte, länger, als eine Nacht zu bleiben: alsdann sieht man sich nach einer bessern Einrichtung um. Man pflegt einen Lohnbedienten zu nehmen, der meistens mehrere Spachen, allemal aber Französisch spricht. Diesem gebe man die Anweisung, wie man es nach demjenigen, was ich sogleich sagen will, am gemäßesten findet. Man gebe sie ihm aber ganz gemessen, und lasse sich nicht von ihm führen. Vielmehr thue man just das Gegentheil von allem, was er zu verlangen scheint; sonst bringt er den Fremden zu Leuten, die sich mit ihm in die Beute theilen würden. Man sey also fest und vorsichtig; man traue seinem Dollmetscher nie, sondern betrachte ihn nur als ein nothwendiges Uebel. Dabei bezahle man ihm pünktlich, und gebe

auf seine Schlüssel acht. Ich will damit nicht sagen, daß es keine Ausnamen geben sollte; allein sie sind selten, und, das Sprüchwort sagt: Klugheit ist die Mutter der Sicherheit.

Reiche und vornehme Fremde können sich nach einem Hotel fahren lassen; der Postillion versteht sie, wenn sie's ihm nennen, denn das Wort bleibt im Englischen. Die Hotels in London sind meistens gut, in Rücksicht auf Logis und Bedienung: nur muß sich der Reisende, wenn er auch nur einen Bedienten bei sich hat, auf einen Aufwand von einer Guinee täglich für drei Mahlzeiten und Nachtlager gefaßt halten.

Hotels garnis wie in Paris, giebt es in London nicht, wohl aber, fast in jedem Hause, sogenannte furnished lodgings. Dieses sind Zimmmer von unterschiedener Größe, im ersten oder zweiten Stocke, mehr oder oder weniger prächtig möblirt. Gemeiniglich sind sie von Kaufleuten gemiethet, die keine Gewölber bekommen können, wenn sie nicht ganze Häuser miethen; diese nehmen nun wieder ihren Hauszins und ihre Abgaben daraus. Allerdings ist dadurch für den Fremden recht gut gesorgt; denn für eine halbe bis zwei Guineen kann er sich ein Logis in dem Viertel der Stadt wählen, wo es ihm am bequemsten ist. Er wohnt bei ehrlichen Leuten, die ihn mit Diensteifer aufnehmen und bewirthen. Hier findet er Umgang, guten Rath, Schutz, zuweilen auch Freunde. Es bedarf wohl kaum des Zusatzes, daß er alle Woche richtig bezahlen muß.

Hat man sich nun ein solches Logis ausgesucht, so hat man die Wahl unter zwei Lebensarten. Man kann sich bei seinen Wirthsleuten in die Kost verdingen; und das ist das wohlfeilste. Für funfzehn Schillings bis zu einer Guinee die Woche, kann man recht artig logirt und beköstigt seyn. Aber man muß vorher einen Versuch machen, ob man an der gewöhnlichen bürgerlichen Kost einen Geschmack finde. Fleisch, gebraten oder gekocht, Gemüse, blos aus dem

Wasser, blos mit einer Butterbrühe oder Bratenju's, Erdäpfel, etliche Täge in der Woche kalter Braten und Käse zum Nachtisch, selten Fisch — das ist so das Gewöhnliche.

Wem das nicht ansteht, der kann auf einem Koffeehause essen; hier findet er Suppen, aber kein frisches Rindfleisch, sondern nur Pökelfleisch gekocht; Ragout von Kalbsbraten, Coteletten, Grilladen und Fisch. Allein, ein solches Mittagsessen, wenn man nur wenig Wein dazu trinkt, kostet wenigstens noch einmal so viel, als wenn man an die Kost geht. Noch theurer lebt man in den sogenannten Tavernen; in einigen bezahlt man drei Guineen für das Couvert: aber freilich ißt man da auch am besten.

In jedem Falle bezahlt man das Getränke besonders. Der gewöhnliche Tischtrunk ich Bier. Es giebt verschiedene Arten davon: ich würde zum **Porter** rathen. Es ist zwar stark, gleichsam der englische Wein, aber doch dem Klima angemessen, welches eine feste Nahrung in jeder Art, verlangt. Ich bitte den Reisenden, diese Bemerkung nicht zu vergessen; sie ist wichtig für seine Gesundheit. Hat man sich am Weine gewöhnt, so trinke man ihn auch hier. Der am meisten zum Klima passende und wohlfeilste ist, der **Oporto**: wer ihn noch nicht getrunken hat, findet ihn zwar rauh und unangenehm; aber man gewöhnt sich bald daran, und trinkt ihn endlich gern. Nur ist es schwer, ihn ächt zu bekommen: die Bouteille kostet zwei Schilling. Die französischen Weine sind theuer, (wofern sie nicht etwa durch den Kommerztraktat wohlfeiler werden) und schwer zu haben, wenn sie gut seyn sollen. Besser sind die Portugisischen, Spanischen und Rhein- oder Moslerweine. Den Madera hat man vortreflich. **Liqueurs**, außer Branntwein und Rum, werden wenig getrunken.

---

3. Ge-

3.

Gedanken und Beobachtungen über verschiedne Gegenstände.

I.

Was man im gemeinen Leben Freunde nennt, sind nichts anders, als unser Schatten. Sie begleiten uns, so lange die Sonne scheint, und verschwinden, so bald sie verschwindet. Felix se nescit amari, sagt Lukan; und den Unglücklichen schützt niemand, sagt die Erfahrung.

II. Das schönste Mittel, um auf Alles, was treffen könnte, vorbereitet zu seyn, ist: immer das Schlimmste zu erwarten.

III. Unsre Augen sind schärfer, als unsre Ohren. Deshalb dringen auch Beispiele tiefer, als Lehren, ein; und Handlungen wirken stärker auf unsre Seelen, als Sentenzen.

IV. Definition von einer Assamblee — wo man nur kömmt, um zu sehen, und weggeht, um gesehen zu werden.

V. Immer bleibt es schimpflicher, Mißtrauen in seine Freunde zu setzen, als von ihnen hintergangen zu werden.

VI. Tugend kann, gleich dem Magnet, nur empfänglichen Naturen ihre Kraft mittheilen.

VII. Wir lieben allemal den, der **uns** bewundert; aber nicht allemal den, den **wir** bewundern.

VIII. Das französische Wort *louer*, heißt beides: leihen und **loben**. Dadurch beweist diese Nation ihre Menschenkenntniß, daß sie Schmeichelei zum Preise der Gnadenverleihungen macht.

IX. *Perſonne* bedeutet im Femininum: **jemand**; aber im Maskulinum: **niemand**; ſo, daß man in Frankreich, wie es ſcheint, die Weiber für **Alles**, und die Männer für **Nichts** hält.

X. Die Glückſeligkeit dieſes Lebens beſteht nicht darin, frei von Leidenſchaften, ſondern ihr Herr zu ſeyn.

XI. Ein Herz ohne Leidenſchaften iſt kalt und träge, wie Blei; — ſchmelze es, und es wird glühen und ſich ergießen.

XII. Der Eigenſinn unſrer Launen iſt immer weit ausſchweifender, als der des Glücks.

XIII. Kein Menſch würde ſich willig finden, ganz und gar mit einem andern zu tauſchen:

Denn beſſer iſt es, eignes Ungemach,
Als fremdes Uebel, zu ertragen.

XIV. Leicht triumphirt die Philoſophie über vergangene und zukünftige Uebel; aber gegenwärtige triumphiren über die Philoſophie.

XV. Wir ſollten immer einen zu gehäſſigen Feind, dem zu nachgiebigen Freunde vorziehen. Jener ſagt uns nicht ſelten die Wahrheit, dieſer nie.

XVI. Spasmacher werfen nur mit Koth; — ſchaden können ſie keinem.

XVII. Redlichkeit wird, gleich der Menſchenliebe, zuerſt bei ſich ſelbſt anfangen; aber der Unredliche hintergeht zuerſt ſich ſelbſt.

XVIII. Die Zeit rollt unaufhaltbar, wie ein Strom, dahin, bis ſie ſich in der Ewigkeit weitem Ozeane verliert. Glücklich, wer ſein Leben mit Thaten bezeichnet, die auch dann noch ſind, wenn ſelbſt keine Zeit mehr ſeyn wird.

XIX. Man kann die Vernunft mit einem Stahle vergleichen; nur durch den Gebrauch erhält man ihren Glanz — ſplendeat uſu, vernachläſſigſt du ſie, ſo wird ſie ſchneller roſten, als ein geringes Metall. Und

dies

dies schnellere Verrosten eben, wegen der Feinheit ihrer Politur.

XX. Lektüre ist die Nahrung, Umgang die Uebung, und Beobachtung die Medizin unsers Verstandes.

XXI. Leidenschaft kann den Weisen zum Thoren, und den Dumkopf erfinderisch machen.

H. P. F. Hinze.

4.

Der französische Höfling und der deutsche Arzt.

(Nach aufgehobner Tafel, im Schloßgarten.)

Ein Dialog.

Arzt.... und, als Repräsentant unsrer Kunst, würd' ich Ew. Gnaden für dieses schmeichelhafte Kompliment danken, wenn der lächelnde Scherz Ihrer Miene dem Ernst Ihrer Worte nur nicht so sehr widerspräche. Es scheint mir, als ob es sich mit diesem Komplimente, wie mit der ersten Sommerschwalbe, verhielte; nie weiß man mit Gewißheit, ob ihr wirklich für die Zukunft zu trauen sey? —

Höfling. (selbstgefällig) Allerdings, Mr. le Medecin, war's persiflage; und ich wunderte mich schon nicht wenig, als sie meine Worte, mit einem so trocknen Katheder-air, und — verzeihen Sie mir den Ausdruck! — mit jener deutschen Bonhomie, aufzunehmen schienen, die, zu unbekannt mit der feinern Welt, und zu rauh von Natur, mit ihr sich bekannt machen zu können, sich so aller-

liebst bei der Nase herumführen läßt. — Ha, ha, ha! (mit scherzender Wichtigkeit) Im Vertrauen, lieber Doktor, ich hielt Ihre Arzneiwissenschaft so eben, zwar für eine Dame von Einfluß, mais — à tout prix, der man, im Vorbeigehn einmal, eine Galanterie zuwirft, ohne daß man es grade selbst für etwas mehr, als eine Galanterie genommen wissen will.

Arzt. Aber wie? Wenn nun die Dame Arzneiwissenschaft, nach dem Instinkt ihres Geschlechts, neugierig genug wäre, Ew. Gnaden um einen weitern Aufschluß über Ihre Galanterie, oder — wie Sie es selbst eingestehen — über ihre persiflage zu ersuchen? So würde . . .

Höfling. Sie sicher nicht vergebens gebeten haben. — Wissen Sie denn, mon cher, daß ich nicht blos spotte, um zu spotten: sondern daß ich spotte, weil ich überzeugt bin, spotten zu müssen.

Arzt. (etwas stutzig) Sie haben mich überrascht, gnädiger Herr. Einer so plötzlichen Entscheidung war ich in der That nicht gewärtig. — Vorhin bat ich nur, im Namen der Arzneiwissenschaft; jetzt wag' ich es, auch in meinem eignen Namen, Sie um eine detaillirtere Erklärung Ihres so raschen Ausspruchs zu bitten.

Höfling. Ja, von Herzen gern, mon bon Monsieur. Hören Sie an: Ich warf Ihrer Wissenschaft vorhin das Mangelhafte, Unbestimmte, noch so häufig Schwankende vor; und werden Sie denn partheiisch genug für Ihre Kunst seyn, alle die vielen Lücken vorsätzlich nicht sehen zu wollen, die sich noch in Ihren Pathologieen, in Ihren Physiologieen finden? Werden Sie?

Arzt. Keineswegs, gnädiger Herr! — Nur hätt' ich dagegen einzuwenden, daß unsre Wissenschaft, in Absicht der Erfahrungen, und ihrer, hierauf beruhenden Erweiterung, mit jeder andern gleichen Schritt halten muß, und daß sie, so zu sagen, nur steigt, jemehr die menschliche

Natur

Natur fällt. Der physische Tod ist gleichsam das moralische Leben unsrer Wissenschaft. In wie häufigern Abänderungen und Modifikationen wir die menschliche Natur betrachten und durchstudieren können, in desto schnellern Graden hebt sich unsre Kunst zu immer mehrerer Vollkommenheit, und wächst daher, mit jedem Jahrhunderte, zu einem festern, systematischern Körper an.

Höfling. Ihre Wissenschaft, seh' ich, kann auch Enthusiasten bilden.

Arzt. Nicht Enthusiasten, nur warme Verehrer; und auch diese wurden es nicht, durch einen blinden Schwärmerglauben an sie: sondern durch ruhiges, ganz vorurtheilfreies Nachdenken, und durch feste Ueberzeugung, die aus jenem Nachdenken entsprang.

Höfling. (nachlässig) Halten Sie **Gaubius** für einen großen Pathologen?

Arzt. Allerdings, gnädiger Herr. Ich nenne seinen Namen jedesmal mit Ehrerbietung.

Höfling. (höhnend) Mr. Gaub vous rend graces; mais pour ce compliment — (die Achseln zuckend) das wird er wohl verbitten müssen. Er war ein kleiner Patholog, so wie Ihr Haller nur ein mittelmäßiger Physiolog. Wie viele Krankheiten hat jener nicht einmal gekannt, oder doch nicht zu benennen gewußt; so z. B. die vielen neuern galanten Maladies, Modekrankheiten, Krankheiten pour personnes de qualité *), kurz, solche Unpäßlichkeiten, die jetzt häufiger, als unsre nouvelles du jour, und auch eben so mannichfaltig in ihren Arten sind.

Arzt. Er kannte sie nicht, weil sie seine Zeit noch nicht kannte, d. h. weil sie noch nicht existirten.

*) Ein Kapitel, das ich in meiner Ausgabe der veritable Politique vergebens gesucht habe. H.

Höfling. Grand Dieu, was wollten sie nicht! — die neuern maladies de mode noch nicht? Ha, ha, ha!

Arzt. Allerdings, noch nicht. Hätte sie Gaubius gekannt, so würde freilich sein klassisches Werk noch um vieles klassischer geworden seyn; und ich denke: unsre Arzneiwissenschaft wird es daher der Natur nie verzeihen können, daß sie Ew. Gnaden um 50 Jahre zu spät schuf.

Höfling. (gezwungenlächelnd) Passablement dit, Monsieur, & presqu' aussi *fixe* (mit einem Pirouet) si vous n'êtiés *allemand!* —

H. P. F. Hinze.

5.

Der Schäfertanz in Heidenheim.

Der Schäferjahrstag wird an dem gewöhnlichen Jahrmarkt ad D. Mathai den 21. Sept. alle Jahre in Heidenheim gehalten: es erscheinen hiebei alle Würtembergische und umliegende Schäfer, alt und jung, männlich- und weiblichen Geschlechtes, als an ihrem, ihnen besonders gewidmeten Feste, welches Se. Herzogl. Durchl. zu Würtemberg zu Beförderung der Schaafszucht, auch zu einiger Ergötzlichkeit dieser durch Winde und Regen zwei Drittheil des Jahres hindurch geplagten armen Volksklasse vor Jahren eingesetzt, und demselben besondre Satzungen, wie auch eine eigne Lade gnädigst ertheilt hat. Jeder Schäfer erlegt oder schickt jährlich 20 Kreuzer Auflage: an dem Jahrstage selbst, welcher vorhero bei Strafe jedem ordentlich angesagt und eingebothen wird,

zählt

zählt der Oberamtmann sie alle ab, und liest ihnen ihre Zunftartikel vor; dann gehen sie paarweise in weißen Zwilchröcken, rothen Westen und Schäferstäben über der Schulter, unter Vortragung einer eignen Zunftfahne und ihrer Lade, von ihrem Obmann begleitet, auf eine schöne, vor der Stadt gelegene Wiese.

Hier wird die Fahne als ein Ziel von 150 Schritten in die Erde gesteckt, und ein Wettrennen angestellt. Wer in dieser Laufbahn das Ziel zuerst erreicht, der bekommt einen mit Blumen gezierten Hammel, und dessen Frau, die Schäferin, ein holländisches Mieder oder seidnes Halstuch: sofort wird um die Fahne, die mit sehr vielen ledernen Schaafbeuteln umhangen ist, den Zunftgenossen öffentlich und unentgeldlich Musik gemacht und getanzt. Der sonst in der Stadt gewöhnliche Jahrmarkt wird an diesem Tage auf der nehmlichen Wiese gehalten, die Kramläden in einem Gassenspalier aufgestellt, und von sehr vielen fremden Käufern und Verkäufern besucht. Ein jeder hier einverleibter Schäfer hat hernach in dem Wirthshaus zum Lamm, als ihrer Herberge, etwa 15 Kreuzer zu verzehren, und also wird die Feierlichkeit dieses frohen und unschuldigen Tages, nach treuer Sitte arkadischer Schäfer, in lauter Munterkeit beschlossen.

Dasjenige **Kinderfest**, welches vorm Jahr den 22. dieses Monats zum unsterblichen Ruhme der Gebrüder Hrn. Walter in der Reichsstadt Pfullendorf, mittelst Stiftung 4000 Gulden Hauptguth begonnen hat, verdiente eine vorzügliche Erwähnung in diesem Magazin. Vermöge dieses Festes ist eine Lotterie errichtet, worin nicht gesetzt, sondern nur, ohne Entgeld herausgezogen wird, und zwar von dem abfallenden Jahrszinns 3 Loose, als 2 zu 50, und 1 zu 40 Gulden. Zu diesem Ziehen sind allein bürgerliche Knaben und Mädchen dieser Reichsstadt berechtiget,

die

die 15 Jahr alt, guten Rufes, und anbei nicht über 70 Gulden von Haus aus vermögend sind.

Wäre es nicht erwünscht, in jeder Reichsstadt unsers werthen Vaterlandes, in jeder andren Herrschaft desselben, ein solchen Institut für die mehr erwachsene, arme bürgerliche Jugend von 15 bis etwa 30 Jahren in dieser Masse zu versuchen; daß unter derselben wenigstens einige zu einem öffentlichen Geschenke vorberufen würden, welche das Zeugniß vor sich haben, ihren Eltern oder Meisterschaften vor andern ihres gleichen, anhaltend treue und nützliche Dienste geleistet, und anbei einen ehrbaren Lebenswandel geführt zu haben. Dadurch würde die Landesindustrie vieles gewinnen, der würdigere Arme ein Allmosen erhalten, zu noch thätigerm Fleiße bis zu seiner dereinstigen Versorgung aufgemuntert, und also das allgemeine Beste (wozu auch gute Dienstboten in jedem Staate gehören) unfehlbar befördert werden. Ich sehe wohl, daß die Hrn. Walter hier und da noch abgehen werden, aber was vermöchte nicht ein Klub edler Menschenfreude, erstlich eine Abrede unter sich zu nehmen, und sich zu einem jährlichen Beitrage zu diesem Institut (z. B. von 100 Gulden reinen jährlichen Revenüen 1 Gulden) freiwillig einzuverstehen, so forthin mehrere dergleichen gute Männer von allerlei Ständen, geist- und weltlichen anzuwerben, und sobald sich diese Gesellschaft einigermaßen verstärket haben würde, einen Edlen Magistrat nicht nur zur Bestätigung dieses Instituts, sondern auch zu noch fernern Beiträgen von reichen Spitälern, heiligen und andern milden Stiftungen ehrerbiethig anzugehen. Es ist Pflicht einer jeden Obrigkeit, das Böse zu strafen, warum soll es nicht eben auch eine, bisher zu unerkannte Pflicht seyn, das Gute zu belohnen? Würde es zu viel gewagt seyn, bei einem löblichen Stadtmagistrat zu diesem Ende die jährlichen Strafgelder nur so lange zu erbitten, bis die von der Gesellschaft zu sammelnden Beiträge

etwa

etwa ein Kapital von 2 bis 3000 Gulden ꝛc. ausmachen möchten: alsdann könnte das Institut ohne fernere Beiträge an Geld, von selbst bestehen, und die weitern Maaßregeln eigner Konvenienz nach, konsentirt werden, so, daß bis zu stärker belieben wollendem Anwachs des Kapitals anfänglich nur die Halbscheid des allfallenden Zinses zu den Schenkungen verwendet werden dürfte.

Die sichere Unterbringung und Administration dieser Gelder, so wie auch eine unpartheiische Vertheilung der Zinsen an verdiente arme Dienstboten beiderlei Geschlechts, hätte ein wohlweiser Magistrat mit Beiziehung einiger Männer dieser Gesellschaft, von Zeit zu Zeit zu besorgen.

Leute, die ihr reines Einkommen nicht gerne entdecken, könnten durch ihre Hrn. Pfarrer, Beichtväter u. d. gl. mittelst Versicherung, ihren Namen zu verschweigen, hiezu vermogt werden; es versteht sich, daß diese Herren zur Beförderung eines so christlichen Werkes vorzüglich verbunden zu seyn, sich erachten werden.

6.

Ueber Rang und Würden in der menschlichen Gesellschaft.

Verschiedne Personen, die beisammen waren, sprachen einst über Rang, und Würden in der menschlichen Gesellschaft.

Ein Mann von Geist, und von der Parthei des Volks, hatte schon lange gegen alle Arten von Ehrenstellen deklamirt, welche darauf abzielten, eine gewisse Klasse von Leuten, zu einer ganz abgesonderten Gattung Menschen von dem übri-

gen

gen Volke, zu erheben. Besonders waren Titel und blaue Bänder der Gegenstand seines Unwillens. Sie wären, wie er behauptete, eine zu gehäßige Pralerei mit Obergewalt, als daß sie bei irgend einer Nation sollten geduldet werden, die sich frei nenne. Viel wurde von der Materie des äußerlichen Scheins gesprochen, insofern er durch Gesetz oder Gewohnheit genehmigt wird. Die Mütze des Bischofs, der Stab des Marschalls, der lange rothe Rock des Lords, und die Perücke des Richters wurden blos als substituirende Zeichen angesehen, die da nöthig wären, wo ächte Reinigkeit der Sitten, wahrer Muth, angeborne Würde, und hinlängliche Einsicht fehlten, um das Ansehn derer vollkommen zu machen, denen man jene Zeichen beilege.

Es ward behauptet, die Regierung habe sich oft mit gutem Erfolge bestrebt, zu blenden, um in Sklaverei zu bringen, und es wurden Beispiele von unverdienten Vorzügen angeführt, womit gewisse Personen geprangt hätten, die, deren beraubt, weniger, als einer aus dem niedrigsten Pöbel, würden geschätzt worden seyn.

Der Mann gestand in der That, daß die Könige, diese Urheber aller politischen Ehre, bisher gar keine Gefälligkeit gegen ein Geschlecht bewiesen hätten, deren zärtlicheres Temperament es verzeihlicher mache, wenn sie auf dergleichen Dinge etwas hielten.

Er würde sich glücklich schätzen, wenn er zum Besten der Damen einen Orden einführen könnte, welcher der **hochansehnliche Orden der Schönheit** genannt werden müste.

Die Zahl der Ordensmitglieder sollte in Großbritannien auf fünftausend eingeschränkt, dieser Orden auf immer der Königin ertheilt, diese die **Ordensmeisterin**, und die übrigen **Ordensdamen** genannt werden.

Die

Die Installation sollte mit unendlich mehr Ceremonien verbunden, die Kleidungen viel prächtiger, und die Federbüsche viel größer seyn, als wie es bei den Gliedern des Hosenbandordens gewöhnlich wäre.

Das unterscheidende Kennzeichen dieses Ordens sollte ein künstlicher Blumenstraus seyn, den man auf der linken Brust trüge, und der aus Lilien und Rosen bestünde, als den schicklichen Sinnbildern der Geschlechtsfarbe, nebst einem Myrthenzweige, einem Zweige von einem der Venus geheiligtem Baume.

Anstatt der Schilder, die man in den Ordenssälen aufzuhängen pflegt, sollte man eine Gallerie bauen, in der man die Portraits der Mitglieder in Lebensgröße aufhienge. Ihre Bildnisse sollten von vier der vorzüglichsten Maler verfertigt, und der, dessen Gemälde den Preiß verdiente, den Titel eines **Ritters der Rosen und der Lilien** erhalten.

Wenn irgend jemand einen Brief an eine Dame von diesem Orten schriebe, so sollte die Titulatur jederzeit seyn: **An die höchst schöne Miß, oder Lady N. N.**

Er schien einige Zeit unentschlossen, ob die Mitglieder ihre Rechte verlieren sollte, wenn sie sich verheiratheten: aber endlich rieth er es aus mehrern Gründen an, daß sie sie beibehalten sollten.

So weit war der Mann in seinem Vortrage gekommen, als man ihm einwendete, die Königin könne kein Vergnügen daran finden, dieses Ehrenzeichen denen zu ertheilen, die es am meisten verdienten, wenn sie nicht (und das ließe sich nicht denken) selbst ihres Gemahls Aufmerksamkeit darauf richten wollte; so wie die Damen mit den Jahren älter würden, so würde der Titel einer Schöne sie lächerlich machen, und kurz, in Rücksicht auf die Vergänglichkeit der Schönheit, lasse sich kein dauernder Vorzug gründen.

Hier-

Hierüber lächelte der Redner, und gestand, es sey wahr, fragte aber zu gleicher Zeit, warum es ungereimter seyn sollte, eine Dame in den Tagen ihrer Häßlichkeit schön zu nennen, als einen Pair hochzuehrend zu tituliren, zu einer Zeit, da er jedermann ein Aergerniß sey.

Daß dies zuweilen der Fall sey, sagte er, läßt sich gar nicht bezweifeln, indem Titel zuweilen einem unwürdigen Sohn um den ungeheuern Reichthümern sind beigelegt worden, die sein Vater höchst ungerechter Weise erwarb; und es hat nicht leicht jemals einen schlechtern Kerl gegeben, als den erlauchten Grafen von A—

Die Gesellschaft wunderte sich ein wenig über die Sophisterei des Deklamators. Indessen ward doch von einem aus der Gesellschaft erwiedert, des Lord — s Titel sey ganz erdichtet, und man dürfte ihn nicht zum Nachtheil der Pairs anführen, indem er, genau zu reden, niemals zu ihnen gehört habe.

Der Deklamator fuhr in seiner Harangue fort. Es giebt, sagte er, gewisse Beinamen, die so oft vorkommen, daß man sie wenig achtet, und die man selten, oder niemals untersucht, eben weil die Gelegenheiten, sie zu untersuchen, sich nicht so häufig darbieten.

Von der Art ist das Wort Gentleman. Dies Wort ward in seinem ersten Ursprung, wie ich glaube, den freien Leuten beigelegt in Gegensatz der Vasallen, indem dieses die beiden Klassen waren, worin sich vordem die Nation theilte. Ein freier Mann war der, der ein Stück Land besaß, und daher ohne Handarbeit leben konnte; ein Vasall aber, der das Land zu Lehn hatte, und seinem Lehnsherrn die Bedürfnisse des Lebens zu liefern schuldig war. Die verschiednen Sitten, die aus ihren verschiednen Verhältnissen und Verbindungen entstanden, gaben, glaub' ich, Gelegenheit, daß man die einen, wohgesittete und artige (gentle) Leute

nannte,

sonst, und ist der schöne Thurm sein Werk
[illegible]

Ferner ist der Dombaumeister Arnold Winkelried
[illegible]
[illegible]
[illegible]

und die Natur, unerschöpflich, hervorragende Talente, Genies, hervorbringt, die, wie Sterne, ihre Bahn durch die Welt ziehen, ohne dass sie sich um die Meinung der Menge kümmern, ohne dass sie durch Lobeserhebungen berühmt, durch Tadel, und Verfolgungen unglücklich werden, ohne dass sie sich durch Lob und Tadel, Verfolgungen und Ehrungen, beirren oder bestechen lassen.

Das unbestechliche Urtheil der Nachwelt ist es, welches sagt, dass sie hier sind, und, wie gross ihr Einfluss auf die Menschheit gewesen ist, und wie sie, ihrer Zeit weit voraus, ihr Licht in die Finsterniss ihrer Zeit warfen. Sie haben es bereits gethan, und sie thun es noch, und werden es thun, so lange es Menschen gibt, und sind Wohlthäter der Menschheit. Niemand wird sich, in geschickter Weise, mit ihnen vergleichen können, und wer es thut, ist ein Thor, und wer sich für sie hält, ist ein Narr. Und nun, Narr, bist du gewiss Gottes Geschöpf, und hast, wie jedes Geschöpf, deine Bestimmung, und diese ist, wie die Bestimmung jedes Geschöpfes, eine Bestimmung Gottes, und du, du, und du allein, kannst sie erfüllen, und du allein kannst sie nicht erfüllen, wenn du sie nicht kennst. Kennst du sie nicht, so bist du Niemand, du gehst und gehörst keinem andern an, als dem Nichts, aus dem du gekommen bist, und in welches du wieder zurückkehrst.

Ob also ein Genie geboren, ob sich eins entwickelt, und ob es fortwirken wird, ist nicht Sache des Menschen. Es ist eine Gabe von Gott, und Gott allein weiss, wann er sie gibt, und wann er sie nimmt. Ob sie aber geboren, entwickelt, fortwirken, ist Sache des Menschen, und dieser allein. Jeder Mensch, ohne Ausnahme, ist ein Genie, ist es, und wird es sein, wenn er sich nicht selbst dazu unfähig macht, wenn er sich nicht selbst dazu unfähig macht, wenn er sich nicht selbst dazu unfähig macht

Bei der letztern Benennung ist das wahre Wesentliche, oder, wie die Logiker sagen würden, das quartum proprio modo ein wirkliches, oder wenigstens scheinbares Recht auf die Ererbung eines gewissen Wappens von einer größern, oder kleinern Anzahl von Ahnherren, und zwar so, daß sich das Geschlecht von mechanischen und unanständigen Beschäftigungen unbefleckt erhalten hat.

Wenn dem nun also ist, so ist leicht zu bemerken, daß, so wesentlich auch der Unterschied seyn mag, der aus der Eintheilung entspringt, es doch für einen Gentleman de jure nicht ganz unmöglich sey, sich gewissermaßen zu einem Gentleman de facto zu machen. Die Erlegung einer gewissen Summe Geldes wird ihm ein Wappen, und so viel Ahnen verschaffen, als er nur will. Auf der andern Seite kann der Gentleman de facto auch ein Gentleman de jure werden, durch die Erwerbung gewisser Tugenden, die doch selten für alle Menschen von dieser Klasse ganz unerreichbar sind. Doch letzteres, ich gestehe es, macht mehr Mühe; wenigstens kann man täglich eine Menge Menschen erblicken, die sich Reichthümer genug erwerben, um einen Adelbrief kaufen zu können, aber sehr wenige, die solche Tugenden besitzen, welche die menschliche Natur veredeln, und einen Gentleman, in dem würdigsten Sinne dieses Wortes, ausmachen.

IV.
Naturgeschichte.

Ueber Nachtigallen.

Für einen Louisd'or bekömmt man zu Paris eine Nachtigall, die so lange singt, als die Singzeit dauert, nämlich, sechs bis sieben Monate; denn diese Verkündigerin des Frühlings verstummt zu Ende der schönsten Zeit im Jahre, und schweigt während der Sommerhitze. Wenn sie krank und stumm ist, so giebt der Verleiher eine andre, die sich wohl befindet und singt; auch ist er der Arzt des lieben singenden Vogels. Freiheit und Gesundheit sind unzertrennlich; die Nachtigall im Käficht kränkelt mehr, als die in freier Luft.

Ich werde mir nie den Vorwurf machen dürfen, einen Vogel eingekerkert zu haben: und ich sag' es laut, wo ich in einem Hause einen Vogel im Bauer finde, den lasse ich heimlich frei. Seine Gebieterin mag immer darüber winseln: freut sich doch der Vogel seiner Flügel wieder! Blos bei den Zugvögeln mache ich eine Ausnahme, wenn ihre Familie ein andres Klima aufgesucht hat; ich würde sie sonst einem unfehlbaren Tode aussetzen. Nach eben dem Grundsatze vergreife ich mich auch nicht an den Kanarienvögeln; es sind einmal eine Art weiße Negern, zur Sklaverei bestimmt. Jenes herrliche Gesetz, das jedem Sklaven, der den französischen Boden betritt, die Freiheit schenkt, wäre Grausamkeit gegen sie. Eben so verhält es

sich mit den Papageien: für alle diese Bewohner heißer Erdstriche scheint die Freiheit nicht gemacht zu seyn. Und die Kalekuthähne, sind sie nicht ganz zur Sklaverei erschaffen? ein Kind, das nicht eine gemeine Henne führen könnte, treibt sie heerdenweise vor sich her.

Unsre Naturforscher belehren uns nicht, was aus der Nachtigall, aus der Grasmücke, und aus andern Zugvögeln wird, wenn sie der Mangel an passender Nahrung nöthigt, sie anderswo aufzusuchen.

V.

Biographie.

Diderots Andenken geweiht.

O Diderot! wie mancher Tag ist schon verflossen, seitdem dein Genius erlosch, und die Nacht des Grabes deine Asche bedeckt! Aber von so vielen Freunden, für die du im Stillen der Nacht thätig warst, denen du die Fülle deines Talents, und den Reichthum deiner Einbildungskraft widmetest, von allen denen hat noch keiner daran gedacht, dir ein Denkmal zu errichten, das der Erkenntlichkeit würdig wäre, die dir die Freundschaft, deine Zeitgenossen und die Nachkommen schuldig sind.

Und doch suche ich noch den Gelehrten, der es mehr, als Diderot, verdient hätte, sein Andenken den Nachkommen überliefert zu sehn! Wahr ist es, er machte keine

Entdeckung, wodurch der Umfang unsrer Kenntnisse erweitert worden wäre; ja, er hat vielleicht nicht einmal ein Werk hinterlassen, welches allein ihm Anspruch auf eine Stelle unter unsern Rednern, Philosophen oder Dichtern geben könnte. Allein ich berufe mich auf jedem, der fähig war, seinen Werth zu bestimmen, und glücklich genug, ihn näher zu kennen, ob er deswegen weniger zu den ausserordentlichen Phänomenen von Hochkraft des Geistes und Genies gehört habe.

Giebt es irgend Menschen, von welchen man zum Ruhme des menschlichen Verstandes, ein treues Andenken suchen muß, so sind es solche, die gegründete Rechte auf die öffentliche Achtung und Bewundrung hatten, die aber durch besondre Umstände, durch ein eignes widriges Verhängniß zurückgehalten wurden, daß sie niemals die Stärke und den Umfang ihrer Geisteskraft ganz zeigen konnten. Welche Lobrede auf Virgil könnte die Vorstellung, die uns seine Aeneide von ihm giebt, noch erhöhen? oder welche Lobrede die Vorstellung von Racine nach seiner Phädra oder Athalia? Aber wie mancher Weise, den seine Zeitgenossen und Jahrhunderte nach ihm eben so schätzten, wäre uns unbekannt geblieben, hätte sich nicht sein Andenken durch gleichzeitige Beweise von Achtung erhalten?

Keine Lobrede auf dich, mein Diderot, will ich wagen! Kaum schmeichle ich mir mit so viel Talent, um einige Blumen zum Schmuck deiner Urne zu sammeln. Aber ich hatte doch auch das Glück, mich öfters der bescheidnen Freistädte zu nahen, wo du die Wahrheit suchtest; aber ich habe doch auch öfters an den kostbaren Geschenken Antheil genommen, die dein Genius mit einer so gefälligen, großmüthigen Selbstverleugnung, mit einer so sanften, anziehenden Wärme um dich her austheilte. Nicht in leeren Lobeserhebungen soll mein Dank verhallen: sondern ich will wenigstens einen Versuch machen, ob ich dasjenige wieder

aus-

ausdrücken kann, was ich gesehn und empfunden habe. Wer von deinen Freunden diese schwache Skizze sieht, wird doch vielleicht einige Züge von deinem Bilde wieder erkennen.

Suchte ein Künstler das Ideal zu einem Aristoteles oder Plato, so fänd' er schwerlich einen Kopf von einem Neuern, der seines Studiums würdiger wäre, als der Kopf Diderots. Seine breite, offne, sanftgewölbte Stirne trug ganz das ehrwürdige Gepräge des weitumfassenden, lichtvollen, fruchtbaren Geistes. Das Ganze des Profils hatte einen eigenthümlichen Karakter von männlicher, würdevoller Schönheit. In den Umriß des obern Augenliedes schwebte Zartheit: gewöhnlich war der Ausdruck seiner Augen gefühlvoll und sanft; wurde ihm aber der Kopf warm, so verwandelte sich jener Ausdruck in Feuer. Sein Mund war ein interessantes Gemisch von Freiheit, Anmuth und Gutherzigkeit. So sehr er sich im Aeußerlichen gewöhnlich zu vernachlässigen pflegte, so hatte er doch in der Art, den Kopf zu tragen, besonders wenn er mit Lebhaftigkeit sprach, viel Ernst, Bedeutung und Würde. Begeisterung schien seiner Stimme, seiner Seele, allen seinen Zügen natürlich geworden zu seyn. Im ruhigen, kaltblütigen Zustande konnte man leicht etwas Gezwungenes, Steifes, Schüchternes, ja sogar etwas Affektirtes an ihm finden: er war nicht eher Diderot, nicht eher Er selbst, als wenn ihm sein Gedankenspiel aus sich selbst herausgehoben hatte.

Will man sich einen Begriff von dem weitem Fassungsvermögen und der Fruchtbarkeit seines Geistes machen, so werfe man nur einen flüchtigen Blick, ich will nicht sagen, auf alles, was er geschrieben hat, sondern nur auf die Schriften von ihm, die das Publikum kennt. Eben der Mann, der sich zuerst den Entwurf zu dem schönsten Denkmal dachte, das irgend ein Jahrhundert zum Ruhm und Unterricht des menschlichen Geschlechts aufgerichtet hat, eben

weit Thun. In dem Fall muß sich nothen, daß
Sie sich nicht mehr Mühe geben, als Sie wollen,
und man Ihnen Ursach gibt, Ihre Gedanken
anders zu machen. Wollen, sie aber nicht
anders machen, so muß man sie ihnen lassen.
Wenn Sie nun Ihre Gedanken nicht ändern
wollen, so müssen Sie sich auch nicht mehr
Mühe geben, als Sie wollen. Ich will Ihnen
ein Exempel geben. Ich habe einen Bedienten,
der ist ein Lutheraner, und ich bin ein Katholik.
Nun ist es gewiß, daß er in seiner Religion
eben so gründlich ist, als ich in der meinigen.
Wenn er mir nun sagt, daß er mich nicht
bekehren will, so ist es mir gleichviel, ob er
sich Mühe gibt, mich zu bekehren, oder nicht.
Ich will ihn nicht bekehren, und er will mich
bekehren, und ich will, daß er sich Mühe geben
soll, und er will sich keine Mühe geben. Ich
will, daß er sich Mühe geben soll, weil ich
glaube, daß er mich nicht bekehren kann, und
er will sich keine Mühe geben, weil er glaubt,
daß er mich bekehren kann. Wenn er sich
Mühe gibt, mich zu bekehren, so bekehrt er mich
nicht, und wenn er sich keine Mühe gibt, mich
zu bekehren, so bekehrt er mich auch nicht.
Also ist es mir gleichviel, ob er sich Mühe gibt,
oder nicht.

Jahr in Lübeck. Verschiedene seiner Predigten sind mit
Vorreden von Spener und Francke gedruckt worden.
Seine Gedichte sind zerstreut, einige auch in Gesangbüchern enthalten. Sie zeichnen sich durch Innigkeit
und Salbung aus, aber auch durch Weitschweifigkeit
und Breite.

Ein Gedicht, welches seine Lage ausdrückt, ist folgendes:

Ich bin ein Gast auf Erden,
Und hab hier keine Stadt,
Drum will ich reisen werden,
Wo mein Vaterland mich hat.
Da reis ich hin mit Freuden,
Da wird mir wohl gescheh'n,
Da werd ich ewig weiden
Vor meines Gottes Höh'n.

Da werd ich Gott anschauen
Von Angesicht zu Angesicht,
Da werd ich auf ihn bauen,
Da fürcht ich Sünde nicht,
Da werd ich recht erkennen,
Was mir hier unbekannt,
Da werd ich Gott mich gönnen
Als meinen Vater stets genannt.

Da werd ich ewig singen
Das hohe Siegeslied,
Da wird mir Alles dienen,
Was mir hier widerstritt,
Da werd ich Ruhe haben
Vor Jammer, Angst und Noth,
Da werd ich Gott begraben
Recht in mein Herz hinein,
Da werd ich satt und trunken
Von seiner Lieb und Huld,
Da muß mir Alles sinken
Was hier mein Geist verschuld.

Da werd ich Jesum küssen
Als meinen Bräutigam,
Da muß mein Herze wissen
Von keinem Jammer kam.
Da werd ich Jesum lieben
Recht als mein Seelenlust,
Da werd ich ihn umfangen
Mit aller meiner Brust.

Da werd ich Jesum loben
Recht als mein Bräutigam,
Da werd ich ihn erheben
Recht als mein Seelenlust,
Da werd ich ihn umfangen
Mit aller meiner Brust.

Ehe ist die Einwilligung beider Verlobten nötig. Sie wird in der Regel durch Ja-Sagen vor dem Altar gegeben. Der Priester fragt den Bräutigam: „N. N., willst du diese Frau, die du hier vor dir siehst, zu deiner Ehefrau nehmen nach dem Gebote unserer heiligen Mutter, der katholischen Kirche, sie lieben, ehren und ihr die Treue halten in guten und bösen Tagen, bis der Tod euch scheidet?“ Der Bräutigam antwortet: „Ja.“

Der Priester wird die Brautleute, so sind sie nunmehr geworden, ermahnen, daß sie sich ihrer Pflichten gegeneinander bewußt seien und sie treu erfüllen. Dann wird er sie in die Gemeinde unter Gebeten segnen. Dieses soll in der Regel vor dem Altar geschehen. Der Priester spricht zuerst über den Bräutigam: „Herr, unser Gott, segne diesen deinen Diener N. N., der seine Braut N. N. in deinem Namen heimführt, und gieße deine Gnade über ihn aus, wie du sie ausgegossen hast über Isaak und Rebekka, daß er sie liebe und ehre in Gesundheit und Krankheit und allen Widerwärtigkeiten dieses Lebens.“ Dann betet er über die Braut: „Herr, unser Gott, segne diese deine Dienerin N. N., die ihren Gemahl N. N. heimführt, daß sie ihn liebe und ehre, wie die heilige Rebekka ihren Gemahl Isaak geliebt und geehrt hat.“ Hierauf segnet der Priester beide: „Der Gott Abrahams, der Gott Isaaks, der Gott Jakobs sei mit euch, daß er seine Fülle des Segens über euch ausgieße.“ Dann folgt noch ein Gebet, das der Priester über beide spricht, und die Trauung ist vollzogen.

Wenn sie in der Kirche stattfindet, so ist es Brauch, daß die Trauungsakt eine Brautmesse, so sie nicht ausgeschlossen ist, folgt. Diese Messe ist eine Votivmesse, die mit dem Gebete: „Gedenke, o Herr, deiner Diener N. N. und N. N., die du durch das Band der Ehe verbunden hast, sie zu bewahren, daß sie

Anmuth, die in seiner Unterhaltung herrschte, so möchte ich wohl seine Seele mit der Natur vergleichen, wie er selbst sie sich dachte, reich, fruchtbar, mit einem Ueberfluß an Keimen jeder Art, sanft und mild, simpel und majestätisch, gut und erhaben, aber ohne irgend ein herrschendes Grundwesen, ohne Herrn und ohne Gott.

Ich mag mich hier nicht gegen die Philosophie meines Jahrhunderts erheben: der Aberglaube hat dem menschlichen Geschlechte so viel Schaden zugefügt, daß man gewiß Ursache hat, der Vernunft zu danken, daß sie endlich einmal sein Joch abwarf. Allein, soll denn alles, auch das Unglück, gar nichts zu glauben, zu gut gehalten werden, so wird man dennoch einräumen müssen, daß es für Diderots Ruf, ja, vielleicht zur Ehre seines Jahrhunders, zu wünschen gewesen wäre, er hätte das Daseyn eines Gottes, entweder gar nicht geleugnet, oder doch nicht so eifrig geleugnet. Die Fehde, die er der Religion so hartnäckig angekündigt hatte, nahm die kostbarsten Stunden seines Lebens hinweg, zog ihn von seinen Beschäftigungen mit den Künsten und Wissenschaften ab, und machte, daß er vorzüglich eben das Talent vernachläßigte, das ihm den meisten Ruhm zu versichern schien. Er hatte sich zum Philosophen gebildet; die Natur hingegen hatte ihn zum Redner oder Dichter bestimmt: wer weiß sogar, ob sie nicht in andern Zeiten, unter andern Umständen noch leichter einen Kirchenvater aus ihm gemacht haben würde? Luthers oder Kalvins Fußstapfen zu betreten, wär' er wohl fähig gewesen, wenn er gleichförmiger zu handeln gewußt, oder wenn er nicht fast eben so viel Schwäche in seinem Karakter, als Stärke und Festigkeit im Denken gehabt hätte.

Jede Tugend, jede schätzbare Eigenschaft, die keine ganz genaue Gedankenfolge, keine große Beharrlichkeit der Empfindungen erfordert, war bei Diderot natürlich. Sich selbst zu vergessen, war ihm eben so zur Gewohnheit ge-

worden, wie die meisten Menschen nur an sich selbst zu denken pflegen. Andern nützlich zu werden, war ihm Freude, so wie man sich an ein gesundes, und angenehmes Spiel gewöhnt. Alle Kunst, allen Scharfsinn, den man sonst aufbietet, sein Glück zu gründen, wendete Diderot an, um den ersten besten Unbekannten Gefälligkeit zu erzeigen: ja, zuweilen überschritt er sogar das eigentliche Maaß. Eine gut angelegte Intrigue, die er zu einem solchen Entzwecke für nöthig hielt, vermehrte sein Vergnügen, das er empfand, wenn er etwas für andere that. Für sich selbst, war er schüchtern und ungeschickt; für Andere fast niemals. Ist er gut? ist er böse? diesen Titel gab er einem kleinen Schauspiel, indem er sich selbst schildern wollte. Er hatte auch in der That mehr Sanftheit als wirkliche Herzensgüte; zuweilen das Trotzen und das Tückische eines Kindes; besonders aber eine unerschöpfliche Anlage von Gutmüthigkeit. (bonhommie.)

Mit der größten Unbefangenheit von der Welt, fühlt' er sich zur Liebe seiner Nebenmenschen hingezogen, bis er starke Gründe, sie zu verachten oder zu hassen, bekam: und auch dann, wenn er nur zu gerechte Ursachen über sie zu klagen hatte, pflegte er sehr leicht die Beleidigung zu vergessen. Auch konnte das nicht wohl anders kommen; denn so oft er im vollen Ernste glaubt, sie nicht vergessen zu dürfen, hatt' er es sich zum Gesetze gemacht, es in einer eignen dazu bestimmten Schreibtafel aufzuzeichnen. Allein diese Schreibtafel lag in einem Winkel seines Pultes versteckt, und selten kam ihn die Lust an, dieses sonderbare geheime Verzeichniß nachzuschlagen. Nur einmal sah ich es ihm hervorziehen, als er mir erzählte, wie unbillig der unglückliche Jean-Jacques gegen ihn verfahren wäre.

Diderot unterhielt sich weit weniger mit den Menschen als mit seinen eignen Ideen. So leidenschaftlich er den Materialismus vertheidigte, so kann man dennoch behaupten,

pten, daß er demohngeachtet, in Rücksicht auf die Art seines Daseyns und Empfindens, ein erklärter Idealist war; sein Karakter und seine Einbildungskraft machten ihn dazu, wider seinen Willen, durch ihren unwiderstehlichen Einfluß. Der größte Reiz, den sein gewöhnlicher Umgangszirkel für ihn hatte, bestand darin, daß er ihm den einzigen Schauplatz darbot, wo sein Genie sich seiner natürlichen Lebhaftigkeit überlassen, sich ganz, wie es war, zeigen konnte. Als das Alter diese Hitze abgekühlt hatte, schien ihm der Umgang ziemlich gleichgültig zu werden: zuweilen sogar machte er ihn eher verdrüßlich als heiter, und er suchte gern seine Einsamkeit wieder. Seine Bücher, die Katharina II. zum Vorwande ihrer Wohlthaten nahm, und deren Genuß sie ihm so huldreich und gütig zugesichert hatte; ich sage, seine Bücher, zuweilen ein einsamer Spaziergang, ein ganz vertrautes Gespräch, besonders mit seiner Tochter, wurden nunmehr seine liebste Erholungen. Diese so zärtlich geliebte und dessen so würdige Tochter, blieb ihm bis zum letzten Augenblicke der Trost und die Freude seines Lebens. Sie half ihm auch die lange anhaltenden Schmerzen und die öden Stunden seiner Krankheit mit immer gleicher Gelassenheit ertragen; eine Krankheit, deren Ziel er lange ohne Furcht und ohne Schwäche entgegen sah.

Anmerkungen.

Herr Dionysius Diderot ist zu Langres in Champagne, im Oktober 1718 geboren. Sein Vater war ein Messerschmied, und stolz auf sein Handwerk, das seine Vorfahren seit zweihundert Jahren mit gewissenhafter Redlichkeit getrieben hatten. Dabei empfahl er sich durch Festigkeit des Karakters, richtigen Verstand, und Geschicklichkeit in seinem Gewerbe. Er hatte Lanzetten von besondrer Gestalt erfunden.

Als

Als der junge Diderot, nach Vollendung seiner Studien, sich zu keiner Lebensart entschließen wollte, zog ihm der Vater sein Jahrgeld ein. Er muste daher, um fortzukommen, Unterricht geben: Mathematik war es, was er dazu wählte. Hatten nun seine Schüler Fähigkeiten, so widmete er ihnen den ganzen Tag; waren es Dummköpfe, so gieng er nicht wieder hin. Er machte auch Predigten. Ein Missionair bestellte deren sechs bei ihm für gewisse Kolonien, und bezahlt ihm das Stück mit funfzig Laubthalern: Diderot nannte das seinen besten Handel.

Im Jahr 1741 heirathete er Mademoiselle Champion, deren Mutter, die einzige Tochter eines in Kriegsdiensten verarmten Edelmanns aus Maine, einen Etaminfabrikanten aus ihrer Provinz, aus Neigung geheirathet hatte. Als dieser Fabrikant durch falsche Spekulationen um sein ganzes Vermögen gekommen war, hatte sich die Wittwe mit einer guten Freundin zu einem Handel mit Spitzen und Leinwand associirt. Daher entstand seine Bekanntschaft mit der Tochter; und es scheint, Diderot sey dadurch auf die Idee von Saint Albin im Hausvater gekommen. (Aus einer Handschrift der Frau v. V.)

— **nun auf die Schriften von ihm, die das Publikum kennt.** Ich übergieng oben seine ersten Versuche, seine Uebersetzung von Schaftesbury's **Abhandlung über Verdienst und Tugend**, und Stanyan's **Griechischer Geschichte**, sein dictionnaire de médecine u. s. w. Hier soll auch nur ein Theil der Werke angegeben werden, die er im Manuscript hinterlassen hat. Sein Jacques le Fataliste und seine Réligieuse sind Romane, wovon jener eine große Mannichfaltigkeit von Zügen und Ideen in einer zugleich simpeln, neuen und originellen Gestalt enthält. Der andere aber ist ein großes Gemälde, voll Leidenschaft und Seele, und vom reinsten Kolorit; ein Gemälde, dessen moralischer Zweck destomehr überrascht, je

geschick-

geschickter ihn der Verfasser zu verbergen wußte; die erschütterndste Kritik der Unordnungen des Mönchslebens, worauf jedes Wort im Buche unmittelbar zu zielen scheint. Sein Supplement au Voyage de M. de Bougainville, seine Entretiens sur l'origine des êtres, mehrere andere Dialogen über verschiedene Gegenstände aus der Moral und Metaphisik, beweisen seine Geschicklichkeit, die tiefsinnigsten Untersuchungen durch den ganzen Reiz der lebhaftesten und glänzendsten Einbildungskraft aufzuheitern. Die Rede des Anführers der Otaheiten in dem angeführten Supplément &c. ist eines der schönsten Stücke von Beredsamkeit, die es in irgend einer Sprache geben mag. Der Plan einer neuen Universität, den die Russische Kaiserin von ihm verlangt hatte, und seine Betrachtungen über das neueste Werk von Helvetius, sind vielleicht diejenigen Schriften, in die er die beste Methode und die stärksten Gründe gebracht haben mag: das erste vorzüglich enthält so viel Kenntnisse und Gelehrsamkeit, daß man darüber erstaunt. Seine Sallons oder Kritiken über verschiedne Gemäldeausstellungen im Louvre, werden wohl die meisten unsrer Künstler nicht befriedigen: aber wer sprach auch je von den Künsten und vom ächten Talente mit einem sanftern Gefühle, oder mit erhabnerm Enthusiasmus? Freilich hat sich manches Urtheil eingeschlichen, das blos von einer vorher eingenommenen oder überschwemmten Einbildungskraft herrühren konnte: aber dafür findet man auch manche richtige, feine und tiefgedachte Bemerkung.

— mit einer außerordentlichern und fruchtbarern Leichtigkeit ꝛc. Die beredte Apologie für den Abbe de Prades, eine der besten polemischen Schriften dieses Jahrhunderts, war das Werk von wenig Tagen; das erhabne Eloge auf Richardson schrieb er an einem Morgen; zu den Bijoux indiscrets brauchte er kaum vierzehn Tage.

— nun

— nun die Zeit .... zu erwerben — Nichts von den Verfolgungen, die er auszustehen hatte! Es ist höchst wahrscheinlich, daß ihn die Frau D** von St. M. durch ihren Einfluß auf den Herrn von Argenson im Jahr 1749 im Schlosse zu Vincennes einsperren lassen, um sich wegen verschiedner unbedachtsamer Reden, die dem Philosophen in Absicht auf sie entfallen waren, zu rächen. Man gab ihm Schuld, er hätte in einer satyrischen Erzählung den König, seine Geliebte, und die Minister lächerlich gemacht. Wahr ist es freilich, daß er in einem ziemlich artigen Mährchen, die weiße Taube, daß er verschiednemale vorgelesen hatte, verschiedne boshafte Anspielungen auf die damaligen Hofintriguen durchscheinen ließ. Seine Einsperrungen dauerte gegen fünf Monate. Acht und zwanzig Tage saß er im Thurme; allein nachher ward er ins Schloß gebracht, und erhielt, gegen sein Ehrenwort, die Erlaubniß, im Park spazieren zu gehen, und seine Frau und Freunde zu sich kommen zu lassen. Der Marquis von Chatelet, Gouverneur von Vincennes, zeigte sich sehr gütig gegen ihn, und that alles, um ihm diesen Aufenthalt so leidlich als möglich zu machen.

Als die Encyklopädie zum zweitenmale konfiscirt werden sollte, gab ihm Herr von .... einen Wink, daß er Tags darauf seine Hefte würde wegnehmen lassen. — Das ist mir sehr ärgerlich, sagte Diderot: ich werde nie so viel Zeit haben, daß ich meine Manuscripte ausräumen könnte; auch ist es eben nicht leicht, in Zeit, von 24 Stunden Leute zu finden, die sie zu sich nähmen, und wo sie sicher aufgehoben wären. — So schicken Sie alles zu mir, erwiederte Herr von ...; da sucht sie niemand. Diderot schickte auch wirklich die Hälfte seiner Sammlungen zu eben dem Manne, der sie, vermöge seines Amtes, wegzunehmen befehlen muste.“

Seine

Seine Bücher ... Wohlthaten nahm — Es war, wo ich nicht irre, im Jahr 1765, daß Diderot sich entschloß, seine Bibliothek loszuschlagen, um seine Tochter auszusteuern, oder auch um sich wenigstens in Absicht auf ihr mögliches Schicksal nach ihrem Tode zu beruhigen. Die Kaiserin von Rußland, der die Bibliothek durch den Fürsten Gallitzin und den Herrn Baron von Grimm angeboten wurde, kaufte sie für 15000 Francs; ließ sie aber dem Besitzer, mit einem Jahrgehalt von 1000 Livres, als ihrem Bibliothekar. Allein diese Pension wurde, vorsätzlich vergessen, und zwei Jahre gar nicht ausgezahlt. Als ihn der Fürst Gallitzin fragte, ob er sie richtig erhalten, gab Diderot zur Antwort: er denke nicht daran; er schätze sich glücklich genug, daß J. K. M. seinen Kram habe kaufen, ihm aber das Werkzeug lassen wollen. Der Fürst versicherte ihn dagegen, das sey gar nicht die Willensmeinung seiner Souveraine. Und wirklich schrieb ihm die Kaiserin nach einiger Zeit: um ihn künftig gegen solche Vergessenheiten sicher zu stellen, sende sie ihm hierbei seinen Jahrgehalt auf funfzig Jahre zum voraus; und er bekam 50000 Francs. Gleich nach dem Empfang derselben, entschloß er sich, nach Rußland zu reisen, und die Versicherung seines ehrfurchtsvollen Danks selbst zu Katharinens Füßen zu legen. Während seines Aufenthaltes zu Petersburg genoß er die Ehre, die Kaiserin fast täglich zu sehen und zu hören: er sprach von ihr nie anders, als mit dem Enthusiasmus der Bewunderung. Allein so sehr ihn auch J. M. mit Gütigkeiten überhäufte, so war er doch so wenig für das Hofleben gemacht, daß ihm freilich manche Unschicklichkeit entfahren muste. Zudem litt seine Gesundheit auf das Aeußerste durch die Kälte und Feuchtigkeit in der Nachbarschaft des Newastroms. Die Kaiserin fragte ihn, was ihn glücklich machen könnte? er bat sie um eine Kleinigkeit, die Sie getragen hätte, und um einen Begleiter zurück in sein Vaterland. Die Kaiser-

ein beschenkte ihn mit einem geschnittnen Stein in einem Ringe: es war ihr Porträt; und für ihn eine Kostbarkeit über alle Schätze des Erdbodens. Sie bezahlte ihm die Reisekosten, und gab einem sehr wackern Manne den Auftrag, ihn wieder nach dem Haag zu bringen.

Diderot hatte dreißig Jahre nach einander im vierten Stocke gewohnt; seine Bibliothek stand im fünften. Sein Arzt hatte ihm mehr als einmal angekündigt, daß er des Todes seyn müste, wenn er so fortführe, immer die Treppen zu steigen. Als es die Russische Kaiserin von dem Herrn von Grimm erfuhr, ließ sie ihm eine recht schöne Wohnung im Erdstocke, in der Rue de Richelieu, miethen. Er kam vom Land herein, um sie zu beziehen; es war ein Fest für ihn; aber er genoß die Freude nicht länger, als zwölf Tage. (Aus einer Handschrift der Frau von W**.)

Er starb am 30. Jul. 1784 an der Brustwassersucht; und wie die Aerzte vorher gesagt hatten, ganz unvermuthet, nachdem er mit besserm Appetit, als verschiedne Tage zuvor, zu Mittag gegessen hatte, den Ellbogen noch auf den Tisch gestützt, und im Begriff, ein Compot von Obst zu verzehren.

Bei der Sektion, die er selbst mehr als einmal verordnet hatte, fand man den Kopf so gut erhalten, wie an einem jungen Menschen von zwanzig Jahren; die eine Lunge voll Wasser, und das Herz um zwei Drittheile größer als gewöhnlich. Die ganz ausgetrocknete Gallenblase enthielt ein und zwanzig Steine, den kleinsten von der Größe einer Haselnuß.

Im Jahr 1780 schrieb der Rath zu Langres, nach einer allgemeinen Berathschlagung, an Diderot, und bat ihn um sein Porträt gegen baare Bezahlung; nur möcht' er dem Künstler Muße genug zur Ausführung lassen. Diderot antwortete seinen Landsleuten wie es sich gebührte, und schickte ihnen seine Büste von Houdon's Hand. Diese Bü-

ste

ste steht jetzt auf dem Rathhause zu Langres, auf einem Schranke, der die Encyklopädie und Diderots übrige Schriften enthält. (Aus ebenderselben Handschrift.)

VI.

Anekdoten.

Vom Pariser Theaterwesen: von Mercier.

Kaffeehaus, rue des boucheris, zu Paris.

Auf diesem kleinen Kaffehause trägt sich in den beiden Osterwochen eine eigne lustige Scene zu. Die Direktoren von allen Provinzialtheatern versammeln sich hier, gleichsam wie auf einem öffentlichen Markte, um ihre Truppen zu besetzen; und alle die Herren und Damen, welche mit majestätischem Schritte auf der Bühne einherstolziren, strömen hier ebenfalls Heerdenweise zusammen, um sich zu vermiethen, oder zu engagiren. Da erhandelt man eine schwindsüchtige Königin; eine liebäugelnde Amorosa, einen rührenden Alten, der sich selbst dafür ausgiebt, weil er eine platte Stirne, hohle Stimme und zitternde Hand hat; einen unverschämten Bedienten, dessen Gesicht ganz seinem Rollenfache entspricht; den demüthigen Vertrauten, der fast immer eben so schlecht, als im Stücke entbehrlich ist; einen Petitmäter, der zusammenschrumpft u. s. w. Am theuersten sind die Ariettentrillerinnen. Gemeiniglich sind

sie jünger, schöner geputzt, und zwar mit zahlreichern Anbetern umringt, doch minder ausschweifend. Es ist ein verworrnes Gemisch von Schauspielern und Schauspielerinnen, die an Ueppigkeit wetteifern, die sich immer eins über das andre erhaben dünken, die auch einander wirklich im abscheulichschlechten Spiele übertreffen. Allein die Mittelmäßigkeit spricht hier aus einem wichtigen Tone, brüstet sich mit dem ganzen Dummstolze des Pfauen, und plappert allen hier versammelten Zugvögeln vor, wie verschwenderisch sie an den Gränzen des Königreichs Beifall eingeerndtet habe, oft in Ländern, wo man kein Wort Französisch versteht. Eine Kaiserin wird für 140 Livres monatlich angeworben; der Vertraute aber jammert, daß er nur 75 bekommt, und noch überdies soufliren muß. Kurz, hier drängt sich haufenweise alles zusammen, was auf den vielen Winkelbühnen des Königreichs, Sprache, Stücke, guten Ton, gesunden Menschenverstand, radbrechen soll, und doch ein unbändiges Beklatschen zu erwarten hat. Die Wiedererkennungen von Freunden, die sich mit eben so falschem Entzücken umarmen, wie sie es auf ihren Brettern zu thun gewohnt sind; die Erbitterung von Feinden, die eben so wahr ist, als ihre Scheelsucht; die jungen Springinsfeld, voll Stolz auf ihre Figur, nach der die alten klapperdürren Aktricen hinschielen; die mühsam unterdrückten Verwünschungen gegen den Direktor, der so schlecht, und gegen das Publikum, das durch Ausziſchen so pünktlich bezahlt: alles das giebt ein Schauspiel von mehr Neuheit, Mannichfaltigkeit und Laune, als alle die, welche sie aufführen können. Mancher trägt noch einen Ueberrest von Theaterkleidung, der gegen die vielmals besohlten Schuhe und Strümpfe nicht wenig absticht. Das Kleid ist prächtig, die Hose geflickt. Früge man ihn, wohin er wolle? so könnte er, wie Aesop, antworten: das weiß ich nicht! Die Direktoren wandern umher, und handeln um Schauspieler

heißt auf beiden Seitenflächen Wache, sie stand also in der Mitte zwischen beiden. Die Wache hatte eine Schildwache vor sich, und diese stand wieder vor einer Schildwache des Feindes, welches gegenseitig so dicht sind, daß sie sich fast berühren können. Die Schildwache ist ein Mann, der mit dem Gewehr bei Fuß und gepflanztem Bajonett, in einer Entfernung von 10 Schritten vor der Wache, auf und ab geht, und sie bewacht. Sie darf sich nicht niedersetzen, nicht anlehnen, nicht schlafen, sie muß die Vorübergehenden anrufen, und wenn sie sich nicht nennen, oder nicht das Losungswort wissen, sie arretiren. Auch muß sie jedem Fremden das Gewehr, so lange er vorüber geht, präsentiren. Wenn sie abgelöst wird, so muß sie das Losungswort, welches sie erhalten hat, der Wache, und es auch der nächsten Vorgesetzten sagen, so daß, wenn es nöthig ist, jeder Mann, der auf Wache kommt, weiß, was Losungswort heißt, welches täglich einmal Nachts, um 12 Uhr, geändert wird. Die Wache hat auch Feuerwache, Patrouillen und Ronden, gegen die Feuersgefahr, zu besorgen. Das Gefängniß, und die Hauptwache, ist der Ort, wo die Verbrecher in Haft und zur Strafe gebracht werden.

Fünftes Kunstkunststück.

Das Kunststückmesser besteht, wie Figur 6 zeigt, aus dem Griffe, der Klinge, und der Scheide. Der Griff ist von Horn, die Klinge ist von Eisen und gut, und die Scheide ist von Leder. Das Kunststückmesser wird so getragen, daß es an der linken Seite des Leibes, an einem Riemen, welcher über die rechte Schulter geht, hängt, und die Klinge in der Scheide steckt. Das Kunststückmesser wird gebraucht, um damit zu schneiden, was das Gewehrmesser nicht kann. Das Abschneiden ist ein

Gesellschaftsform, z. B. auf die Frage: Welche Gesellschaftsform haben wir in Deutschland? antwortet der Schüler: Wir haben eine Republik, Monarchie, Aristokratie, Demokratie, Theokratie, Oligarchie, Ochlokratie zu nennen, und der Lehrer verbessert: Wir haben eine Monarchie, Republik ist nur für Staaten und in Zeiten, wo keine Fürsten vorhanden sind, Aristokratie ist eine Herrschaft der Edelleute, Demokratie eine Herrschaft des Volkes, Theokratie eine Herrschaft der Priester, Oligarchie eine Herrschaft weniger Vornehmen, Ochlokratie eine Herrschaft des Pöbels. Die Kenntnisse dieser Begriffe sind für die Schüler sehr nützlich, und sie werden sich durch dieses Verfahren auch Namen dieser Gesellschaftsformen, wie z. B. Aristokratie, Demokratie, Theokratie, Oligarchie, Ochlokratie, leicht merken. Ferner werden sie, wenn sie Monarchie sagen, auf die Gesellschaftsform hingewiesen, die sie haben. — „Wenn Gesellschaften oder Gemeinden, Gebäude, Gärten, Bäume, Blumen, Früchte, Tiere, Steine, Metalle, Erden, Salze, Wasser, Luft, Licht, Wärme, Elektrizität, Magnetismus, Schall, Bewegung, Kraft, Zahl, Maß, Gewicht, Zeit, Raum, Gestalt, Farbe, Geschmack, Geruch, Geschlecht, Verwandtschaft, Ähnlichkeit, Verschiedenheit, Ursache, Wirkung, Zweck, Mittel, Ganzes, Teil, Einheit, Vielheit, Gegensatz, Übereinstimmung, Verhältnis, Ordnung, Regel, Gesetz, Freiheit, Notwendigkeit, Zufall, Möglichkeit, Wirklichkeit, Unwirklichkeit, Gewißheit, Ungewißheit, Wahrheit, Irrtum, Schönheit, Häßlichkeit, Gutes, Böses, Tugend, Laster, Pflicht, Recht, Unrecht, Gewissen, Religion, Gott, Seele, Geist, Leib, Leben, Tod, Unsterblichkeit, Auferstehung, Himmel, Hölle, Teufel, Engel, Sünde, Gnade, Erlösung, Glaube, Liebe, Hoffnung, Gebet, Sakrament, Kirche, Papst, Bischof, Priester, Pfarrer, Kaplan, Mönch, Nonne, Ablaß, Fegfeuer, Heiligenverehrung, Bilderverehrung, Reliquienverehrung, Wallfahrt, Prozession, Kreuzzug, Inquisition, Ketzer, Hexe, Hexenprozeß, Hexenverbrennung, Hexenmeister, Hexenmeisterin, Hexenkunst, Hexenkünstler, Hexenkünstlerin, Hexenmeisterkunst, Hexenmeisterkünstler, Hexenmeisterkünstlerin, Hexenmeisterkunstler, Hexenmeisterkünstlerin, Hexenmeisterkunstler, Hexenmeisterkünstlerin, Hexenmeisterkun

sen alle Täge ein paarmal vor, lassen im ganzen Viertel, die gefährlichen Umstände ausbreiten, damit die Kranke das Rasseln der Wagen nicht alterire — und sie, ist unterdessen incognito auf dem Lande, und läßt sichs wohl seyn. Eine solche Farce dauert sechs Wochen, acht Wochen; dann erscheint die Schauspielerin wieder, mittelst der Kunst einer eignen Schminke, kränklich-blaß aussehend, und mit der ersten schwachen Röthe einer Wiedergenesnen. Eben das Publikum, das sie nach der Salpetriere verwünscht, das ihr am Abend nach ihrem Verbrechen der beleidigten Parterremajestät, zugeschrien haben würde: **niedergekniet!** — eben dieses Publikum empfängt sie jetzt mit Entzücken, und ob es gleich die doppelte Komödiantin in ihr sieht, so verzeiht es ihr doch ihre Impertinenzen, in Rücksicht auf ihre Schlauigkeit, Schönheit und ihre Verbeugungen.

Gepolsterte Loge.

In der Provinz trägt man sich mit dem Mährchen, zu Paris sey in jedem Schauspielhause eine gepolsterte und gefütterte Loge, in welche der Autor am Tage der ersten Vorstellung seines Stücks gesperrt werde, damit er sich nicht in der Verzweiflung den Kopf einstoße, wenn sein Stück ausgepfiffen, und fallen sollte. Allein es existirt keine solche gefütterte Loge, und die Köpfe unzähliger Autoren, sind doch ohne Beulen und Schrammen.

VII.

Romane.

Bemgad.

Erste Fortsetzung.

Nachricht des Herausgebers des Bemgad.

Mein kleiner Junge hat die hier fehlenden Blätter verbrannt, und es ist mir unmöglich gewesen: sie wieder zu ergänzen. Denn ich hätte dieses Manuscript, wie es sonst nur bei Buchhändlern gewöhnlich ist, von unbekannter Hand mit einem Briefe geschickt bekommen. Der Herr Briefsteller bat mich mit ächter Autordemuth, daß ich mich entschliessen möchte: es zum Drucke zu befördern. Er that dies auf so verbindliche Art, daß mir gleich in dem Sinn kam, seinen Bitten zu willfahren. Ich durchlief das Werkchen, und fand öfters Anspielungen auf biblische Stellen, wozu den Verfasser wohl ein falscher Geschmack, der seit einiger Zeit in Teutschand herrscht, verleitet haben mag. Ich nahm mir vor, dieses zu ändern, und indem ich änderte, lernte ich durch ein Ohngefähr Bemgads vertrauteste Freunde, Herrn Robert und Herrn Chittiw, kennen. Sie waren mit meinem Streichen der quästionirten Stellen zufrieden, ob sie zwar glaubten, sie hätten nicht nöthig zu beweisen, daß es erlaubt sey, aus der Religion Bilder zu nehmen. Allein ich entgegnete: „es sind hier Grenzen zu setzen.

hen. Wenigstens soll kein Schriftsteller den biblischen Styl in einer Schrift brauchen, in welcher launische und burleske Einfälle mit den biblischen Ausdrücken wechseln. Denn es ist warlich ein seltsamer Kontrast, wenn man zuvor die ehrwürdige Miene eines Moses sieht, und gleich darauf die Gestalt eines Französischen Witzlings. Ich weiß nicht, ob es mir allein Widerwillen verursacht. Aber es kommt mir immer vor, als hörte ich einen alten verehrungwürdigen Mann sprechen, der in der teutschen Kleidung unsrer Vorfahren erschiene, und in ihrer Sprache mit uns redete, der aber, ehe wir es uns vermutheten, mitten im Gespräche einige Seitensprünge thäte, die er einem Französischen Abbe abgelernt hätte. Ich kann es nicht bergen, das macht mir einen übeln Eindruck.“ Sie gaben dies stillschweigend zu, und versicherten mich, daß alles, was in dem Manuscripte geschrieben stehe, heilige Wahrheit enthalte; sie brachten Bemgads Aeltern zu mir, um mich destomehr zu überzeugen. Allein die Lücke, die hier mein Junge gemacht hat, konnten sie nicht ausfüllen. Der Verlust ist unersetzlich; bei meiner Schriftstellerehre bezeuge ich: die verbrannten Blätter waren mit Lessing's Scharfsinn, mit Göthe's Feuer, Wieland's Feinheit, Musäus originneller Laune und Wezel's beißendem Spott geschrieben.

Ich befinde mich dadurch in namenloser Verlegenheit. Denn mein Gedächtniß kann sich nichts, als der Aufschrift des fünften Kapitels entsinnen:

„Mensch! baue dein Gärtchen, und bleib in der gezogenen Linie!“

Eschke.

Sechstes Kapitel.

Bemgad wird examinirt.

Bemgad hatte also nunmehr zwei Jahr' Jura in Jena studirt, als es ihm einfiel, nach Wittenberg zu gehen, um die Vorlesungen eines Wiefand zu hören. Vom Entschluß zur That war ein Federzug bei ihm, und schnell — stand Wittenberg dicht vor seinem Blick mit der Universitätskirche und den beiden Stadtthürmen.

Er lernte die Definitionen und Distinktionen des bürgerlichen und peinlichen Rechts, und weil er eines behalsamen Gedächtnisses sich freute, bekam er im Examen die erste Censur.

Bemgads Aeltern genossen nun die Freude, ihren Sohn von Akademien zurückkommen zu sehen. Sie jauchzten und jubelten, daß sie alle Kosten so wohl angewandt sahen.

Hübsch, anständig und sittsam trug sich Herr Bemgad. Schon das fanden die Aeltern sehr lobenswerth. Und nun noch die beste Censur — O wie falteten Vater und Mutter die Hände, und hoben sie dankbar empor!

Siebentes Kapitel.

Wo nun hin?

„Wo nun hin?“ sagte der Vater, und schob kreuzweiß die windschiefe Perücke: „Wo nun hin? gelehrt ist unser „Sohn; allein mit aller seiner Gelehrsamkeit kann er noch „nicht einen Dreiling verdienen. Es fehlt ihm praktische „Kenntniß, der stylus curiae mangelt!“

Der Vater ließ des andern Morgens alle seine Bekannten sorgfältig versammeln. Alle fragt' er bedächtig: „Wo

„nun hin?“ und alle wusten nicht, was sie anworten sollten. Nur Einer, der Demosthenes der ehrbaren Gesellschaft, öffnete den weisen Mund mit folgender Rede:

Ich weiß nicht, Herr Gevatter! ich weiß nicht, wie Sie sich gar nicht besinnen. Ihr Sohn hat sein jus romanum, canonicum, germanicum, Saxonicum, criminale, feudale, & cambiale gelernt, hat Knorr's Proceß, Hommels Referirkunst, und Griebner's Diskurs gehört. Ich weiß nicht, Herr Gevatter! ich weiß nicht, wie Sie sich gar nicht besinnen!

Und — wohin nun?

Hab' ich's Ihnen nicht tausend und aber tausendmal apriori bewiesen: daß für einen jungen Menschen, der ausstudirt hat, apodiktisch nichts besser sey, als eine Referendarien- oder Accessistenstelle bei einem Kollegio in Dresden?

Also nach Dresden; versetzte der Vater. Nach Dresden; replicirte die werthe Kompagnie. Nach Dresden; wiederholte die Mutter; und dabei blieb es, denn der junge Bemgad willigte ein.

Achtes Kapitel.

Bemgad ändert seine Dichtart.

Die Gegend um Dresden behagte Bemgads Sinn. Er wähnte: in Tempe zu seyn. Die Schönheiten der Schöpfung gewährten ihm endloses Vergnügen. Alle Augenblicke überraschten ihn jetzt sanfte, jetzt furchtbare Aussichten; jetzt ein Bild der lachenden Natur, und jetzt der beinahe schreckenden.

Früh trank er im großen Garten den Kaffee. Da schmeckt' er in aller Stille die Reize des Mais. Dabei las

las er den Homer, wohl gemerkt: nur Stollberg's Verdeutschung.

Er begann von neuem zu leben. Alle Säfte verjüngten sich, und sein Blut nahm einen geschwindern Lauf.

Er war so froh, so leicht, so ahndungsvoll, als sollt' ihm bald was Glückliches begegnen. Er sorgt' um nichts, und kümmerte sich um nichts: als um den guten Ulyß und alle seine Schicksale, um Junos Ochsenaugen, um die Penelope und ihre stolzen übermüthigen Freier.

Durch die Reize der Gegend wurde Bemgad geleitet zur Mutter Natur. Er merkte, daß sie allein unendlich reich sey, daß sie allein den Dichter bilde, und daß steifes Geschwätz und Nachäffung hoher Empfindungen — Tautologie und Wortschwall bleibe, in schwülstige Worte versteckt. Er fand nur in der Natur das wahre Gefühl und den wahren Ausdruck. Das erweckte den Vorsatz in ihm, sich künftig allein an sie zu halten, und das bisher getragene Schellengetöne abzulegen. Er glaubte nun: in der Dichtkunst wäre dies das Einzigste: daß man das Treffliche erkenne, und es auszusprechen wage. Seine Empfindung war bis aufs Steinchen, Gräschen und Hälmchen herunter voll und innig. Doch verfiel Bemgad dadurch in einen andern Fehler: er verachtete alle Regeln, und konnte das Bosseln nicht leiden.

Neuntes Kapitel.

Noch eine Metamorphose.

In Dresden fanden sich Weiber, deren Augen Bemgads Figur nicht gleichgültig schien. Denn er war ein Feuerjüngling, schlanken Wuchses, und ziemlich starker Leibeskonstitution. Kurz: ein ächter Abkömmling Hermanns, nicht entnervt durch modische Laster. Sein Auge schim-

schimmerte blau und schmachtend, wie der wolkenlose Silbermond.

Er trug sich natürlich wie Werther: blauen einfachen Frack, ganz mit dem nämlichen Kragen und Aufschlägen, und auch so gelbe West' und Beinkleider dazu, und Steifstiefeln mit Sporen. Die Frisur wie Werther: zwei Locken, und fliegenden Toupet.

Nachdem er die Lebensläufe in aufsteigender Linie gelesen, und darin gefunden hatte, daß ein Genie einen rothen Rock trüge, trug er bisweilen — aber nur bisweilen — einen dergleichen. Und dann hüllte ein Krapaud allemal sein Haar ein.

Die Dresdner Lukretien suchten den jungen Bemgad in ihr Netz zu locken, ihn durch alle Künste, welche Buhlerei sie lehrte, zu verführen. Unter diesen auch Louise Enrih, die Tochter eines reichen Majors. Sie that so unschuldig, so zärtlich als gut. Bemgad war ein schuldloser und Jungener Jüngling, nährte heißes Gefühl für Unschuld, und begann schon Louisen zu lieben — da sie ihm so oft mit dem allerheiligsten der Schwüre versicherte: sie lieb' ihn einzig und allein, und ewig über alles — als er sie mit dem Lieutenant Ebaar traf, in einer Handlung begriffen, die ihn seines Irrthums augenscheinlich überzeugte. Gott! Wie war sein Leiden so groß! Er war ohnedem entsetzlich heftigen Gemüths, und der Schmerz über den schändlichen Betrug des Mädchens, wollt' ihn nun ganz zu Boden werfen. Gleich darauf hatte Herr Robert, Einer von Bemgads Freunden, dasselbe Schicksal, und dazu sah er die Schofelliebe der mehresten Erdner, und ihren elenden Alltagsschlich, die Leiden und das Unglück, womit sie immer ihren Pfad bestreute.

Da empfing Bemgads Herz einen versöhnungslosen Groll gegen alle Reize des weiblichen Geschlechts. Wenn ein Mädchen ihm aufstieß, so dacht er: das ist eine gebor-

ne Hexe, machte drei Kreuze auf die Brust, schlug die Augen nieder, und wallte fürbas den Weg. Er hielt die Frauenzimmer für Pflanmenfedern, die der Wind in einem Nu durch alle vier Gegenden des Weltalls haucht. Ein gutes Mädchen dünkt ihm ein Phänomen, wie ein glänzender Sternschuppen in heller Winternacht.

Er beschloß also, sich gegen die Liebe auf ewig zu stählen, mit Hülfe seiner Philosophie, und eines Ideals, das die glühende Phantasie ihm schuf. Er formte sich selbst eine Geliebte, wie er sie wünschte, vollkommen schön, und mit Engelstugenden geschmückt; schwebte und schwämmte um dies Mädchen, richtete alle Gedichte an dasselbe, und taufte es „Lotte!“ Von der innigsten abstrakten Liebe gegen die liebe Lotte zeigen eine unzählige Menge Lieder, die zum Theil in Bürger's und Kansch's Blumenlesen gedruckt sind. In ihnen klappert nicht nachgeäffte Empfindung. Nein! der Hauch der Liebe weht darin.

Bemgad sucht' indes all die unangenehmen Seiten des Erdenlebens auf, und fand sein Glück in dieser mitleidswürdigen Beschäftigung: das Elend der Welt zu zählen, und stolz, zu verachten. Immer blies er für sich, schrieb, las, gieng allen Menschengesichtern aus dem Wege, und wann er nicht um seine Lotte war, fiel er sich selbst zur Last, weil er recht viel Betrieb haben muste, um glücklich zu seyn. Und viel Betrieb hatte er nicht; denn ein Referendar kann viel oder wenig arbeiten, nachdem er will. Und Bemgad wählte das Letztre.

Seine Aeltern waren daher besorgt: daß er für die sublunarische Welt ganz unbrauchbar werden möchte, wenn das lange so fortgienge. Man bewog ihn also: ein ärmliches Sekretariat anzunehmen, das eben offen war. Hier muste er öfters reisen, und das Reisen und die Veränderungen, die gehäuften Geschäfte, wähnten sie, würden ihn heilen.

Allein

Allein das Fieber der Empfindelei hatte unter den natürlichen Kräften des jungen Bemgad schon eine zu ausgebreitete moralische Verwüstung angerichtet, hatte seine Selbstthätigkeit geschwächt, ihn aus der wirklichen in eine ideale Welt hingekörnt.

Sollten wohl Reisen und Geschäfte diese Epidemie heilen, und die in dem armen Bemgad schlummernde physische und moralische Menschenkraft wecken, anfeuern, stärken können?

Zehntes Kapitel.

Er verliebt sich trotz seiner Philosophie.

Bemgad must in Geschäften nach Hamburg! Da sah er Julie Matteg, und glaubte: das Bild seiner Lotte wäre lebendig geworden, wie Pygmalions Bild. Ganz ähnelte sie, seiner Einbildung nach, diesem Phantasiegeschöpf, sie glich ihm, wie ein Tropfen Wasser dem andern, wie ein Manitius *) dem Riccaut de la Marliniere gleicht.

Er wurde flugs verliebt durch den ganzen Körper, durch Adern und Gebeln, durch die ganze Seele. Ihm wurd' es so heiß, er fürchtet' aufzufliegen, wie **Montgolfier's** oder **Blanchard's** Luftball.

Bemgad war so vergnügt, wie die Mücken im Tanze; Bemgad war so traurig, wie — wie — weiß keiner der Leser ein passendes Gleichniß? — Mit Einem Wort: er war hin! — das Köpfchen schwindelte — er war verliebt, so war's ihm im Herzen. — Der ganze Markt mit seinen Hunden, Affen, Katzen und Eseln schien und däucht ihm umgewandelt zum Paradies. Er lief alle Augenblicke beim Hause seiner Geliebten vorbei, und sah, ob sie nicht am Fenster kukte, und dann sang er — — — — **)

Ihr

*) Einer der größten professionirten Spieler in Leipzig.

**) Hier stand abermals eine Stelle aus der Schrift, und ich habe mir's ein für allemal zum Gesetz gemacht: solche Anspielungen auszumerzen.

Ich

Ihr holdseliges Lächeln, der sanfte elegische Ton ihrer Rede, und die göttlichen Blauaugen, rissen ihm auf einmal das Herz aus dem Busen. Er wußte nicht, wie ihm war. Er war hin; hin war er. — Ihre Gestalt ruht' in seiner Seele. Ihr schönes — überschönes Bild schwebte wohlgefällig vor ihm im Wachen und Schlummer.

Wenn Juliens Blick von Ohngefähr an dem seinen sich stieß, so entstand ein Blitz in seiner Seele, der alle seine Gebeine traf, und alle seine Nerven erbebten gewaltig.

Eilftes Kapitel.

Er liebt — und wird geliebt.

Beide Seelen fanden sich bald, und von beiden Seiten waren die Eindrücke der süßesten Gefühle des Wohlwollens und der Liebe unüberschwänglich stark. Beim Anblick dieses himmlischen Geschöpfs schwand Bemgads Philosophie, wie Eiszapfen vor'm glühenden goldnen Strale der Sonne, und gleich Seifenblasen, vergiengen all' ehmaligen Feindseligkeiten der Liebe. Er hielte sich für den glücklichsten von Adams Söhnen, als er entdeckte, daß Julie ihn schätzte. Julie mocht' auch, wenn sie einsam in ihrem Nähstübchen saß, sich Bilder der Vollkommenheit geschaffen haben, die Bemgad nun alle in sich einte, und deswegen wurd' er ihrem Herzen so theuer. Oft in der Einsamkeit harmlosen Stunden. —

(Die Fortsetzung künftig.)

Ich halte dies für die Pflicht eines vernünftigen Mannes. Und — wer so galant ist, mich deshalb einer Bigotterie zu beschuldigen, den werde ich ungestört reden lassen, was er will, und mich nach ihm nicht umsehn. Eschke.

VIII. Mi=

VIII.
Miscellaneen.

I.
Schilderungen von Paris,
von einem Augenzeugen.

Nichts ist schädlicher, als verfälschter Wein; und doch ist der, den die Pariser Weinhändler verkaufen, selten rein; die es noch am ehrlichsten machen, sind doch nicht frei von diesem Vorwurf. Der Wein von fast allen Weinhändlern in Paris hat einerlei Geschmack; man sollte schwören, sie hätten einem Tarif von den Ingredienzien, oder bekämen ihn alle aus einem Weinberge. In der kleinsten Stadt in der Provinz trifft man bei den Privatpersonen und Gastwirthen Weine an, die an Farbe und Geschmack verschieden sind, aber zu Paris ist es der nehmliche Wein. Einige von diesen Weinschenken brauen ihn aus einer gewissen Quantität Weinessig und Wasser, worin Färberholz gekocht worden ist. Das ist das gewöhnliche Getränke, das in den Guinguettes verkauft wird; aber es ist äußerst wohlfeil, und man macht den Kunden weiß, es sey Wein aus den Weinbergen um Paris. Dieser Betrug ist nicht tödlich, aber doch immer Betrug.

Alle Pariser Weine sind eine Mischung von Roussillon- und Orleans-Wein; ich halte dieses Amalgama

eben nicht für gefährlich, aber warum giebt man es für Burgunder aus? Man verfälscht die weißen Weine mit Aepfel- und Birnmost, macht sie mit Branntwein an, der Stöpsel knallt, der Wein raucht, und der Betrogene Trinker glaubt Champagner zu schlürfen. Die Weinschenken haben Wein zu allen Preisen; aber keiner ist wohlfeil: in Paris kann man Wein, die Flasche zu acht Sols bis zu einem neuen Louisd'or haben. Zu **Vaugirard** kann man welchen für sechs Liards trinken, und hier holt der Arme, Stoff zu einer Menge Krankheiten, indem er sein Elend und seine Mühseligkeiten zu vertrinken wähnt.

Die Plünderungssucht der Weinschenken rührt von den vielen Auflagen her, womit sie überhäuft sind. Ein Weinhändler, der 1000 bis 1200 Livres Miethe für seine Boutique geben, Aufwärter halten, den jungen Wein, das Maas mit 10 Sols bezahlen, Kopfgeld, Vingtiême &c. geben muß, würde sich sehr schlecht stehn, wenn er blos auf die Stimme der Biederheit hören wollte.

Bier ist das gesundeste Getränke zu Paris, allein ob es gleich nur sechs Sols die Flasche kostet, so kommt es doch höher als der Wein, weil man es in größrer Menge und ohne Wasser trinkt.

Zu Paris ist ein Weinmarkt, wo die Schenkwirthe ihren Wein kaufen; hier wird man weniger durch Verfälschungen betrogen, allein dieser Ausweg geht für den gemeinen Mann verlohren, der niemals so viel hat, um in Vorrath kaufen zu können; ... und so muß der Arme immer Alles bezahlen, ob er gleich immer alles schlecht bekommt.

Man ißt sehr gutes Brod zu Paris; ob es gleich seine Taxe hat, so nehmen sich doch die Bäcker sehr die Freiheit heraus, es höher zu verkaufen, allein sie wagen das nur beim gemeinen und beim Handwerksmann, der nicht viel Zeit mit Beschwerden beim Kommissar und andern Vorgesetzten

setzten zu verlieren hat, und der nicht um 2 oder 3 Liards willen, die man ihm mehr abforderte, sein Taglohn einbüßen will. Nur wird übrigens das Brod zu Paris, durch Vermischung des Mehls mit fremden Ingredienzien, verfälscht. Wenn die Spitäler so oft mit Leuten aus dem gemeinen Volke angefüllt sind, die sich krank am Brode gegessen haben, so liegt die Schuld nicht am Brode, sondern weil der Arbeitsmann, der aus der Provinz kommt, und nie so schönes Brod gesehn hat, seine einzige Nahrung daraus macht.

Zu Paris kann man zu jedem Preise essen; vom Finanzpachter bis zum Schuhputzer findet jeder Gelegenheit, seinen Appetit, nach dem, was sein Beutel vermag, zu stillen: der Restaurateur giebt etwas Leckres und Gutes, das man aber theuer bezahlen muß; der Gargotier oder Gahrkoch, verkauft wohlfeil, weil seine Potage eben nicht sehr einladend ist. Es giebt wenige Länder, wo der Arbeitsmann so wohlfeil und zu jeder Stunde des Tages essen kann, als zu Paris. Es giebt Speisewirthe, welche die Portion für 24 Sols geben, andre, bei denen sie 12, 6, 3, ja 2 Sols kostet. Jeder Speisewirth hat einen Speisezettel, auf welchem die vorräthigen Essen verzeichnet stehn; manche darunter muß man ziemlich theuer, nach der Jahreszeit und der Mode bezahlen; denn der Einfluß der Mode erstreckt sich bis auf das Essen; es giebt Speisen, die man nothwendig gegessen haben muß, wenn man ein Mann comme il faut seyn will, und wieder andere, deren Namen nicht einmal die Lippen entweihen dürfen.

Der Bratenwender ist beständig zu Paris im Gang; die meisten Pastetenbäcker sind auch Bratenköche; man kann zu jeder Stunde Poularden, Tauben ꝛc. gebraten und ganz warm bekommen; zwar manche kehren mehr als einmal am Spieß oder im Ofen zurück.

Wer keine Küche in seinem Hause hat, schickt sein Essen in dem Backofen des Patissier, der gern ein Plätzchen dazu einräumt; denn außer, daß er diese Gefälligkeit bezahlt erhält, so schöpft er auch nebenher das Fett ab; allein einige Pariser haben ein sichres Verwahrungsmittel dagegen erdacht; sie thun Knoblauch ans Essen, das man in den Backofen schickt, und da dieses Gewächs in Paris nicht sehr beliebt ist, so hütet sich der Pastetenbäcker wohl, es anzurühren.

Das gemeine Volk läuft den Sonntag in die Guinguettes; so nennt man die außerhalb den Barrieren liegende Schenken. Man bekommt da den erbärmlichsten Wein, aber da er weniger kostet als in der Stadt, und das Gemäß größer ist, so vertrinkt dort der Taglöhner und mancher deutsche Handwerksbursche seine Gesundheit in dem sauern, verfälschtem Gesöffe.

Da an allen Feiertagen in diesen Schenken getanzt wird, so kramen dann die Bedienten dort ihre Tänzergrazie aus, und machen den Tänzerinnen die Cour, die erst vor Kurzem noch in der Salpetriere Buße thaten.

Diese Weinschenken sind auch Speisewirthe, aber ihre Gerichte sind niemals gut; bald setzt man euch eine Katze für ein Kaninchen, bald Eselsfleisch vor, und Alles ist schmutzig und eckelhaft. Wenn der Pariser gemeine Bürger sich etwas zu gut thun will, so geht er in eine solche Schenke, und läßt sich eine Schüssel gebackne Gründlinge geben; diese Gründlinge sind aber gewöhnliche Weißfische, und der Weinschenker hat sie schon vorher auf eine andre Art gewürzt: er läßt nehmlich diese Fische 24 Stunden in Urin beizen, damit die Schuppen abgehn, die er an die künstlichen Perlenfabrikanten verkauft; um aber auch das Fleisch nicht zu verlieren, bäckt er diese halb verfaulten Fische, und wenn gleich nicht alle Cabaretiers sich diese Abscheulichkeit zu Schulden kommen lassen, so giebt es doch de-

ein Lamm, welches die Gestalt des Christus trug, so daß Christus selbst das Lamm war.

Ein Lamm kommt zum Vorschein auf einem Gemälde, das Ghirlandajo gemalt hat an der Chorschranke der Kirche Santa Maria Novella zu Florenz. Es ist ein Gemälde, das Johannes den Täufer darstellt, wie er auf einem Felsen predigt. Christus kam selbst gegangen, um sich taufen zu lassen, und Johannes sah ihn kommen und sprach: Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt. Johannes 1, 29. Und Christus ist selbst das Lamm, das Johannes sah kommen. Es ist ein Lamm, das auf den Felsen gehen will, um sich taufen zu lassen, und es hat Hörner auf dem Kopfe, wie alle Lämmer, die auf Felsen gehen. Es ist ein Lamm, das Hörner hat, und es ist ein Lamm, das keine Hörner hat. Es ist ein Lamm, das Hörner hat, weil es ein Lamm ist, das in Felsenklüften gehen will, und es ist ein Lamm, das keine Hörner hat, weil es ein Lamm ist, das Christus selbst ist

te treiben z. B. kein andres Geschäft, als den Tauben Brühe in den Kropf zu blasen; man kann dieses täglich auf dem Federviehmark, quai de la Vallée mit ansehen. Man mag ein guter oder schlechter Künstler seyn, so nützt man immer sein Talent im dem Grade, in dem man es besitzt. Ein geschickter Zeichner zeichnet ein neues Muster zu einem Paar Schuhschnallen; der Goldschmied macht ihm ein Geschenk mit einem Paar, um die Erfindung zu bezahlen. Der Luxus und der Müßiggang der Großen, geben einer Menge Personen etwas zu verdienen. Verschiedne leben davon, daß sie ihre Hände bei neuen Stücken zum Applaudiren, an die Autoren vermiethen; andre geben Unterricht in Dingen, die sie selbst nicht verstehn, bekommen aber doch Schüler; wieder andre, laufen in Versteigerungen und Auktionen umher, und lassen sich bezahlen, um eine Sache hinauf zu treiben: mit einem Worte, einem sinnreichen, thätigen Manne, kann es nie in Paris an Brod fehlen.

(Die Fortsezung folgt.)

2.

Ueber die Zurückhaltung.

Ein Fragment.

(Aus dem Englischen des Shenstone.

Als ich einst Abends einen Spaziergang mit einem Freunde auf dem Lande machte, so theilte er mir, unter vielen andern wichtigen Bemerkungen, auch folgende mit: Keine Eigenschaft,

genschaft, sagte er, verträgt sich so wenig mit der Ehrfurcht, als was man insgemein Vertraulichkeit nennt. Man findet unter funfzig kaum einen, dessen Achtung dabei bestehen könnte. Auch kann man unmöglich von den Leuten einen solchen Grad von Willfährigkeit fodern, der sie lächerlich machen würde, weil er unvernünftig wäre. So viel ist wenigstens gewiß, daß man in aller Welt durch Bitten mehr Willfährigkeit erlangt, als wenn man nicht bittet. Ich muß Ihnen offenherzig gestehn, Leander, daß ich mir manche unangenehme Stunde durch eine zu vertrauliche Willfährigkeit gegen Leute gemacht habe, die alles verachteten, was zu erhalten ihnen leicht ward. Wäre es daher nicht besser, mit unsrer Leutseligkeit etwas sparsamer zu seyn, sie wenigstens nur den wenigen Personen von Ueberlegung zu gewähren, die den gehörigen Unterschied zwischen wahrer und vermeinter Würde machen; Leute von solchen Karakteren nicht zu achten, die ungeduldig nach Vertraulichkeit streben, und doch der wahren Vertraulichkeit gar nicht fähig sind; den Ruhm nach dem Tode vor Augen haben, der uns die angenehmste Aussicht gewährt; uns mit Lektüre zu unterhalten, und überzeugt zu seyn, daß Belesenheit den Weg zu allgemeiner Achtung bahnt; eine beständige Regelmäßigkeit der Gemüthsverfassung und der Leibesbeschaffenheit zu erhalten, die meistentheils bei einem vermischten Umgang mit Menschen nicht bestehen kann, alle ungelehrte, wenn auch noch so lustige Gesellschaften zu vermeiden, die in der Gegenwart vielleicht unschmackhaft, und in der Erinnerung ärgerlich sind; an die abwesenden, oder von uns getrennten Freunde zu denken, die uns um solcher Eigenschaften willen schätzen, oder geschätzt haben, mit denen sie am besten bekannt waren; mit einem Freunde, der uns gleicht, die Vergnügungen einer gelehrten und vernünftigen Einsamkeit zu genießen — sind das nicht Wege, die zur Glückseligkeit führen?

Indem ich ihm darauf antwortete, (er schien mir vor Kurzem irgend eine Kränkung erfahren zu haben) bemerkte ich, daß das, was wir durch die Vertraulichkeit an Achtung verlören, uns ungemein durch die Zuneigung ersetzt werde, die daraus entstünde, und daß eine gänzliche Einsamkeit, unsrer Natur so sehr zuwider sey, daß, wenn er nur vierzehn Tage lang aus der menschlichen Gesellschaft verbannt seyn müste, der erste Bettler, den er sähe, ihn aufheitern würde.

Folgendes waren Gedanken, die in unsrer fernern Unterredung über diesen Gegenstand vorkamen, ohne Ordnung und Zusammenhang, so wie sie sich meinem Gedächtnisse darbieten.

Einige Zurückhaltung ist man der Klugheit schuldig, so wie Freimüthigkeit und Offenheit im Umgang oft vom guten Herzen herrühret.

Es wäre ganz und gar keine Zurückhaltung nöthig, wenn die Welt ehrlich wäre, doch würde sie auch alsdann von Nutzen seyn. Denn um einen gewissen Grad von Ansehn zu erlangen, scheint es nöthig, daß die Leute glauben, man habe mehr Vollkommenheiten, als man an den Tag legt.

Hierauf beruht einer von den Vorzügen des scharfsinnigen Virgil. Er läßt uns immer noch etwas hinzudenken, und so ist der menschliche Geist beschaffen, daß wir uns von nichts eine so große Vorstellung machen, als von einer Sache, deren Grenzen wir nicht sehen. Dies, wie Herr Burke in der Abhandlung vom Erhabnen und Schönen bemerkt, verursacht unser Vergnügen, wenn wir einen Cylinder sehen, und Sukling sagt: „die, die alle Schätze, die sie haben, kennen, sind arm; der ist nur reich, „der uns seinen Reichthum nicht sagen kann.“

Ein Mensch, der sich große Achtung erwerben will, wird vielleicht seinen Endzweck durch Stillschweigen eben

so

so wirksam erreichen, als durch irgend etwas, was er sagen könnte.

Indessen, mit seinen Beobachtungen filzicht zu seyn, ist deswegen viel schlimmer, als sein Geld zu verscharren, da man jene zu gleicher Zeit mittheilen, und auch behalten kann.

Die Menschen behaupten oft, daß sie ihre Achtung nach wahrem Verdienst abmessen, aber eine stolze Zurückhaltung und Entfernung nöthigt ihnen mehr Willfährigkeit ab. Dies dünkt einigen Personen von stolzem Karakter so offenbar, daß sie kein besser Mittel zu brauchen wissen, um Achtung zu erlangen, als daß sie sie, gleich Räubern, fordern. Sie werden sich, gleich dem Empedokles, eher ins Feuer stürzen, als daß sie den sterblichen Theil ihres Karakters verriethen.

Durch dieselbe Maxime der Entfernung, werden Nationen dahin gebracht, zu glauben, daß ihre Oberhäupter alles wissen, wie man das wirklich in manchen Ländern findet.

„Die Menschen, so lange sie keine menschliche Gestalt, „oder Mängel sehn, verzeihen selbst den Mangel der „Menschlichkeit, und morgenländische Könige, die den An„blick des Pöbels verschmähen, brauchen keinen innern „Werth, um ihre furchtbare Herrschaft zu befestigen. Man „kann in der That nicht sagen, wie sie beschimpft werden „könnten; man weiß ja, was man ihnen für einen Titel „zu geben hat. Ach! selbst die Tugend, wenn sie sich in „allem ihrem Glanze zeigt, reizt weniger, als das ver„borgne Laster. Ein Mensch ward wegen einiger Ver„dienste, die er hatte, gepriesen, er fügte zu ihnen Frei„müthigkeit hinzu, und er — ward verachtet.“

Wir wollen Kometen, nicht die gewöhnlichen Planeten haben. Taeder, sagt Terenz, quotidianarum horum formarum.

Hunc coelum, et ſtellas, et decedentia certis
Tempora momentis ſunt, qui formidine nulla
Imbuti ſpectent.

Die Tugenden verlieren, gleich wohlriechenden Sachen, ihren Duft, wenn man ſie zu frei hinſtellt. Es ſind reizbare Pflanzen, die keine zu familiäre Berührung vertragen können.

Man ſehe ja darauf, und unterſcheide die Beſcheidenheit, die ſtets liebenswürdig, von der Zurückhaltung, die blos klug iſt. Ein Menſch wird zuweilen um Stolzes willen gehaßt, da doch nur übertriebne Demuth Gelegenheit dazu gab.

Oft iſt das, was man Kaltſinn nennt, nichts, als verfeinerte Einſicht, und Gleichgültigkeit gegen gemeine Beobachtungen.

Die vertrauten Bekannten eines zurückhaltenden Mannes lieben ihn meiſtens mehr, als Leute von einem leutſeligern Karakter, das iſt, er macht ihnen ein größres Kompliment, als jene ihren Bekannten, indem er ſie mehr auszeichnet.

Indolenz, und Unmuth darüber, daß man immer auf ſeiner Huth ſeyn muß, machen, daß man einen argliſtigen Karakter haßt.

Die zurückhaltendſten Menſchen, die auf einem engliſchen Koffeehauſe nicht zwei Sylben mit einander wechſeln würden, würden, wenn ſie ſich zu Iſpahan träfen, Sorbet mit einander trinken, und eine Schüſſel Reis mit einander eſſen.

Der Mann, der ſich jedermann zur Schau ſtellt, iſt eitel, der zurückhaltende Mann iſt auf eine ſchicklichere Art ſtolz. Dieſer hat mehr Tiefen des Karakters, jener eine lebhaftere Einbildungskraft. Dieſer findet in der Regel mehr Achtung, jener iſt allgemeiner beliebt. Dieſer iſt Kato, jener iſt Cäſar. Man ſehe den Salluſt.

Das, was Cäsar gesagt hat: Rubicundos amo, pallidos timeo, läßt sich auf Vertraulichkeit und Zurückhaltung anwenden.

Ein zurückhaltender Mann macht es sich oft zur Regel, eine Gesellschaft mit einer schönen Rede zu verlassen, und, ich glaube, er geht manchmal so weit, daß er die Gesellschaft verläßt, weil er eine schöne Rede gesagt hat. Doch ist es sein Schicksal oft, gleich dem Maulwurfe, sich einzubilden, er sey tief, da er doch der Oberfläche ganz nahe ist.

Wäre es wohl klug, diese Zurückhaltung, diese Furcht, Schwächen zu zeigen, abzulegen, einen Theil des guten Namens Preiß zu geben, um das Uebrige zu retten? Die Welt wird wenigstens immer das Recht verlangen, ein Stück davon zu mishandeln. Laßt uns also den Meidischen einige Thorheiten vorwerfen, so wie man einem Straßenräuber Zahlpfennige, oder einem Wallfische eine Tonne hinwirft, um sein Geld, oder sein Schiff zu erhalten, wie man gern sein Haupthaar zerzausen läßt, wenn man es dadurch verhindern kann, das Herz nicht durchstoßen zu bekommen.

Der Zurückhaltende sollte ein Glas mehr trinken.

Kluge Menschen verschließen ihre Bewegungsgründe, doch geben sie vertrauten Freunden einen Schlüssel zu ihrem Herzen, wie zu ihrem Garten.

Ein zurückhaltender Mensch ist in stetem Kampf mit dem geselligen Theil seiner Natur, und verdenkt sich sogar das Lachen, zu dem er zuweilen hingerissen wird. „Selten lächelt er, und lächelt auf eine Art, als wenn er unwillig über sich selber wäre, daß er durch irgend etwas zum Lächeln bewogen werden könne.“

Menschen von gemeinem Verstand können, wie gemeine Bürger in ihren Gärten, in ihrem Porträt, keinen Schatten leiden.

Bescheidenheit wird oft für wahren Stolz angesehn, so wie das, was man bei Pferden für Muth hält, von Furcht herrührt.

Je höher der Karakter ist, den einer bekleidet, desto mehr sollte er auf seine kleinsten Handlungen Acht haben.

Der zurückhaltende Mann sollte erst ein Attestat von seiner Ehrlichkeit beibrigen, ehe man ihn in eine Gesellschaft zuließe.

Zurückhaltung ist mit Verstand eben so wenig wesentlich verbunden, als eine Orgel mit der Andacht, oder der Wein mit der Offenherzigkeit.

3.

Englische Sprüchwörter.

Besser mit nüchternem Magen schlafen gehn, als mit Schulden aufwachen.

Ein Mensch, der nichts verschweigen kann, gleicht einem erbrochenen Briefe; jedermann kann ihn lesen.

Frugalität und Industrie sind die Dienerinnen der Wohlhabenheit.

Thut nichts im Augenblicke des Zorns; würdet ihr wohl im Sturme zu Schiffe gehn?

Es giebt keine leererern Köpfe, als die, welche zu voll von ſich ſelbſt ſind.

Lüge ſteht auf einem Bein, Wahrheit ſteht auf zweien.

Ein falſcher Freund gleicht dem Schatten einer Sonnenuhr; er zeigt ſich nur, wenn die Sonne ſcheint, und ſchwindet vor dem kleinſten Wölkchen.

Die Böſen ſind wie die Fliegen, die auf dem Leibe des Menſchen herumlaufen, und ſich nur auf den Wunden feſtſetzen.

Krankheit folgt der Unmäßigkeit, und Dürftigkeit der Faulheit auf dem Fuße nach.

Ein Dummkopf mag immerhin ſein Kleid ſticken laſſen; er wird doch das Kleid eines Dummkopfs tragen.

Kein Wind iſt ſo böſe, der nicht jemanden etwas Gutes zuwehen ſollte.

Je fetter die Küche, je magrer das Teſtament.

Ein Narr hat bald geſagt, was er denkt.

Faule Jugend, darbendes Alter.

Dicker Wanſt, magres Hirn.

Der König der Wünſche ſtarb im Spital.

4.

Die goldne Zeit.

Ein Freimaurerlied.

(Nach der Melodie: der Graf bot ſeine Schätze ꝛc.)

Die goldne Zeit iſt längſt entflohn,
Sanft ruhn, die ſie geſchauet,
Und Heuchelei hat ihren Thron
In unſrer Welt erbauet.
Wohl lacht der Mund mit ſüßem Scherz,
Doch Gift und Galle füllt das Herz;
Die Schlange lauſcht verſteckt.

O goldne Zeit, wo biſt du hin,
Wo nie die Unſchuld weinte,
Wo Redlichkeit und Biederſinn,
Die Herzen nur vereinte,
Wo jenen warmen Druck der Hand,
Ein jeder fühlte und verſtand,
O Zeit, wo biſt du hin!

Da war kein Fürſt, kein Unterthan,
Die Menſchen waren Brüder.
Da warf kein Prieſter, blind vor Wahn,
Den Ketzer donnernd nieder,
Da trof die Erde nie von Blut.
Da mäſtete von Waiſengut
Sich niemand auf der Welt.

Da dachte gut ein jedes Herz
Von andrer Thun und Laſſen,
Da war in Kummer, Noth und Schmerz
Kein Leidender verlaſſen.
Da war kein Gold, durch deſſen Kraft
Sich jetzt ein Schurke Gönner ſchaft,
Da galt Verdienſt allein.

Zieht, Brüder! eure Schürzen an,
Laßt uns die Zeit erneuen,
Es müſſe ſich, wer immer kann,
Des goldnen Alters freuen!
Gottlob, hier ſind wir alle gleich,
Wir fragen nicht, ob groß, ob reich,
Ob König oder Knecht.

Sei uns geprieſen, edle Kunſt,
Die dieſes uns gelehret!
Dich hat des großen Bauherrn Gunſt
Den Sterblichen beſcheret.
Hier weht der Wahrheit Fahne frei,
Hier ſpricht der Mund ſo warm und treu,
Wie unſer Buſen denkt.

Es lebe, wer sich ihrer freut,
Wem hoch sein Antlitz glühet,
Wenn er sich in der Unschuld Kleid
Umringt von Brüdern siehet!
Es lebe deutsche Redlichkeit,
Ihr bleibe unsre Kunst geweiht
Von nun an bis ins Grab!

Wagenseil.

5.

Ankündigung eines Taubstummeninstituts in Berlin.

Mit allergnädigster Königlicher Specialerlaubniß und hoher Approbation Eines Königlichen Oberschulkollegiums zu Berlin hat daselbst Herr **Ernst Adolph Eschke**, Doktor der Rechte, und gewesener Lehrer am Kursächsischen Taubstummeninstitute zu **Leipzig**, eine Anstalt

für Taub- und andre Stumme, Stotternde oder Stammelnde, auch alle mit Sprachgebrechen behaftete Personen

nunmehr eröfnet. Hr. **Eschke** hat von seinem Schwiegervater, Hrn. **Samuel Heinicke**, dem Direktor des Kursächsischen Instituts für Taubstumme u. s. w. in Leipzig, seine ihm allein eigne wissenschaftliche Kunst erlernt; und er lehrt solche Unglückliche, sie mögen noch so alt seyn, nicht allein vollkommen Sprechen, Lesen, Schreiben und Rechnen, sondern auch Moral, Religion u. s. w.

Kurz:

Kurz: Hr. Eschke bildet in seinem Institute sowohl Gelehrte und Künstler, als Bürger, d. i. glückliche und brauchbare Glieder der Gesellschaft, in welcher sie leben. Auf diesen Grund bauet er hauptsächlich sein Erziehungssystem. Es beruht auf einer lebhaften Erkenntniß der Rechte und Pflichten eines jeden Gliedes der Gesellschaft.

Es soll sich aber Hrn. Eschke's Anstalt nicht nur auf die Preußischen Länder einschränken, sondern auch auf fremde erstrecken. Den ein Taubstummmeninstitut schaft einem Staate immer doppelten Nutzen; erstens werden dergleichen mitleidswürdige taubstummgeborne Landeskinder, welche gleichsam vernunftlos herumirren, zu vernünftigen Menschen gebildet, und zweitens wird durch solche Hülfsbedürftige Ausländer eine beträchtliche Summe Geldes in das Land gezogen.

Es haben sich also alle Aeltern und Vorgesetzte, die das traurige Schicksal haben: Taubstummgeborne, oder nachher Taubstummgewordne, andre Stumme, Stammelnde oder Stotternde und sonst mit Sprachfehlern behaftete unter den Ihrigen zu sehen; einzig und allein an Hrn. Eschke, wohnhaft auf der Friedrichsstraße, an der Leipziger Straßenecke, in des Kaufmanns Herrn Granel Hause, zwei Treppen hoch, vorne heraus, zu wenden, und die allerbilligsten Bedingungen zu erwarten.

IX.

Fragmente.

Ueber die Mauren und Beduinen-Araber.

(Aus Poirets Reise in die Barbarei.)

Unterdessen Sie, mein theuerster Freund, die Meisterstücke der Ruinen Roms bewundern, durchwandre ich die sandigten Wüsten des alten Numidiens. In diesem fast wüsten, unbebauten Lande, wie viel Genuß, wie viel Reichthum, für den Naturforscher und aufmerksamen Beobachter! Sie suchen die alten Römer in den heutigen Italiänern auf, aber vielleicht vermissen Sie in den gegenwärtigen Bewohnern dieses Landes, jene edle Dreistigkeit, den Muth und das Majestätische in der Figur, das den ehemaligen Beherrscher der Welt beim ersten Anblick auszeichnete. Ich bin in diesem Falle glücklicher als Sie; in jedem Araber, besonders den Bergbewohnern, glaub' ich einen alten Numidier oder Getulen zu sehen, wiewohl ich mich schwerlich überreden kann, in diesem Volke den Karakter ihrer Vorältern wieder zu finden, von denen sie nichts weiter, als die Grausamkeit beibehalten haben. Ueberhaupt ist es erniedrigend für die menschliche Natur, fast bei allen Nationen, nur die Laster, und selten die Tugen-

den

den der Vorfahren erhalten zu sehen, und diese Bemerkung bestätiget uns die Geschichte aller Zeitalter. Wo finden wir z. B. jetzt die Weisen Griechenlands, die gelehrten Aegyptier, und die Helden Roms; umsonst suchen wir sie in ihren Nachkommen; der Asiater hat blos die Weichlichkeit seiner Vorältern, so wie der Afrikaner den blutdürstigen Karakter derselben beibehalten.

Unter den Mauren hab' ich bis jetzt schon eine große Menge ausgezeichneter Figuren bemerkt, die vollkommen Ihres Pinsels würdig wären. Augen voller Feuer und Muth, und mehrentheils einen grausamen Blick; starke männliche Gesichtszüge, eine Habichtsnase, nervigte Arme, mehr als gewöhnliche Höhe des Körpers, ein dreister, frecher Gang, Füße, Lenden und Schultern fast immer unbedeckt, dies wäre ohngefähr das Aeußere der meisten Mauren. Sie sind keinesweges schwarz, wie das Sprüchwort und mehrere Schriftsteller sagen; denn sie kommen weiß auf die Welt, und diese Farbe behalten sie immer, wenn anders die Art ihres Gewerbes sie nicht beständig der Sonne und Hitze aussetzt. Die Mauriſchen Weiber, sonderlich die in den Städten, sind von blendender Weiße, und übertreffen darin die Europäerinnen. Hingegen sind die Weiber der Bergmauren, die fast den ganzen Tag in der Sonne zubringen, dabei halb nackend gehen, von Jugend auf dunkelbraun oder nußfarbig.

Die Art, wie sich die Mauren kleiden, und ihre Kleidungsstücke selbst, verdienen bemerkt zu werden, und meines Erachtens sind letztere, Muster des höchsten Alterthums. Man hat mir überdem versichert, daß mehrere Araber, in der Nähe der Wüste Sara, völlig nackt giengen, und in der That habe ich verschiedne begegnet, die

nicht das geringste Kleidungsstück an sich hatten; andre hingegen trugen nichts weiter, als eine sehr leichte Hose; die Kleidung der mehresten ist mehr oder weniger umständlich, je nachdem sie bemittelt oder arm sind. Der größte Haufen, das heißt, die Aermsten, begnügen sich mit einem Stücke Zeuges einige Ellen lang, in welches sie sich gleichsam einwickeln, und welches ein jeder nach seiner Weise faltet, um den Kopf und die übrigen Theile des Körpers damit zu bedecken. Diese Kleidung der Mauren kömmt mit jener, die Fenelon in seinem Telemach den Böotiern giebt, vollkommen überein, er sagt nämlich: „ihre Kleidung ist leicht zu verfertigen; denn in diesem angenehmen „Himmelsstriche, trägt man nur ein leichtes und dünnes „Stück Zeug, welches ein jeder in gewissen langen Falten „um sich schlägt, blos um sich des Wohlstandes wegen zu „bedecken." S. B. 8. Noch sah' ich einige, die unter diesem Zeuge eine Art von Hemde, gleich einem Weiberhemde, oder auch eine wollene Weste ohne Aermel, die bis an die Knie reichte, trugen. Die Reichsten tragen über diese Kleidung noch eine Art Schultermantel mit einem Kapuchon, ohngefähr so, wie unsre Einsiedler. Die Feinheit der Zeuge, worin sich die Mauren kleiden, hängt mehrentheils von ihren Glücksumständen ab. Ich habe einige vornehme Chefs gesehen, deren wollenes Gewand ich in gewisser Entfernung für weiße Mouseline hielt, und das, so wie die Wolle der Barbarei überhaupt, von einer blendenden Weiße war.

Die Weiber bedienen sich, gleich den Männern, des nehmlichen Zeuges zu ihrer Kleidung, nur wissen sie dasselbe auf eine verschiednere Art anzulegen; so z. B. bedecken sie damit mehrere Stellen des Körpers, die bei den Männern völlig blos bleiben; überdem tragen sie noch ge-

wisse

wisse Zierrathen, die, nach meinem Geschmack, ihre Schönheit eben nicht erhöhen. Sie flechten ihre Haare in mehrere Zöpfe, die auf die Schultern herabfallen; hingegen scheeren die Männer den ganzen Kopf kahl, nur in der Mitte lassen sie einen kleinen Büschel Haare stehen. Die Zierrathen der Weiber, womit sie die Ohren, die Arme und Beine behängen, bestehen größtentheils in ziemlich großen eisernen Ringen, dann und wann auch in einigen Stücken rothen Korallen. Ihre Koketterie, in Absicht der Art, sich zu schminken, weicht von der Europäischen ungemein ab; statt des Rothen, welches auf ihrer dunkeln Haut einen schlechten Effekt machen würde, bedienen sie sich des mit Spießglas vermischten Schießpulvers, um damit in der Haut, besonders über den Augenbraunen, einige unauslöschliche Zeichnungen zu machen. Aehnliche Zeichnungen machen sich die Männer gewöhnlich auf den Armen, in der Gegend des Magens, und über der Handwurzel; in den Fingern selbst glaub' ich eine Art abergläubischer Karaktere bemerkt zu haben. Ich zweifle sehr, ob unsre Europäerinnen, um den Mangel der Farbe zu ersetzen, sich zu einer so schmerzhaften Operation, als die Mauren, verstehen würden. Um die Figuren auf der Haut unauslöschlich zu machen, durchstechen sich die hiesigen Weiber mit einer Nehnadel dieselbe, bis sie bluten; wenn das Blut zu fließen aufhört, so reiben sie vorbemeldetes Pulver, welches ungemein fein gerieben seyn muß, nach und nach ein; dadurch machen sie also die vermeintliche Schönheit bleibend und unvergänglich, anstatt daß unsre Weiber jeden Abend ihre Reize am Nachttische ablegen müssen. Auch hab' ich mehrere Kinder begegnet, denen man die Nägel an den Händen gelbroth gefärbt hatte; allein diese Farbe ist

nicht beständig *) Die vorbemeldete Art, sich zu kleiden, ist besonders den Bergbewohnern, die in den Wüsten leben, oder den herumschweifenden Arabern eigen; die in den Städten wohnen, unterscheiden sich von ihnen in verschiednen Stücken; so z. B. gehen viele mit bloßem Kopfe, oder höchstens mit einer rothen Mütze, andre hingegen tragen den Turban nach Art der Türken, und kleiden sich auch wie diese. In den Städten tragen die Mauren mehrentheils eine Art von Pantoffeln, (Babouches) dahingegen die übrigen baarfuß gehen. Es ist merkwürdig, daß fast alle Afrikaner auf einerlei Art sich kleiden, und man bemerkt diese Gleichheit nicht nur bis zur Küste von Guinea, sondern auch auf der andern Seite bis zu den wirklichen Arabern in Asien. Meiner Meinung nach wäre dieses eine sehr fruchtbare Materie für irgend einen Alterthumsforscher, besonders da diese Kleidung gewiß die, der ehemaligen Bewohner dieser Länder war: ich glaube, meine Bemerkung mit desto mehrerem Rechte behaupten zu können, da diese Völker der Veränderung der Moden auf keine Weise unterworfen sind, und weil der Sohn es nicht wagen darf, sich anders, als sein Vater, zu kleiden: fände sich auch jemand, der in der Kleidung einige Veränderungen vornehmen wollte, so würde dieses nicht wenige Schwierigkeiten von Seiten der Arbeiter machen; denn die Industrie ist bei diesen Völkerschaften noch sehr eingeschränkt, und sie werden wahrscheinlicher Weise ihre ehemalige Kleid

*) Hiezu bedienet man sich in der Barbarei des Safts einer Pflanze, die dort Hihne genennt wird; bei Linne heißt sie Pawsonia inermis.

Kleidung, so unbequem sie auch ist, noch lange beibehalten.

Die Wohnung der Mauren und Araber ist eben so einfach, als ihre Kleidung; gewöhnlich sind es Zelte oder Hütten, die von Baumzweigen oder Schilf gemacht sind. Wenn mehrere dieser Hütten zusammen vereinigt sind, so nennt man dieses Douare. Es giebt Douaren von zehn, funfzehn, oder zwanzig, ja sogar hundert Zelten. Gewöhnlich werden diese Zelter oder Hütten in der Rundung gestellt, damit in dem inwendigen Raum die Heerde bei der Nacht sicher vor dem Anfalle der Raubthiere bleiben könne. Die Form dieser Zelte gleicht einigermaßen einem Sarge, oder einem umgekehrten Schiffskiele, gerade so, wie Salustius die Wohnungen der alten Numidier beschreibt *). Meistens sind diese Zelte sehr niedrig, ausgenommen die der Anführer oder Chefs, die etwas höher und geräumiger sind; die Materie, woraus diese lezterm gemacht sind, ist Wolle von außerordentlich dichtem Gewebe, und gewöhnlich schwarz oder braun gefärbt. Die Leichtigkeit, womit man diese Art Wohnungen von einem Orte zum andern bringen kann, ist die Ursache, warum die Mauren, je nachdem es ihre Bedürfnisse, oder auch die Jahrszeit erfordern, ihren Wohnplatz ändern. Im Winter suchen sie besonders die Mittagsseite an dem Fuße eines Hügels, so wie im Sommer die Wasserquellen, oder auch solche Oerter,

*) Caeterum adhuc aedificia numidarum agreſtium, quae mapalia illi vocant, oblonga, incurvis lateribus tecta, quaſi navium carina ſunt. Salluſt. Bell. Jugurth.

die einen Ueberfluß an guter Weide haben, zu ihrem Aufenthalte auf.

Ihr Hausgeräthe ist gleichfalls nicht sehr vielfach. Sie kennen keine andre Art von Schlafstellen, als die bloße Erde, auf welcher die zärtlichsten etwas Stroh, eine Matte, oder sonst einen groben Teppich ausbreiten. Ein paar irdene Gefäße, um ihren Courcouçon zuzubereiten, eine hölzerne Schaale zum Wasserschöpfen, die zugleich zum Melken des Viehes dienet, eine Bockshaut, um darin die Butter zu bereiten; ferner ein paar tragbare Mühlsteine, um Getraide darzwischen zu zerquetschen, oder zu Grütze zu machen, darin besteht ihr ganzes Küchengeräthe.

Daß ihre Mahlzeiten weder prächtig, noch auch aus niedlich zubereiteten Speisen bestehen, können Sie aus dem wenigen Küchengeräthe leicht erachten, und in der That kenne ich nichts einfacheres und mäßigeres. Die mehresten Mauren halten täglich nur eine Mahlzeit, die einiger Zubereitung bedarf; außer dieser genießen sie nichts, oder begnügen sich mit einigen Früchten oder Wurzelwerk. Doch versicherte man mir, daß die Begüterten unter ihnen zweimal des Tages essen; aber gewöhnlich besteht diese Mahlzeit nur aus Courcouçon.

Ehe ich Ihnen die Art beschreibe, wie die Mauren ihren Courcouçon bereiten, so wird es nöthig seyn, Sie mit dem Getreide, woraus er verfertigt wird, näher bekannt zu machen. Obgleich der afrikanische Weizen nur wenig von dem unsrigen verschieden ist, so giebt er doch weder so weißes, noch auch so nahr-

nahrhaftes Mehl, als der unsrige. Man muß überdem bei diesem Weizen den mehligten Theil von dem härtern unterscheiden; von ersterm enthält er nur einen sehr kleinen Theil, und gewöhnlich sitzt dieser mehligte Theil an der Spitze, oder in der Mitte eines jeden Korns. Dieses Mehl giebt überdem ein schlechtes, schwarzes Brod; daher man auch bei uns sich desselben nicht dazu bedient, sondern es gewöhnlich dem Viehe giebt, oder man vermischt auch das Mehl mit dem härtern Theile dieses Korns, wenn man es ja zu irgend einem Gebrauche verwendet. Den Mauren ist der Genuß des Brodes bis jetzt noch unbekannt; sie zrquetschen ihr Korn, vermittelst einer kleinen Handmühle, und erhalten dadurch eine Art von grober Grütze, welche sie Courcouçon nennen. Wenn sie ihre Mahlzeit bereiten, so fangen sie damit an, diese Grütze in ein flaches, durchlöchertes Gefäße zu schütten, welches sie als einen Deckel auf den Fleischtopf stellen. Durch die feuchten Dünste, die aus dem Fleischtopf in diese Grütze dringen, wird dieselbe erwärmt, und fängt an, sich aufzublähen; alsdann wird sie in ein flaches, mit einem Fuße, wie unsre Trinkgläser, versehenen Geschirr geschüttet, und ist zum Gemüße völlig bereitet. Dieser Courcouçon dient den Mauren statt des Brods; wenn sie denselben genießen, so vermischen sie jeden Bissen mit etwas Brühe, Milch, Butter oder Honig; oben darauf legen sie gekochtes Fleisch, welches ein jeder mit den Fingern zerreißt, und welches gemeiniglich in Geflügel, oder Ziegen- Ochsen- oder Schöpsenfleisch bestehet.

Wenn der Courcouçon auf vorbeschriebene Art bereitet ist, so nimmt der Herr des Hauses, oder in

deſſen Abweſenheit derjenige, der dem Range nach unmittelbar auf ihn folget, die Schüſſel zu ſich, und ißt zuerſt, und alleln. Die Mauren ſpeiſen, indem ſie ſich auf die Ferſen hucken; ſie ſtellen die Schüſſel mit dem Courcouçon gerade vor ſich, und nehmen davon etwas mit den Fingern, machen daraus in der hohlen Hand kleine Kügelchen, die ſie mit vieler Geſchicklichkeit in den Mund werfen. Hat der Herr des Hauſes geſpeiſet, ſo kömmt die Schüſſel zu den übrigen Hausgenoſſen, oder den Kindern, welche niemals mit ihrem Vater, nicht einmal in ſeiner Gegenwart, eſſen dürfen; wenigſtens wird dieſes bei den Mauren von einigem Anſehen ſo gehalten. Zuletzt eſſen die Weiber; ſie erhalten das, was die Männer oder ihre eignen Kinder übrig gelaſſen; ihnen liegt die Beſorgung der Küche ganz allein ob. Die Mauren ſind ihrer Religion zufolge verbunden, ſich ſowohl vor, als nach der Mahlzeit, den Mund, den Bart und die Hände zu waſchen, wiewohl viele unter ihnen dieſes nicht beobachten. So iſt ihnen ebenfalls, als Muſelmännern, zum Trank nur reines Waſſer erlaubt, welches ſie mit einer hölzernen Schaale ſchöpfen, aus welcher ſie ſämmtlich einer nach dem andern trinken. Indeſſen ſchlagen ſie den Wein nicht aus, wenn man ihnen ſolchen anbietet, beſonders wenn ſie nicht geſehen werden. Ich bemerkte ſogar viele unter ihnen, welche denſelben bis zum Uebermaße genoſſen.

Wenn die Mauren eine etwas weite Reiſe unternehmen, und in ſolche Gegenden kommen, wo keine Gaſtfreiheit Statt findet, ſo verſehen ſie ſich ſtets mit einem kleinen Vorrath ihres Courcouçon, aus welchem ſie, mit Waſſer, kleine Kugeln machen, und ſie

wenn

wenn ihnen hungert, ſtatt aller andern Nahrungsmittel zu ſich nehmen *); mit dieſer ungemein mäßigen und geringen Koſt erhalten ſie ſich geſund und friſch, ſogar auf ſehr langen Reiſen.

Bei andern arabiſchen Stämmen iſt die Lebensart noch viel härter und elender, beſonders bei den bis jetzt noch unbezwungenen Horden, die mehrentheils ganz unzugängliche Gegenden bewohnen, und weder eigne Ländereien, noch irgend einen ſichern Aufenthalt haben. Wenn dieſe ſtets herumſchweifende Völkerſchaften ſich ja einmal in die Ebene herabwagen, um etwa ein Stück Landes zu beſäen, ſo werden ſie doch ſogleich von andern entdeckt und beraubt, beſonders wenn ſie Vieh mit ſich führen; daher wählen ſie nur dicke, undurchdringliche Wälder, oder ſonſt von hohen Bergen und Felſen umgebene Oerter zu ihrem Aufenthalte. Da dieſe Bergbewohner von allen übrigen arabiſchen Stämmen getrennt leben, ſo ſind ſie gewiſſermaßen gezwungen, ſich blos von jungen Kräutern und Wurzeln, und den wilden Früchten zu ernähren. Die mehreſten unter ihnen führen Feuergewehre, und dieſe ſehen ſie als das vornehmſte Stück der Erbſchaft an, welche der Vater ſeinem Sohne hinterläßt. Indeſſen macht der Mangel an Pulver und Blei, welches ſie ſich nur ſehr ſelten und mit vieler Mühe verſchaffen können, daß ſie ihr Gewehr nicht zur Jagd, ſondern nur

*) Eine ähnliche Gewohnheit bemerkt man bei den nomadiſchen Tatarn. Ein kleiner Beutel mit einer Art grober Grütze, der gemeiniglich vorn am Sattelknopf befeſtiget iſt, dient ihnen auf ſehr weiten und beſchwerlichen Reiſen, ſtatt aller übrigen Nahrung.

nur im Nothfall, um ihr Leben und ihre Freiheit zu vertheidigen, gebrauchen. Man sieht, daß diese Völker die Unabhängigkeit und die Armuth, einer ruhigern und bequemern Lebensart vorziehen, die sie nicht anders, als auf Kosten ihrer Freiheit, erhalten würden, wenn sie sich dem türkischen Despotismus, wie die übrigen arabischen Stämme, unterwerfen wollten. Unter allen mir bekannten arabischen Stämmen, sind diese Bergbewohner die grausamsten, und ich bin gar nicht abgeneigt, unter ihnen Menschenfresser zu vermuthen; denn sie sind im höchsten Grade blutdürstig, und nicht leicht wagt sich jemand zwischen die von ihnen bewohnten Berge. Verschiednemale haben einige arabische Chefs es unternommen, ansehnliche Läger gegen sie ausrücken zu lassen; aber fast immer sind diese fruchtlos ausgefallen; entweder sind die Angreifenden umgekommen, oder die Angegriffenen haben sich in die innern Theile der Berge zurückgezogen, wohin sie niemand verfolgen kann. Jezuweilen wagen sie es, in die Ebene herabzukommen, um die nächsten Horden zu berauben; ich selbst habe einige dieser Bergaraber gesehen, und ich gestehe Ihnen, daß ihr Anblick mich entsetzt hat; sie waren mager, gleichsam abgehungert, mit Lumpen bedeckt, und im höchsten Grade unreinlich. Reisende werden nicht leicht von ihnen angegriffen, es wäre denn, daß eine große Anzahl von ihnen beisammen wäre; aber da sie größtentheils einzeln leben, und man ihnen nicht Zeit läßt, sich zu vereinigen, so kann man an verschiedenen Orten ohne Gefahr durchkommen. Wie sehr, mein Freund, sind diese Menschen von uns verschieden, und welch ein Abstand zwischen unserm geselligen Leben und dem ihrigen!

Obgleich

Obgleich die Mauren, dem äußern Ansehn nach, halb wild scheinen, so sind doch unter ihnen gewisse Zeichen eingeführt, um Freundschaft und Ehrfurcht auszudrücken, und die bei ihnen, so wie bei uns, etwa gleiche Bedeutung haben. Der gewöhnliche Gruß, wenn zwei Mauren sich begegnen, besteht darin, die rechte Hand auf die Brust zu legen, und mit dem Kopfe sich zu verneigen; auf diese Weise wünschen sie sich unter einander einen guten Morgen. Alsdann erkundigen sie sich nach dem Befinden ihrer Verwandten, indem sie selbige nach der Reihe hernennten, befragen sich nach dem Zustande der Heerde und ihres Viehes ꝛc. Sind diese zwei Mauren sich einander bekannt, so umarmen und küssen sie sich wechselseitig das Gesicht und die Schultern, oder auch die Hände. Bei sehr genauer Bekanntschaft oder Vertraulichkeit berühren sie sich auch nur die Spitze der Finger, und ein jeder führt seine eignen Finger alsdann zum Munde, um sie zu küssen.

Wenn die Mauren einem Vornehmen, zum Beweis, einem Bey, Kaide, oder sonst jemand, den sie Ehrfurcht bezeugen wollen, begegnen, so küssen sie ihm mit großer Ehrfurcht die Hand. Ein Zeichen der Huld und Gnade von Seiten eines Großen oder Vornehmen gegen seine Unterthanen oder Vasallen, die er besonders auszeichnen will, bestehet darin, ihnen die hohle Hand darzureichen; denn gewöhnlich lassen sie sich nur den obern Theil der Hand küssen. Die größte Art von Unterwürfigkeit bezeigen die gemeinen Mauren dadurch, daß sie dem Vornehmen den Kopf, die Schultern, den Turban und die Kleider

der küssen. Einige neigen sich sogar zur Erde, indem sie ein Knie auf den Boden stellen. Niemand nähert sich einem Großen, ohne nicht wenigstens die Schuhe abzulegen.

Wenn zwei Mauren sich auf der Reise begegnen, so grüßen sie einander, und befragen sich, so wie ich zuvor bemerkt habe, doch ohne stille zu stehen, oder sich im geringsten aufzuhalten, wenn selbst ihr Weg nach verschiedenen Seiten geht. Daher geschieht es oft, daß sie schon weit von einander entfernt sind, und sich also nicht mehr verstehen können, bevor sie ihre Fragen geendigt; dies hindert sie aber nicht in ihrem Gespräche fortzufahren.

In ihren Zusammenkünften sind besonders ihre Geberden äußerst lebhaft und bedeutend; dabei ungemein natürlich, und nicht ohne Annehmlichkeit. Wenn man sie mit einiger Aufmerksamkeit studiren wollte, so würde es eben nicht schwer halten, die Bedeutung ihrer Reden zu verstehen. Der Ton ihrer Stimme ist außerordentlich stark und durchdringend, ihre Sprache hellklingend, und selbst in der Weite verständlich. Die Gewohnheit, stets im Freien zu leben, und sich in einer gewissen Weite zu unterhalten, macht, daß fast alle Mauren außerordentlich stark sprechen. In den Städten schien mir ihre Stimme viel sanfter, und dem Ohre weniger empfindlich.

Einen Rülps in Gegenwart andrer zu lassen, ist bei den Mauren nichts unanständiges. Daher, wenn jemand rülpset oder nieset, so sagen sie Saha, d. i. es bekomme euch wohl. Sie bedienen sich des nehmlichen

Aus-

Ausdrucks bei einer Menge andrer Verrichtungen. Auch wenn jemand ißt, trinkt, oder auch raucht, so sagen sie Saha, eine Gewohnheit, die mir passender scheint, als unser Gebrauch, die Gesundheit zu trinken.

Die Mauren sitzen nicht, wie die Türken, mit kreuzweis über einandergeschlagenen Beinen, sondern sie hucken auf den Fersen. Ihr Gewehr halten sie gerade zwischen den Beinen, und dieses legen sie niemals ausser ihren Zelten ab. In vorbemeldeter Stellung bringen sie öfters ganze Tage zu, ohne im geringsten etwas vorzunehmen, und dies sind ihre glücklichsten Augenblicke; denn der Müßiggang hat für sie besondre Reize.

Anekdote.

Voltaire war kurz nach dem Antritt der Regierung Friedrichs des Einzigen aus Paris vertrieben, und hielt sich, wie bekannt, lange bei diesem Beschützer der verfolgten Philosophen auf. Indessen gereuete den Parisern ihr Eifer bald. Seine Feinde durften es nicht mehr wagen, laut gegen ihn zu reden, und einige seiner Theaterstücke, die mit erstaunendem Beyfall gegeben wurden, hatten das Publikum so erwärmt, daß es die heißeste Sehnsucht nach ihm fühlte.

Er erschien endlich wieder in Paris. Das erstemal, da er sich dem Volke zeigte, gieng er zwischen der Gemahlin des Marschall von Villars und ihrer Schwiegertochter, der Düchesse de Villars, eine Dame, welche mit Recht für die Schönste in Paris gehalten wurde. Zu Tausenden hatte sich das Volk um ihn gedrängt, und eine lange Reihe folgte

ihm

ihm mit stiller Ehrfurcht. Auf einmal schrie eine Stimme: Schönste Herzogin, geben Sie Voltair einen Kuß; und augenblicklich wiederholten tausend Stimmen die sonderbare Bitte, Madame la Ducheſſe embarraſſés Voltaire. Die junge Herzogin war anfänglich in der größten Verlegenheit und sichtbarsten Verwirrung; endlich aber fügte sich die Treffliche nach den allgemeinen Wünschen des Publikums, und gab ihn mit liebenswürdiger Unschuld einen Kuß. Das Freudengeschrei des Volks hierüber, läßt sich nicht beschreiben. Man applaudirte mit Hand und Mund, um seinen Beifall auszudrücken, und der jungen Herzogin zu danken, daß sie ihm im Angesicht des Publikums, auf eine so auszeichnende Art, die Schuld der Nation abgetragen hatte.

Ueberhaupt kann man sich die große Ehrerbietung, welche man vor ihm, besonders die letzte Zeit seines Lebens äußerte, kaum vorstellen, wenn man nicht mit jenem Enthusiasmus der Französischen Nation bekannt ist.

Als er zum letztenmale nach Paris reiste, wo er auch seine Tage endigte, empfing man ihm allenthalben wie einen König. Sogar die Postmeister suchten diese Ehre vollständig zu machen, und ritten ihm allenthalben vor. Ein alter, schwacher Mann, dem das Podagra am Reiten hinderte, trug es einem seiner ersten Postillionen auf, und empfahl ihn auf das nachdrücklichste, jede Sorgfalt anzuwenden. Bedenke die Ehre, welche du hast, sagte er zu ihm, einem so großen Mann vorzureiten; denke, daß es in Europa zehn Könige, aber in der ganzen Welt nur einen Voltair giebt.

Olla Potrida.

1789.

Drittes Stück.

Berlin,
in der Mevesschen Buchhandlung.

Digitized by Google

I.

Gedichte.

1.

An Herrn * * *.

Göttingen den 1ſten Januar 1789.

Verehrteſter,

entfernet von dem Lande,
Wo ich zum erſtenmal das Licht des Himmels ſog,
Des erſten Lenzes Duft, erwachend, in mich zog,
Wo, tanzend auf dem Wiegenrande,
Kein Oberon, mit Stab und Bande,
Weiſſagend, dreimal mich umflog, —
Nein, wo, wie Kinder thun, das Kind aus naſſem Sande,
Palläſte ſich zuſammenbog,
Und wo den Jüngling oft, nach ſeinem Kinderſtande,
Die Fantaſei zurückezog,

Entfernet ſing' ich dir, vom mütterlichen Lande,
Am eisbedeckten Leina-Strand.
Dir, dem, als Knaben ſchon, Olympiern bekannt,
Die lieblichſte von allen Muſen,
Mit einer Grazie, geſchlungen Hand in Hand,
Die goldne Dichterbind' um ſeine Stirne wand;
Dem Göttin Simpathie in ſeinen weichen Buſen,
Für Freundſchaft, Lieb' und Menſchlichkeit
Das leiſeſte Gefühl — das ſüſſeſte von allen
Gefühlen der Natur! — geſtreut;
Der meinem Herzen ſtets vor andern wohlgefallen;
Dem meines Herzens Opfer wallen,
Und deſſen Preiſe ſich, bis ihn, nach langer Zeit,
Des Grabes Nacht, mit ihrem Schleier, decket,
Die kühngeſchlagne Harfe weiht.
O! Neige mir, unabgeſchrecket
Durch meiner Töne rauhes Chor,
(Empfindung ſchuf ſie nur, die gern Empfindung wecket,
Und ſelten das verfehlt, was ſie ſich abgezwecket,)
Verehrteſter, dein horchend Ohr!
Und überflügl' ich nicht, im jugendlichen Schwunge,
Die Barden Deutſchlands Uz und Gleim,
Und ſtaml' ich dir, mit unverſuchter Zunge,
Gefühle nur, und keinen Reim:
So denke: daß die Blum' im Thale,
Die ſtill zu deinen Füſſen blüht,
Und achtlos nur dein Auge ſieht,
Nicht minder gern, aus duftgefüllter Schaale,
Dir ihren Hauch entgegenweht,
Als jene Roſe, die, im goldnen Gartenſaale,
Von deiner Huld geſchüzt, ſich, ehretrunken bläht; —
So denke: daß die Blum' im Staube

(Zwar fezt der rauhen Winde Spiel,
Und dir, Vergessenheit, zum Raube!)
Vielleicht, wenn ihr das Loos von jener Rose fiel,
Noch lieblicher, als sie, bei jeder Morgenröthe,
Bei jedem Wehn der Abendluft,
Dir ihres Balsamkelches Duft
In's Angesicht gehauchet hätte. —
So weist, für Bitten taub, der Schickung strenge Hand,
(Die ach! so gern ihr Spiel mit unsern Wünschen treibet,
Daß dem Getäuschten oft nur jenes beßre Land,
Wo keine Täuschung gilt, und dieser Erde Tand
Sich plözlich, wie ein Staubgewölk, zerreibet,
Zur bittersüssen Hofnung bleibet,)
So weist der Schickung strenge Hand
Dem kühnsten Jünglinge, der, voll von Durst nach Ehre,
Vielleicht, im Stral des Glüks, ein neidenswerther Mann,
Durch Herz und Geist, geworden wäre,
Nicht selten Armuth nur und eine Hütte an,
Wo seine Glut in sich, unangefacht, verlodert,
Und früh, am kurzen Ziel der blumenleeren Bahn,
Von Zähren unbenezt, sein Staub zu Staube modert.

*** *** ***

Weß ist der Schimmer, welcher, von Osten her,
Voll Licht und Leben, über die Hügel stralt?
Weß ist das feierliche Schweben,
Zwischen zerronnenen Thaugewölken?

Vor wessen Schritten neigen die Wipfel sich?
Vor wessen Lächeln jauchzen die Völker so? —
Ich ahnd', ich kenne dich! Du bist es,
Freundlicher Genius dieses Jahres!

Mit Rosen kränzen leitende Horen dich,
Mit schönern Rosen, als sie die Erde je
Im Schoosse trug, und je des Himmels
Wärmender Odem dem Schoss' entlockte.

Mit Hymnen leiten kränzende Horen dich,
Mit Siegeshymnen, jubelnd, zur Erd' herab;
Wir hören ihrer Stimmen Jubel,
Hören, und rufen: „dreimal willkommen!“

Willkommen Jedem! Aber am lautesten
Tönt eines Jünglings freudiges Flehen dir;
Vernimm, was seine Seele flehet,
Engel des Jahres, vernimm und — lächle!

Nicht ferne wohnt, am Ufer des Ockarus,
Ein Christ, ein Weiser, Vater und Menschenfreund,
Hell ist sein Geist, wie Mondenschimmer,
Warm, wie die Sonne, sein Herz voll Liebe.

O! Schütte Segen, nahender Genius,
Aus deines Hornes strömender Füll' herab,
Auf ihn, den Christen und den Weisen,
Welcher am Ufer des Ockar wohnet!!

H. P. F. Hinze.

---

2. Grab.

2.

Grabschrift auf einen Nachdrucker.

Ein Edler von liegt hier begraben,
Der Galgen ziemt ihm eigentlich:
Denn er stahl ärger, wie die Raben;
Und mästete mit fremden Guthe sich;
Allein, er ist dem Strick entgangen,
Nachdrucker werden hier zu Lande nicht gehangen.

3.

An einen Nachdrucker.

Daß du beim dicken Gastwirth, Stich,
Hast Raben jüngst, statt Tauben, müssen essen,
Das ärgert mich so sehr, wie dich,
Viel besser wär's, sie hätten dich gefressen.

Schink.

II.
Auszüge.

Ueber Genua und seine Merkwürdigkeiten.

(Aus Dupaty's Briefen über Italien vom Jahr 1785 nach Herrn Hofrath Forster's vortreflicher Verdeutschung.)

Es ist früh um sechs Uhr. Meine Phantasie erwacht im Pallaste Sera oder vielmehr im Sonnentempel. Ich schließe unwillkührlich meine Augenlieder. Wer kann diesen Glanz ertragen, wer kann ihn beschreiben? Der Saal des Pallasts schimmert wie die Natur, wenn man sie durch ein Prisma betrachtet. Bei diesen Spiegeln, diesem Pflaster, diesen Säulen, bei dem verschwendeten Golde, Lasur, Marmor und Porphir, ist Pracht der einzige passende Ausdruck.

Wollt Ihr die schönste Straße in der Welt sehen? Seht die neue Straße in Genua. Zwei lange Reihen von Pallästen auf einem Lavapflaster wetteifern hier mit einander um den Vorzug und prangen mit ihrer Höhe, mit ihrem Umfang, mit allem Schmuck der Baukunst, Hallen, Facciaten, glänzenden Säulengängen von weißem, schwarzen, tausendfarbigen Stucco. Ihr wähnt nur ein

Ge-

Gemälde zu sehen, und es ist in der That ein hingezauberter Pallast.

Die Häuser von Genua sind von ansehnlicher Höhe, die Straßen hingegen so enge, daß die Sonne sie nie bescheint. Genua, möchte man glauben, ist nur für eine Jahrszeit gebaut, eine Stadt blos für den Sommer.

Die Besitzer dieser kostbaren Palläste, meistens Senatoren und Edle, kennen selbst nicht die Schönheiten ihres Eigenthums, oder erfahren sie erst von staunenden Fremden und aus dem Munde der prahlenden Ruhmgöttin. Neben jenen Sälen, ja in den Sälen selbst, wo die Farben eines Titian, Rubens, Vandyk und Veronese spielen, dort stellen diese edlen Genueser täglich die plumpste Arbeit des dünnesten Pinsels auf. Sie bewohnen nicht einmal diese reichen Zimmer, sondern irgend ein Dachstübchen, und sind gleichsam nur die Hausvögte ihres eignen Pallastes. In den Hallen endlich, unter den Säulengängen und Thoren von Marmor, wimmelt es täglich von Bettlern. Haben die Künste nur dazu den Boden mit spiegelglatten Porphir und Granit belegt, daß diese Elenden ihr Ungeziefer darauf zertreten könnten.

Ich bin eben im Pallast des Doge gewesen, wo der Senat seine Sitzungen hält, und von wannen er auf fünfmalhunderttausend Unterthanen den Geist seiner Verfassung, seiner Gesetze, seiner Politik, mit Einem Worte, seines Geizes haucht. Beim Eintritt in den Vorhof verliert man sich in Erstaunen. Die Marmorsäulen und die Statuen von Marmor, welche die Facciate schmücken, gewähren einen entzückenden Anblick. Man kommt zuerst in den Saal des kleinern Raths; hier erblickt man alles, was die Baukunst zierliches hat; der große Versammlungssaal hingegen ist das Meisterstück der architektonischen Pracht. Zwischen unzähligen Säulen stehen hier die Statuen der großen Männer, welche die Republik hervorgebracht hat.

Ihrem Verdienst oder ihrem Glücke bringt die Nachwelt hier das schuldige Opfer dar, einen Blick, der ihr Andenken erneuert. Mitten unter allen diesen Edlen befindet sich auch der Marschall von Richelieu.

Ein Brand verzehrte im Jahr 1773 diese Denkmäler und eine große Gemäldesammlung von den berühmtesten Meistern. Der Bau steht wieder da, die Gemälde aber sind auf ewig dahin. Architekten und Bildhauer hat man noch finden können, aber keinen Maler mehr.

Aus dem Pallast des Doge begab ich mich in einen andern prachtvollen Pallast; durch eine lange Kolonnade, gieng ich auf Marmor von allen Farben an ein großes Portal; es that sich auf, und ich war in einem Krankenhause.

Es enthält zwölfhundert Kranke in verschiednen Sälen; in einem die Mannspersonen, im andern die Weiber; hier die Verwundeten, dort die Fiebertranken. Mich dünkte, ich sah den Tod einhergehen mitten unter diesen zwölfhundert Siechen, und aufs Gerathewohl bald links, bald rechts, die unsichtbare Sense schwingen. Ich sah einen Menschen verscheiden.

Um das Bett der Kranken her stehen ihre gerührten Angehörigen, die sie trösten und ihnen Linderung verschaffen; hier pflegt die Mutter ihre Tochter; der Mann die theure Gattin. Dem Sterbenden wird der letzte Trost gegönnt, daß werthe, liebe Hände seine Augen schließen.

Es herrscht in diesem Hospital die vortreflichste Ordnung, die vollkommenste Reinlichkeit und die äußerste Sorgfalt. Die Kranken genesen.

In den Sälen stehen die Bildsäulen aller Wohlthäter des Hospitals. Wer ein dankbares Herz hat, kann also, wenn es seine wiederkehrenden Kräfte gestatten, die reine Wollust genießen, die Füße seiner Schutzengel mit Thränen zu netzen.

Ich

Ich weiß nicht, welchen Namen ich dem Vergnügen geben soll, welches mich in dieser Wohnung des Jammers festzuhalten schien.

Ich habe den sogenannten Freihaven besucht. Es ist eine Niederlage, wo man allerlei Kaufsmannswaare abladet, welche zur See nach Genua kommt. Wie sie da unter einander liegen, die Grünspanklumpen, die Zuckerfässer, die Marmorblöcke, die Kaffeeballen, die Tücher, die Hölzer, die Produkte Asiens und die Produkte des Norden. Das ist ein Gewühl, eine Geschäftigkeit, ein Ueberfluß, über alle Begriffe. Aus jedem Ballen und aus jeder Waare saugt der öffentliche Schatz auf zwiefache Art seinen Lebenssaft. Mit einem Heber zieht er zehn vom Hundert von allen Waaren die Genua verbraucht, und mit dem andern drei vom Hundert von durchgehenden Waaren. Zum Transport und zur Fortschaffung der Güter, bedient man sich hier der Bergamasken, denen Genua ihre Kräfte und ihre Redlichkeit theuer bezahlt.

Vom Freihaven gieng ich nach der Bank des heiligen Georg. Dort birgt man unter hundert Schlüsseln die Lösung jenes großen furchtbaren Räthsels: ob die Bank Millionen reich, oder Millionen schuldig sey? Das Heil des Staats und zum Theil seine Reichthümer beruhen auf diesem Räthsel.

Was höre ich? In ganz Genua wäre nur eine Bäckerei und nur eine Schenke, unter Verwaltung und Aufsicht des Senats? „Nicht anders; die Republik „allein verkauft Brod, Wein, Holz und Oel.“ Doch ohne Zweifel, um alles Murren zu verhüten, im niedrigsten Preise, und von jeder Art das Beste? Die „Republik verkauft die schlechteste Waare zum höchsten „Preise, und das Murren kümmert sie nicht.“ Wie erträgt aber das Volk diesen Alleinhandel? „Es bettelt, „stiehlt und mordet, es hat Hospitäler, und — leidet

„was

„was es kann.“ Wo will es denn endlich mit der Bedrückung hinaus? „Das Maaß der Unterdrückung, die „man ertragen kann, ist noch nicht voll. Das Volk „empört sich nicht, wenn es ihm gefällt. Ein volles „Glas fließt noch nicht über; ein Tropfe zu viel, dann „erst fließt es über.“

Den Tropfen zu viel zu verhüten, das ist also des Adels einzige Sorge. Seinem Geiz opfert er einen Theil seines Ansehens. Er hält über keine Verordnungen, läßt die meisten Verbrechen ungestraft, und erkauft das Stillschweigen der Schreier. Dennoch glaubt man, jener Tropfe zu viel sey unausbleiblich; die Geduld des Volks geht zu Ende. Meint Ihr, die edlen Genueser ließen sichs anfechten? Ihr Augenmerk ist Reichthum. Sehr oft verbitten sie sich Stellen im Senat, die das Glück ihnen darbietet; aber um den geringsten Posten bei der Verwaltung der Bank und der Hospitäler bewerben sie sich, dem Schicksal zum Trotz. Ihnen fehlt der mächtigste Antrieb guter Regenten; sie haben kein Land, sie sind Kaufleute.

Ich gieng in die öffentliche Bäckerei, ein sehr weitläuftiges Gebäude.

Hier ist das Brod der Reichen, dort das Brod der weit zahlreichern Armen. Ueberall sind doch die Armen eine Mittelgattung zwischen den Reichen und den Thieren, und wie nahe gränzen sie nicht an der Thierheit?

Ich kostetete das Brod für die Armen. Wie sind die Thiere so glücklich!

Bei der Stimmung, welche ich mit aus diesem Hause nahm, verloren alle Schönheiten, alle Reichthümer des Pallasts von Durazzo ihren Reiz für mich.

Die Augen, welche Menschenelend sahen, verwundet der Anblick der Pracht und Ueppigkeit.

Ich

Ich bin zum zweitenmal im Pallaſt Durazzo geweſen. Von allen Gemälden, die man dort bewundert, ſind mir nur vier im Gedächtniß geblieben.

Eins iſt ein alter Mann von Rembrandt. Wahrheit, Wirkung, Licht und Schatten ſind bewnndernswürdig. Ich hätte ihn anreden mögen.

Hat Paul Veroneſe dabei geſtanden, als Magdalena ſich dem Heiland zu Füßen warf? Jeſus mußte dieſe Stellung, dieſen Adel in den Zügen, dieſe Milde, dieſen Blick haben, der an Rührung gränzt. Magdalene iſt ſo ſchön, ſo einnehmend zumal, und in Wahrheit, ſo tief gerührt! In allen Zügen herrſcht ein bewunderswürdiger Ausdruck. Das Licht ſammelt ſich in einen Punkt, von dem es ſeine Strahlen wieder nach allen Gegenden verbreitet, und über die Leinwand iſt Luft hingehaucht.

Die meiſten Maler ſind nur Versmacher und keine Dichter.

Taſſo zeigt uns Orindo und Sophronien „an Einen „Marterpfahl gebunden,“ der Flammen harrend, die den Holzſtoß zünden ſollen. Taſſo war ein Dichter! Aber was iſt dieſer Maler, der ihn copiren will? Ich höre nicht Orindo's Klage, ſehe nicht Sopfroniens Ergebung; das Volk iſt nicht gerührt, und der Tyrann nicht aufgebracht.

Ich leſe den Taſſo nach. Da ſind ſie! da iſt die wahre Sophronia! Sie ſpricht mit ihrem Orindo: warum klagſt du, mein Freund? ſieh' an den Himmel, wie er ſo ſchön iſt! ſieh die Sonne; ſie ſcheint uns zu ſich zu rufen, ſie tröſtet uns.

Von dem allen ſagt das Gemälde nichts; es iſt ſtumm.

Ich kann ſagen, nun habe ich auch den Seneka ſterben geſehen. Er ſtirbt auf dieſem Gemälde. Die mittelſte Figur, halb entkleidet, wie ein Menſch, der ſeinen Leib den Elementen wiedergiebt und nicht mehr gegen ſie ſchützt, hält die Füße im Bade und läßt das Blut ſtrömen; das

iſt

ist Seneka. Rechts, etwas tiefer, sitzt in einiger Entfernung ein Schreiber, der geschrieben hat und inne hält; links zwei andere Schreiber; sie halten ebenfalls inne. Auf eben der Linie, so hoch als Seneka, steht ein Mensch in einer dunkeln Ecke; jetzt erkenn' ich ihn; es ist ein Soldat. In der andern Ecke, aber im Lichte, seh ich einen alten Senator. Betrachten wir nunmehr was vorgeht. Der ehrwürdige Alte diktirt, in Erwartung des Todes, die Gedanken, die vor seinem innern Sinn vorübergehen. Der Tod hemmt ihren Gang. Der Arm ist eiskalt, das Blut will nicht mehr fließen, der Leib erstarrt, das Haupt schwankt, und der Blick, der einen Gedanken erspähte, strebt umsonst ihn festzuhalten, und will erlöschen. Jeder von den Schreibern, mit einem andern Ausdruck von Theilnemung, Aufmerksamkeit und Besorgniß, jeder mit der Feder in der Hand, blickt unverwandt auf die Lippen des Weisen, die noch ein Wort beginnen. Nur noch eine Bewegung, und es ist ausgesprochen: umsonst! der Tod drückt ihnen das Siegel auf. Mittlerweile zählt der Centurion an der Thür, mit Ungeduld die Augenblicke, bis zum letzten Hauch des Philosophen; schon hebt er den Fuß in die Höhe, denn Nero ists, der auf ihn wartet. Der alte Senator endlich denkt an Nero, indem er Seneka's Tod erwägt.

Diesen Morgen besucht' ich die Galeeren. Die Kette bindet ohne Unterschied fünf verschiedene Klassen von unglücklichen Menschen; Missethäter, Schleichhändler, Ausreisser, von Korsaren gefangene Türken und freiwillige Ruderſklaven.

Freiwillige? Im Uebergang vom Hunger zum Tode, lauert die Regierung dem Armen auf. Er sieht ein Goldstück schimmern, und die Galeere sieht er nicht; man wirbt ihn an. Nebeneinander sitzen Darbende und Verbrecher,

und

und schleppen dieselbe Kette! Der Knecht der Republik nnd ihr Verräther theilen gleiche Quaal!

Die Grausamkeit der Genueser geht noch weiter. Gegen die Zeit, wenn die Dienstjahre um sind, wollen sie dem Elenden Geld leihen. Wer unglücklich ist, brennt vor Begierde zu genießen; er lebt immer nur im gegenwärtigen Augenblick. Das Anerbieten wird angenommen, und nach acht Tagen bleibt den Erbarmenswürdigen nur die Reue noch, und ihre Kette übrig. Um ihre Schuld zu tilgen, verkaufen sie sich zum zweitenmale acht Lebensjahre dem Staat. Zwischen dem Handgeld und dem Darlehn zerinnt wechselsweise ihe Daseyn auf den Galeeren; sie sind hinabgestossen auf die unterste Stufe des Elends und der Schande, um dort auch zu verschmachten.

Wir bemerkten unter diesen Unglücklichen einen Franzosen; es war ein junger Bursche. Er erzählte uns seine Geschichte, und vergoß einige Thränen. Wir schenkten ihm eine Kleinigkeit, und seine Thränen flossen stärker. O laßt uns forteilen aus diesen Regionen des Jammers, wo man bedauert, ohne helfen zu können! Dies ist die Gränze, jenseits welcher das Mitleid zwecklos ist!

Aber was ist das für ein Gefängniß dort in jener Ecke, sagt' ich meinem Führer? Wie niedrig, wie dunkel, wie feucht! und auch noch durch einen Queerschlag abgetheilt! Ich bitte Dich, was für Thiere liegen auf dem Queerschlag und auf der Erde! Sie können ja kaum kriechen. Scheußliche Köpfe mit langem straubigem Haar ragen unter der Decke hervor. Wie stier und wild ist ihr Blick! Essen sie sonst nichts als dieses schwarze, harte Brod? „Freilich nicht.“ Trinken sie nur dieses schlammigte Wasser? „Das versteht sich.“ Bleiben sie immer so liegen? „Ja.“ Wie lange sind sie denn hier? „Seit zwanzig „Jahren.“ Wie alt sind sie? „Siebenzig Jahre.“ Wie heißen sie? „Türken.“

Diese

Diese unglücklichen Türken haben die Menschlichkeit abgelegt, und kennen nur noch die Bedürfnisse des Körpers. Ihr Aufenthalt ist ein Grab, wo sie allmählig ihren geringen Ideenvorrath, die Natur und Heimath ihnen mitgetheilt hatten, einbüssen mußten.

Die übrigen Türken, die noch unter sechzig Jahren sind, liegen ebenfalls an Ketten, in kleinen Vertiefungen, die man von sechs zu sechs Fuß in einer langen Mauer angebracht hat. Kaum haben sie Raum zu sitzen oder sich auszustrecken; sie schnappen dort ein wenig Luft, die man ihnen noch vergönnt, oder nur nicht nehmen mag.

Die Genueser geben gleichwohl des Beispiel einer Tapferkeit, die man kaum von ihnen erwarten sollte. Sie gestatten den Türken eine Moschee — und in Frankreich haben die Protestanten noch keine Kirche.

Ein Zug, und das Gemälde der Galeeren ist fertig. Von Bank zu Bank sah ich einen Ueberrest von Nahrungsmitteln verkaufen, den die Hunde in den Straßen hatten liegen lassen. Mit den Augen verschlangen es die Elenden, zankten sich drum, und entwendeten es einer dem andern.

Genua! Deine Palläste sind weder hoch noch weitläuftig, weder zahlreich noch glänzend genug; denn man sieht deine Galeeren!

Von dem vormaligen Doge L . . . müßt Ihr mich erzählen lassen

Herr L . . . ist ein liebenswürdiger, und zugleich ein ehrwürdiger Greis. Nachdem er so viele Länder gesehen, so viele Bücher gelesen hat, so oft in den verschiedenen Aemtern der Republik mit dem Eigennutz, den Leidenschaften, ja dem ganzen Wesen des Menschen vertraut geworden ist, bleibt ihm von dem Nobile, dem Erdogen, dem Senator, nur der Mensch noch übrig.

Die Sorge für den Ruhm entzieht er manchen Augenblick, um ihn der Natur in seinen reizenden Gärten zu

Poggi

Poggi zu schenken. Dort fließt sein Leben so sanft auf den Rasen, wie das Wasser, welches ihn nezt, und welches Tag und Nacht seinem schönen Springbrunnen entquillt.

Die Fremden, die ihn zu Poggi besuchen, auch diejenigen, die nur Poggi sehen wollen, bewirthet er auf die gefälligste Art. Er öfnet ihnen alles, sein Herz und seinen Geist, wie seine Gärten. Er ist einfach und von edlen Sitten, wie ein Mann, der sich nie selbst erhebt, und gleichwohl immer emporgerufen ward. Empfängt er jemanden, so geschieht es auf die ungezwungenste Weise. Im ersten Augenblick hat man sich mit seinem Ruf abgefunden, um ganz ihn selbst zu genießen.

Seine Unterhaltung ist oft gräde was man wünscht, und allemal so gestimmt, daß man sprechen kann; er versteht die Kunst, sich selbst zu vergessen, und denkt sich immer an des andern Stelle. Seine Lieblingsgegenstände sind jedoch die Künste und Wissenschaften, denen er sein ganzes Leben hindurch gehuldigt, die ihn erst zum Ruhme geführt, und dann auch wieder über seine Nichtigkeit getröstet haben. Sein Ohr bewahrt noch den Nachklang der schönsten Gedichte aus allen Sprachen auf; in seiner Phantasie schweben noch die lieblichsten Traumgestalten der Dichtkunst. Er führt Autoren an, doch ungesucht; die Blitze seines Geistes sind natürliche Ausströmungen; seine Reflexionen scheinen sinnreich und sind tiefsinnig. So funkelt es nun unaufhörlich in seinen Unterredungen, worin er die ernsten Gedanken des grauen Alters verwebt.

Herr L.... erträgt den Widerspruch; wer gegen seine Meinungen anstößt, beleidigt seine Eigenliebe doch nicht. Herr L... verachtet keinen Menschen; wo er mit seinem Verstand aufs Reine ist, zweifelt er noch am allgemeinen Menschenverstande. Man darf ihm Fragen dreist vorlegen, er antwortet drauf; denn er hat nicht vergessen, daß

er all sein Wissen erlernte; jedem giebt er Wahrheit, ohne Rückhalt und ohne Gepränge.

Er ist sich immer gleich, in der Stadt wie auf dem Lande; im Senat, wenn er ein Gesetz giebt, wie in seinem Wäldchen, wenn er eine Staude hinzupflanzt.

Die schönen Gärten zu Poggi gleichen nicht jenen symmetrischen Gärten, die der Hochmuth bestellt und die Baukunst ausgeführt hat; nicht jenen Gärten, wo unter der einförmigen, despotischen Zucht der Scheere, des Rechens und der Schnur, jedes Beet nur eine Blume, jeder Gang nur einen Baum, jeder offne Platz nur einen Weg, und alles nur eine Masse darstellt; nicht jenen Gärten, wo das Wasser in ungeheuren Becken zum ewigen Schlaf und zum Schweigen verurtheilt ist; nicht jenen Gärten endlich, die, so groß ihr Umfang ist, nur für eine Stunde, einen Gang von hundert Schritten und einen flüchtigen Blick gemacht worden sind.

Statt dessen hat der Genius dieser Gärten alles hingezaubert, was Kenntniß und Liebe der schönen Natur ihm eingeben konnten, um das Auge, die Phantasie und das Herz zugleich, durch zarte Rosenbeeten, durch Wasser und Erde, durch Blumen und alle Schattirungen von Grün im mannichfaltigen Sonnenstrahl zu entzücken.

Der Umfang dieser Gärten ist unbeträchtlich; die Kunst besteht darin, ihn nicht auf einmal darzulegen, sondern vielmehr so haushälterisch zu verheelen, daß jeder Schritt neue Räume, jeder Blick neue Gegenstände findet, bei denen sich die Seele in süßen Träumereien wiegt. Es giebt keine Blume im Garten, die nicht einen Schauplatz hätte, wo sie glänzen soll; kein Tröpfchen Wassers, das nicht sein Daseyn durch Bewegung und Geräusch verkündigt; keinen Baum, der nicht ins Auge fällt, und gleichwohl keinen einzigen, der sich aufzudringen schiene. Die Hütte dort, diese Grotte, jene Heerden in der Ferne und so manchen

unser Gottfried, der von nun an ununterbrochen Gottfried heißt, ist Bischof geworden, ist hier also wirklich, wie Lamprecht sagt, Nachfolger Christi. Aber er scheint diesem hohen Amte keine besondere Freude abgewonnen zu haben. Er hat es nicht lange bekleidet.

Das Gottfried so leicht Christus nachfolgt hat vielleicht seinen Grund darin, daß er ihm schon vorher nahe gestanden hatte. Er war Mönch in Clairvaux und dann Prior daselbst gewesen, Genosse und Lieblingsschüler des heiligen Bernhard. Und wie dieser Bernhard Gottfried auf den Bischofsstuhl von Langres befördert zu haben scheint, so hat Gottfried seinerseits Bernhard in seinen letzten Lebensjahren gepflegt. Er hat ihn gepflegt, wie Bernhard selbst es gewünscht hatte, wie Bernhard es verlangt hatte, wie Bernhard es sich erbeten hatte. Er hat ihn gepflegt, wie Bernhard es sich nicht anders erbeten konnte, wie Bernhard es sich nicht anders erbeten durfte.

Denn es ist ein Grundzug des Mönchs, daß er seinen Nächsten liebt wie sich selbst, daß er ihn liebt wie sich selbst, aber nicht mehr als sich selbst. Und Bernhard hatte sich selbst, wie wir wissen, nicht geschont, sondern sich geopfert für die Brüder. Er hatte sich geopfert für seine Mönche, für seine Nonnen, für seine Kirche, für seine Kreuzzüge, für die Kirche seiner Diözese. Er hatte sich geopfert für

Oft sitzt er ganz allein in einem kleinen Marmortempel, den das Gebüsch verbirgt, und mitten durch die belaubten Aeste und zwischen den Säulen hin, betrachtet er tiefnachsinnend das Meer vom Sturm zerwühlt, und Genuas Senat eine Beute der Habsucht.

So lebt der Weise am Abend seiner Tage.

Dem Denkenden und Gefühlvollen bietet das prächtige Hospital der Unheilbaren ein großes Schauspiel dar.

Also von diesen neunhundert Unglückseligen, die an ihr Schmerzenlager gleichsam angekettet sind, wird keiner je genesen?

Werden diese Greise noch länger leben? diese Kinder immerfort leiden?

Es ergriff mich ein Schauder, als ich durch die Gemächer, und in der Stille dieses Pallasts der Leiden umherging.

Von einem Ende des Saals zum andern, hörte ich ein langsames Regen, und vernahm Einen Seufzer.

Welches Auge könnte diesen Haufen unheilbarer Kranken von jedem Alter und Geschlecht durchirren, ohne Thränen zu vergießen bei dem Gedanken, daß sie die Märtyrer des Lebens sind?

Neben diesen Unglücklichen, die ihre Gesundheit verlohren haben, sieht man in einem benachbarten Saal die Unglücklichen, die den Verstand verlohren haben. Hieher sammelt sich also der Auswurf, von Menschen, aller Art die der Natur in der Form mißglückten!

Dieses Hospital, sagt man, wird nicht so gewissenhaft verwaltet, wie die übrigen; das macht, die Plagen, womit ein jeder hier behaftet ist, bleiben ihm ewig, und das Mitleid ist unbeständig. Selbst das Mitleid verlangt immer neue Gegenstände, denn um das ganze Herz des Menschen, ist es nur ein leichtes, flatterhaftes Ding.

Was

Was hör' ich? was seh' ich? Der Doge und der Senat werden nächsten Sonntag dieses Hospital besuchen; und schon ist man geschäftig, die Betten zu säubern, die Säle auszuräuchern, die Wände zu schmücken? Man bereitet ihrem Anblick eine schändliche Lüge. Ihr Könige! so zeigt man Euch eure Länder, wenn Ihr sie durchreist!

III.

Abhandlungen und vermischte Aufsätze.

I.

Ein Beitrag zu den Prüfungen der Wunder.

Von jeher hat man das Wunderbare mit der Religion in Verbindung gesetzt, und in der That scheinen die positiven Religionen dessen nicht entbehren zu können. Ihre Lehren, — die wichtigsten wenigstens — sind auf unmittelbare Aussprüche der Gottheit gegründet, welche von der Stimme der Natur und der Vernunft verschieden sind, wodurch das höchste intelligente und intelligible Wesen sich dem denkenden Beobachter seiner Werke zu offenbaren pflegt. —

Ihre Stifter müssen also eine **nähere** Verbindung mit dem **Urgrunde der Dinge** von sich prädiziren, und sich auf gewisse übernatürliche Erfahrungen berufen. Es ist aber die Frage, ob diese Berufung zulässig, und vor dem Richterstuhl der nach **ihren** unveränderlichen Gesetzen urtheilenden Vernunft, zu rechtfertigen sey? — —

Glaube an Wunder der Vorzeit, ist in einem an Wundern leeren Zeitalter doch wirklich eine harte Forderung. Wir sind geneigt, vom Bekannten aufs Unbekannte, vom Gegenwärtigen aufs Vergangene zu schließen, und vorauszusetzen, daß im Laufe der Jahrtausende, welche seit dem Anfange der Existenz des menschlichen Geschlechts auf Erden verflossen sind, Natur und Menschen, und folglich auch Eräugnisse und deren Triebfedern im Wesentlichen sich gleich geblieben seyn werden; daß zwar nichts Neues unter der Sonne geschiehet, aber auch seit der Organisation und Belebung des Erdkloses, aus welchem durch die bildende Hand des Allmächtigen, der erste Mensch ward *), nie sich Begebenheiten auf dieser Erde zugetragen haben, von denen wir nicht in unserm Zeitalter ähnliche Beispiele erlebt haben sollten.

Wenn wir das Leben des **Apollonius von Thyana** lesen, so wie es uns sein Evangelist, **Philostrat**, beschrieben hat, und wir finden darin, daß er böse Geister vertrieben hat, so erinnern wir uns der Gaßners und Hexenpaters unsrer Zeiten, und schließen von der entdeckten Charlatanerie der Exorcisten des achtzehnten Jahrhunders, auf den Charletanism jenes alten Geisterbanners, welcher damit vielleicht unentdeckt geblieben ist. Wenn sein Biograph uns berichtet, daß er viele Kranke geheilt habe, so fallen uns die vorgegebenen Kuren unsrer Wunderdoktors und Quak-

*) Es ist sehr schwer, sich zu überreden, daß die Reihe der Zeugungen im menschlichen Geschlecht **ohne Anfang** unendlich sey. — —

Quaksalber mit und ohne Privilegium ein, und die Sagen, welche bald nach der Erscheinung dieser Marktschreier, im Publikum umzulaufen, und sonderlich vom Pöbel begierig angenommen, und durch Zusätze vergrößert zu werden pflegen. Es ist möglich, daß der Mann von Thyana einige Kranken geheilt hat. Aber thun unsere Doktors, unsere Feldscheerer, und selbst unsere Scharfrichter und Schäfer, nicht bisweilen das nehmliche? — — Wir wissen nur nicht, welcher natürlichen Mittel er sich bedient hat, so wie wir nicht durch das Zeugniß eines großen und unpartheiischen Arztes wissen, ob und in wie fern die Krankheit des Genesenen, der menschlichen Kunst unheilbar war.

Man weiß, daß Philostrat seinem Helden die Auferweckung eines verstorbenen Mädchens zuschreibt. Wir müßten aber mit untrüglicher Gewißheit versichert seyn, daß dieses Mädchen wirklich todt war, um sein Erwachen für ein Wunder erklären zu können. Die bloße Versicherung eines — oder auch mehrerer — Philostraten ist bei weitem nicht hinlänglich, diese untrügliche Gewißheit zu begründen. Auf der einen Seite wissen wir aus der gleichförmigen Erfahrung aller Zeiten und Länder, daß wirklich todte Menschen für diese Welt nicht wieder lebendig werden. Auf der andern Seite können wir keinen Menschen, folglich keinen Geschichtschreiber, für untrüglich halten. Alle sind dem Irthume unterworfen. Die Schrift selbst erklärt alle Menschen für Lügner, und Vopiscus gestehet ganz naiv; daß es keinen Geschichtschreiber gebe, der nicht irgend einmal gelogen habe. — —

Das stärkste vielleicht, was sich gegen alle Wundergeschichten sagen läßt, ist: daß wenn man auch nur eine derselben als glaubwürdig zugiebt, man von Stund an aufhören muß, das ganze unermeßliche Chaos von Legenden und Wundermährchen, an und für sich unglaublich zu

finden, womit die fruchtbare Feder heidnischer und christlicher Fabelhänse, von Herodots Zeiten an, bis zu den spätesten Mönchschroniken herab, die Welt so reichlich begabt hat. Wenigstens wird durch jene Annahme, der menschliche Verstand in keine geringe Verwirrung und Verlegenheit gesetzt, wenn er sich selbst davon Rechenschaft geben soll, warum er — den Zeugnissen zum Trotze — ein Faktum verwirft, dessen Pendant er dem Zeugniß zu Gefallen, und seiner eigenen innern Unwahrscheinlichkeit zum Trotze, so eben als **möglich, glaubwürdig** und **wahr** zugegeben hatte.

Ist eine Erscheinungsgeschichte als historisch erwiesen anerkannt, so ist es nicht leicht, alle übrigen Erzählungen von Erscheinungen der Verstorbenen u. d. m. zu verwerfen. Man macht sich, wie es scheint, einer Inkonsequenz schuldig. Was **einmal** geschehen ist, kann **mehrmals** geschehen seyn, und ferner geschehen; ja, es ist alsdenn nicht einmal wahrscheinlich, daß eine Begebenheit dieser Art, sich, so lange die Welt stehet, **nur ein einziges mal** zugetragen haben sollte. Alle übrige dem Apollonius zugeschriebenen Wunder sind so beschaffen, daß sie den Gaukler und Taschenspieler offenbar verrathen. Die Pygmäenvölker, die er auf seinen Reisen gesehen hat, gehören mit den Acephalen, welche der heilige Augustin in Aethiopien sah, in eine Klasse. Kein philosophischer Beobachter der Natur und der Menschen, hat auf seinen Zügen durch die Welt sie je gesehen. Redende Bäume, dergleichen Apollonius angetroffen haben will, sind in der Natur so wenig vorhanden, als das Krucifix, welches dem **heiligen Thomas von Aquin**, wegen seiner Schreibereien, seinen Beifall auf lateinisch bezeugte. Was die tanzenden Tische und Teller und die **mit Wind und Wasser gefüllten Fässer** betrift, deren Philostrat gedenkt, so wird man einräumen, daß man ohne allen Beistand eines Agatho- oder Kakodämons,

durch

durch eine verborgen angebrachte Maschinerie, Tische und Teller tanzen machen kann; daß es aber so unmöglich ist, Fässer mit Wind und Wasser zu füllen, als den Mond mit den Zähnen zu fassen. — — — —

Die Berufung auf die Allmacht, oder doch auf die Assistenz höherer, endlicher Geister, scheint dem Vorgeben des Wundererzählers auch nicht den kleinsten Grad von Wahrscheinlichkeit zuzusetzen. Uns ist es unmöglich, die Allmacht anders, als aus der, von ihr gegründeten beständigen Ordnung der Natur zu erkennen. Wir suchen zu diesem nach einförmigen Gesetzen fortschreitenden System der Dinge, eine Ursache, und wenn wir uns einbilden, sie gefunden zu haben, so wird es uns schwer, sie in irgend einem Falle, ihren eigenen Gesetzen entgegen arbeiten zu lassen. Es ist gegen ihre Gesetze, daß Eisen auf der Oberfläche des Wassers schwimmt, daß aus Brunnenwasser plötzlich Blut wird, daß ein Baum, der von Natur weder denken noch reden kann, plötzlich von einem Geiste belebt wird, der aus dem Baume sich hören läßt.

Nicht der Idealism, aber eine gewisse Geistertheorie, welche in alles — ohne Unterschied — in Bäume, Quellen, Thiere u. d. m. Geister fahren, und sie darin prakeln und spucken läßt, ist ein Quell der größten Kalamitäten für das menschliche Geschlecht gewesen — ein Aberglaube, dessen Bestreitung zu den Pflichten ächter Weltweisen gehört.

Man erfüllt die Natur mit eingebildeten, unsichtbaren Kräften, für deren Existenz man keinen andern Grund weiß, als die wunderbaren Wirkungen, die man ihnen zuschreibt, weil man sie, ohne die Voraussetzung jener Wesen der Feenwelt, nicht erklären kann. Man scheint aber bei diesem Beweise der Existenz dieser Geister, einen Zirkel zu begehen, indem man die erzählten wunderbaren Wirkungen, von welchen man auf ihr Daseyn schließt, vernünftiger Weise nicht glauben kann, wenn man nicht schon voraus-

setzt, daß es Wesen in der Natur giebt, welche den Lauf der Dinge hienieden so weit abzuändern oder zu unterbrechen vermögen. Denn, wenn — welches sehr möglich ist — diese Geister nicht existiren, oder doch ihre Wirkungssphäre sich nicht bis in unser Erdsystem erstreckt, so können sie die Wunder nicht bewirkt haben, die man uns erzählt. Und wenn diese Wunder sich auch sonst nicht natürlich erklären lassen, sondern aus dem Mechanismus, der hier auf Erden sich äußernden Weltkräfte nicht erfolgen konnten, so ist der Philosoph berechtigt, sie als Erdichtung müßiger Köpfe, oder als Visionen der Träumer alter und neuer Zeit, zu verwerfen. Man ehrt den Schöpfer nicht, wenn man ihm Wunder zuschreibt, die der Philosoph, nicht aus Mistrauen gegen die Macht Gottes, sondern aus Mistrauen, gegen das so oft falsch befundene Zeugniß fehlbarer Menschen, bezweifeln kann.

N. N.

2.

Verschwörung des Regiments Rambüres, gegen die Stadt Ardres in Picardie.

(Pendant zu dem Subordinations-Aergerniß, das die Gardes Francoises in unsern Tagen gegeben haben.)

Das Regiment Rambüres, Infanterie, lag 1650 zu Ardres in Besatzung, ein Ort, der wegen der Nachbar-

schaft der Spanier zu St. Omer von Wichtigkeit war. Es bestand aus ohngefähr 1400 Mann, die ihre Excesse eben so verhaßt, als furchtbar in einem Lande gemacht hatten, wo die Zügellosigkeit der Truppen, durch die innern Unruhen, welche das Reich zerrütteten, keine Schranken mehr kannte.

Der Kommendant, Marquis von Rouville, hatte vergebens darüber bei dem Ministerium Klage geführt, das in diesem Augenblicke mit andern wichtigern Gegenständen beschäftigt war. Um das Uebel nicht noch ärger zu machen, wovon die Folgen sehr schlimm werden konnten, sah sich der Marquis gezwungen, einstweilen die Augen über das raubgierige und unbändige Betragen der Soldaten zu schliessen, das ihm innerlich wurmte.

Aber diese anscheinende Nachgiebigkeit vermehrte noch die Freiheit der Schuldigen, deren Insolenz ihn endlich zwang, eine Parthei zu ergreifen, die ihm zwar sehr gefährlich, aber äußerst nothwendig zu seyn schien.

Er ließ an einem Morgen die Offizier des Regiments zusammenrufen, und machte ihnen bekannt, daß wenn sie in Zukunft nicht thätiger daran arbeiten würden, die Soldaten im Zaum zu halten, so würde er, ohne weitern Befehl vom Hofe abzuwarten, die schleunigsten und wirksamsten Mittel ergreifen, um sie zu ihrer Schuldigkeit zu bringen.

Diese Herren, die wohl merkten, was sie von einer solchen Drohung zu fürchten hatten, deren sie sich von der gewohnten Toleranz des Kommendanten nicht versahen, versprachen mehr, als man von ihnen verlangte, aber verließen ihn mit dem festen Entschluß, sich zu rächen.

Verstellung schien ihnen um so nothwendiger, da ihnen nicht unbekannt war, daß der Marquis durch zwei Kanonenschüsse, in kurzer Zeit mehr denn 1000 Mann Miliz vom Lande in die Stadt rufen konnte, welche durch die

Nach-

Nachbarschaft des Feindes, wackere und abgehärtete Krieger geworden waren, und daß bei dem allgemeinen Haß der Bürger und Bauern, sie sich keine Schonung von einem Volke versprechen durften, das sie durch ihre Ausschweifungen aufs äußerste getrieben hatten.

Sie berathschlagten noch den Abend in ihrem Gasthofe, wie das, was sie den Trotz des Kommandanten nannten, zu beugen sey, und es dünkte ihnen der kürzeste und sicherste Ausweg, wenn sie die Stadt der Spanischen Garnison zu St. Omer überlieferten. Alles nöthige wurde dieser Entschließung gemäß verabredet, alle Maaßregeln getroffen, und nun waren sie nur bedacht, die Wachsamkeit des Kommandanten, durch das unterwürfigste und ordentlichste Betragen, einzuschläfern.

Der Kommandant, ein braver und biederer Kriegsmann, der aber andre nur zu gern nach sich selbst beurtheilte, beging die Schwachheit, diesem treulosen Anschein zu trauen, und sich nichts Böses ahnden zu lassen. Einer von den Verschwornen war in Bauerntracht nach St. Omer gegangen, um daselbst mit dem Prinzen von Robecq, dem Spanischen Gouverneur, in Unterhandlung zu treten: sie wurden mit ihm einig, ihn den 2ten des kommenden Monats Julius, in Besitz von Ardres zu setzen.

Ein Einwohner von Ardres, Peter Rose, Gasthalter des Gasthofs zum Dauphin, hatte eine schöne und junge Tochter, Namens Franciska. Der Kapitainlieutenant bei der ersten Kompagnie von Rambures, der mit den andern Officieren nichts gemein hatte, als unter derselben Fahne zu dienen, verliebte sich in diese junge Person, die eben so klug als schön war, und beschloß, sie, wider Wissen seiner Kameraden, zu heirathen. Er wartete zu dem Behuf nur den Ausmarsch ab, und aß mit seinen Kameraden bei dem Vater seiner Geliebten, ohne ihnen das Geringste von seinem Einverständnisse mit der Franciska

und

und ihren Aeltern merken zu lassen. Den 28. Junius rief er den Gastwirth Rose bei Seite, und rieth ihm, unter dem Vorwande des schönen Wetters, und weil es Franciska nach ihrer langen Unpäßlichkeit zuträglich seyn würde, frische Luft zu schöpfen, daß er sich Morgen auf einige Tage nach dem Dorfe Radelinghen, drei Viertelstunden von Ardres, begeben möchte, wo Rose ein kleines Gütchen hatte. Er that dieses, weil er voraussah, daß Personen, mit denen er bald so nahe verwandt zu seyn hoffte, in dem allgemeinen Tumult, eben so wenig geschont werden würden, als andre.

Rose verwunderte sich über den Vorschlag, hinter welchem er, aus dem unmuthigen und verlegenen Wesen seines künftigen Eidams, etwas Wichtiges verborgen ahndete, und drang, nebst seiner Tochter, in ihn, ihm seine Bewegungsgründe zu einem solchen Rath zu entdecken, dessen Sonderbarkeit ihm um so mehr auffallen müsse, da dem Kapitain bekannt sey, daß seine Geschäfte als Gastwirth, ihm nicht erlaubten, sich auf eine so lange Zeit, und zumal in diesem Augenblicke, zu entfernen. Dieser Einwurf brachte den Officier in eine so sichtliche Verwirrung, daß die junge Franciska sich berechtigt hielt, alles aufzubieten, was sie über ihn vermochte, um ihn zu bewegen, deutlicher mit der Sprache herauszugehn.

Den Thränen der Liebe widerstehn wenige Herzen, und Franciska wurde so zärtlich geliebt, daß der Officer, ob er sich gleich leicht denken konnte, welches Schicksal ihm bevorstehe, im Fall man seine Schwatzhaftigkeit entdeckte, seiner Geliebten und ihrem Vater bekannte: „daß am nächsten Sonntag, als den 2ten Julius, während der Messe „in der Pfarrkirche, welcher der Staab, und die verschiedenen Dicasterien und Beamten der Stadt, so wie die „vornehmsten Einwohner beizuwohnen pflegten, das Regiment Rambüres die drei Kirchthüren besetzen, mit auf-

„ge-

„gepflanztem Bajonette hineinzudringen, und Alles nie„derstoßen sollte, um sich dann durch die Stadt zu verbrei„ten, und sie den Greueln der Plünderung und Verwü„stung mit Feuer und Schwerdt Preiß zu geben, ehe man „die Stadtthore den Spanischen Truppen öfnen, die in „dem Gehölze von la Montoise im Hinterhalt lägen, und „auf das erste Zeichen der Verschwornen hervorbrechen „würden."

So fürchterlich und entsetzend auch dieses Geständniß war, so hatte doch Rose so viele Gewalt über sich, um den Eindruck, den es auf ihn machte, zu verbergen, und seiner Tochter ihre geäußerte Aengstlichkeit zu verweisen. Er stellte ihr die Wichtigkeit des Geheimnisses vor, das man ihnen anvertraut habe, und wie leicht die geringste Verletzung desselben, das Leben ihres Geliebten in Gefahr bringen würde. Er bat dem letztern, alle sein Ansehn bei seinen Kameraden zu verwenden, damit sein Haus bei der Plünderung verschont bliebe, und entfernte sich, unter dem Vorwande, Anstalten zur Reise nach Rodelinghen zu treffen, ersuchte aber den Officier, bei Franciska zu bleiben, und sie vollends zu beruhigen.

Die Kommandantenwohnung lag zum Glücke nicht weit von seinem Gasthofe; dieser patriotische Bürger, der seinen Entschluß gleich in dem Augenblick gefaßt hatte, wo man ihm die Entdeckung machte, nutzte die Dunkelheit der Nacht, und schlich sich durch eine Gartenthüre, in das Haus.

Er hatte aber vergessen, daß eben Tischzeit war, und daß der Kommandant nichts so ungern sah, als wenn er bei Tafel gestört wurde. Und doch war kein Augenblick zu verlieren!

Zum Glück fiel ihm ein, daß der Marquis, Trotz seines hohen Alters, sehr galant war, und manche verliebte Blicke nach Franziska und einige von ihren guten Freun-

dinnen

dinnen gethan hatte. Er ließ ihm also durch einen vertrauten Bedienten sagen, daß eine Dame ihn in einem Gartenkabinette erwarte, deren Bekanntschaft ihm nicht unangenehm seyn würde.

Man stelle sich das Erstaunen und den Aerger des Kommandanten vor, der in voller Erwartung des Glücks der Liebe dahin eilte, als er nur den guten, ehrlichen Rose antraf: aber auch sein Entsetzen, als er die schreckliche Entdeckung vernahm, deren Ueberbringer er war.

Die Klugheit und Biederkeit des Gastwirths waren ihm bekannt, und er hatte, um es mit 1400 entschlossenen Böswichtern aufzunehmen, nur eine halbe Kompagnie Schweizer, und eine Kompagnie Reiter bei sich.

Die nöthigen Anstalten und Signale, um die Landmiliz zu Hülfe zu rufen, würden die Verschwornen stutzig gemacht, und zur Beschleunigung ihres verrätherischen Anschlags angespornt haben; es blieb ihm also kein Rettungsmittel übrig, als seine Zuflucht zur Bürgerschaft zu nehmen, von der er, wie er wußte, geliebt wurde. Allein auch diese Hülfe war schwach, denn die Stadt bestand damals kaum aus hundert Feuerstätten: unterdessen entschloß er sich doch dazu, da er keinen andern Ausweg vor sich sah.

Verheimlichung und Eile, konnten allein die Stadt retten, und der Ueberrest von dieser Nacht wurde also genutzt, die Maaßregeln zu entwerfen, die man für die schicklichsten hielt, um sich einen guten Ausgang zu versprechen.

Gleich mit dem Morgen ließ der Kommandant alle Staabsofficiere von Rambüres, unter dem Vorwand der Aussöhnung, den Mittag zu sich zu Tische bitten. St. Just, der Hauptmann seiner Leibwache, bekam Befehl, unter der Hand die Schweizer- und Reiterofficiere zu benachrichtigen, sich einzeln, und wohlbewafnet, mit einigen von ihren tapfersten Leuten, in das Kommandantenhaus,

durch

durch eine Hauterthüre zu schleichen, und die Zimmer und Kabinette am Speisesaale zu besetzen. Von den 24 Leibgardisten des Kommandanten, lauter alte, auserlesene Krieger, erhielten 10 bis 12 Befehl, sich, ohne Aufsehn, durch die Stadt zu zerstreuen, um sich an die Spitzen der verschiedenen Haufen der Bürgerschaft zu stellen, sobald das Zeichen gegeben seyn würde.

Nach diesen zuerst getroffenen Anstalten, ließ der Marquis dem Herrn **Pollart**, beständigem Bailiff der Bürgschaft befehlen, alle Bürger insgeheim benachrichtigen zu lassen, sich in ihren Häusern zu halten, um Feuer auf die Soldaten von **Rambüres** zu geben, und über sie her zu fallen, sobald es Zeit seyn würde.

Diesem Befehl wurde mit eben so viel Geschwindigkeit als Vorsicht nachgelebt. **Pollart** that sogar mehr; während die Gäste sich beim Kommandanten zur Tafel setzten, und die große Hitze des Tages, das übrige Regiment zur Pflegung der Sieste einlud, besetzte er die Galerie des Kirchthurms mit einigen Bürgern mit Schießgewehr, zu denen sich auch, was er nicht verhindern konnte, ein zwanzig Weiber gesellten: so stark wirkt Vaterlandsliebe, selbst auf Herzen, die nicht zum Krieg und Blutvergießen gemacht sind.

Alle diese Veranstaltungen wurden so klüglich eingefädelt und ausgeführt, daß nicht Einer von den Verschwornen, die mindeste Ahndung davon hatte.

Sobald die Gäste sich in der Kommandantenwohnung eingefunden, wurden alle Thüren unvermerkt hinter ihnen zugeschlossen. Während der Mahlzeit herrschte eine scheinbare Frölichkeit und Herzlichkeit, die von beiden Seiten ziemlich gut fortgesetzt wurde. Aber kaum waren die Damen, nach der in einigen Provinzen noch herrschenden Sitte, bei Auftragung des Nachtisches, weggegangen, so stand der Platzmajor, **Herr de la Boissiere**, plötzlich auf, und befahl,

befahl, mit einem eben so kaltblütigen als unerschrockenem Tone, den Verschwornen, ihm, im Namen des Königs und des Kommandanten, ihre Degen zu überliefern.

Bei dieser Anrede sahn die erschrocknen Verräther nur zu gut ein, daß sie entweder ihr Leben einbüßen, oder sich aus dem Hotel retten müßten. Sie rissen die Fenster des Saals auf, welche auf den Waffenplatz gingen, und riefen mit vereinten Stimmen: zu Hülfe! ihr Rambüren! Aber ehe ihr Schreien gehört werden konnte, wurden sie von denen, in den anstoßenden Zimmern versteckten Bewafneten umringt, und mit unzählichen Stichen durchbort; man warf ihre Körper auf den Platz, und ließ nur so viel Mannschaft in dem Hause, als zur Bewachung der Familie des Kommandanten erfordert wurden: alle übrigen verbreiteten sich durch die Stadt, um sich zu der Bürgerschaft und den wenigen regulirten Truppen zu gesellen, auf deren Treue man zählen konnte.

Der Anblicke der Leichname ihrer Staabsofficier erschreckte zwar die Soldaten von Rambüre, aber sporute sie auch an, schleunigst zu den Waffen zu greifen. Indem sie durch die Gassen zogen, welche auf den großen Markt stießen, um sich dort zu versammeln, und in Schlachtordnung zu stellen, wurden sie mit einem Hagel von Kugeln begrüßt, welche die Bürger aus den Fenstern und von den Thurmgallerien auf sie regnen ließen: ein großer Theil verlohr dadurch das Leben, die übrigen wurden verhindert, sich zu vereinigen, und es kostete nun weniger Mühe, sich dieser Leute zu bemächtigen, die durch die Ueberraschung und den schrecklichen Anblick ihrer todten oder sterbenden Offiziere und Kameraden, womit die Stadt besäet war, allen Muth verlohren hatten.

Während dieses Gemetzels, war der brave Königl. Lieutenant, Herr Bosc de Tassemcourt, dessen Schwester der Marquis de Rouville geheirathet hatte, in Begleitung

nung der Soldaten und Bürger, welche sich so tapfer in des Kommandanten Hause hielten, nach dem östlichen Stadtthore geeilt, welches den Spaniern von den Verschwornen geöfnet werden sollte, und wo diese mit den Schweizern, welche dieses Thor besezt hatten, in Handgemenge begriffen waren. Seine Ankunft, und seine tapfern Begleiter, gaben dem Gefechte den Ausschlag, und retteten vollends die Stadt. Aber dieser würdige Officier, der so, wie seine Mannschaft, die sein Beispiel anfeuerte, Wunder der Tapferkeit gethan hatte, wurde mit einer Partisane verwundet, woran er den folgenden Tag starb; allein vor seinem Tode hatte er noch das Vergnügen, zu erfahren, daß die **Rambüres** gänzlich bezwungen werden, daß die Ruhe wieder in der Stadt hergestellt, und der Marquis, sein Schwiegersohn, mit Ruhm und Ehre überhäuft sey.

Man fand den Vertrag, den die Verschwornen mit den Spaniern geschlossen hatten, in der Tasche des Officiers, der ihn negotiirt hatte, und der an demselben Tage, (eine Stunde vor dem Ausbruch) von **St. Omer** nur zurückgekommen zu seyn schien, um den verdienten Lohn seiner Treulosigkeit zu empfangen.

Der Liebhaber der armen **Franciska** wurde mit Wunden bedeckt, in dem Eingange zu dem Hause seiner Geliebten, auf den Leichnamen von drei seiner Kameraden liegend angetroffen, gegen die er dieses Haus vertheidigt hatte, und dieses liebenswürdige Mädchen, nachdem sie Zeuge seiner Tapferkeit und seines Todes gewesen war, überlebte nur um wenige Tage den Verlust eines Liebhabers, der so werth war, von ihr beweint zu werden.

Was den armen und wackern **Rose** betrifft, dessen Eifer, Treue und Klugheit so sehr eine Belohnung verdiente, so konnte er von dem Kardinal **Mazarin**, der damals am Ruder von Frankreich saß, weiter nichts, als — — schöne Versprechungen erhalten.

3.

Skizze eines künftigen grösern Werks über Wunder.

Meinem Freunde H. zugeeignet.

Erklärung des Wunders: die beste ist meines Erachtens diese, ein Wunder sey eine, alle Kräfte der Menschen übersteigende Wirkung, eines mit Absicht handelnden intelligenten Wesens. Diese Erklärung hier schon zu rechtfertigen, würde mich zu weit führen. Daß die Wirkung, welche Wunder heißen soll, alle Kräfte der Menschen, nicht blos dieses oder jenes Menschen, übersteigen müsse, ist für sich klar, weil, was dieser oder jener Mensch durch seine natürlichen Geistesgaben, körperliche Stärke oder Behendigkeit ausrichten kann, ob gleich die meisten Menschen es nicht vermögen, nur eine außerordentliche, nicht aber eine wundervolle Begebenheit genannt werden kann. Der Zusatz aber, daß das Wunder Wirkung eines intelligenten Wesens sey, ist in der Erklärung darum nothwendig, weil es Wirkungen leb- und vernunftloser Dinge giebt, welche keine menschliche Kraft hervorbringen kann, und welche dennoch nichts weniger als Wunder sind, z. B. die Bewegung der Erde um die Sonne, welche wir weder hervorbringen, noch hemmen können.

Eine Folgerung aus obiger Definition ist: daß, wer Wunder in dieser Bedeutung annimmt, schon das Daseyn intelligenter Wesen voraussetzt, welche übermenschlich und überirrdisch sind. Die Frage ist, ob dieses Daseyn

da, endlich, wo ich's nicht vermuthete — Meister, du kannst mein Gedächtniß schärfen, meinen Geist erheben helfen!

Ich bin nicht gewohnt, mich zu rühmen, und ich habe auch nicht Ursache dazu; aber ich darf sagen, daß ich in meinem ganzen Leben nicht leicht einen Menschen gefunden habe, der mir in Absicht auf Gedächtniß, Geist und Urtheilskraft überlegen gewesen wäre. Und dennoch — ich muß es gestehen — bin ich, wie jeder Mensch, nur Mensch, und habe meine Schwachheiten. Wenn ich mich nun in diesen Schwachheiten ertappe, so muß ich mich selbst ermuntern, so muß ich mir selbst zurufen: Du bist ein Mensch, du bist ein Mensch!

Ermuntert, Meister, durch diese so kräftige Lehre, die mir so manche Verirrung, so manche Thorheit, so manche Sünde, so manches Laster, so manche Schwachheit, so manche Unart, so manche Ungeschicklichkeit, so manche Dummheit, so manche Unwissenheit, so manche Unbesonnenheit, so manche Unbedachtsamkeit, so manche Unachtsamkeit, so manche Unbehutsamkeit, so manche Unvorsichtigkeit, so manche Unklugheit, so manche Unweisheit, so manche Unbedachtheit, so manche Unüberlegtheit, so manche Unbesinnlichke

als eine **immanente** Handlung des höchsten Wesens ansehen. — Bei dieser Gelegenheit kann bemerkt werden, daß diejenigen christlichen Theologen, welche den Lehrsatz der Kirche, von der Gottheit Christi, beibehalten, wofern sie konsequent seyn wollen, nothwendig **mehrere** Wunder der ersten Ordnung annehmen, d. h. die dem Stifter ihrer Religion im **N. T.** beigelegten Wunder für **unmittelbare** Allmachtswirkungen erklären müssen. Denn durch die Kräfte seiner menschlichen Natur verrichtete er seine Wunder nicht, da das Wunderthun alle menschliche Kraft übersteigt. Und an die Mitwirkung oder Assistenz höherer endlicher Geister läßt sich bei **dem** nicht denken, der, der orthodoxen Sprache zufolge, der Erstgebohrne vor allen Kreaturen ist, den alle Engel Gottes anbeten. Uebrigens giebt es keine **absoluten** Wunder. Alle Wunder sind **relativ**. Wenn die Schöpfung aus Nichts statt findet, *) so ist sie eine, der unendlichen Kraft des höchsten Wesens **proportionirte** Wirkung, und in Ansehung Gottes eine natürliche Handlung, kein Wunder. Aber in Beziehung auf uns, und auf **alle endliche** Wesen, ist sie ein Wunder, weil sie alle endliche Kraft übersteigt, und von dem, was wir den Lauf der Natur nennen, ganz verschieden ist. Anbei ist zu bemerken: daß dieses Wunder, wenn es auch statt findet, so wenig als die **Menschwerdung** Gottes in Christo, ein Gegenstand menschlicher Sinne und Erfahrung seyn kann, und also mehr zu einem Glaubensartikel, als zu einem philosophischen Theorem qualificirt ist.

Andere Eintheilung der Wunder: sichtbare und unsichtbare, oder außersinnliche. **St. Thomas von Aquin**, welchen ein Kruzifix, wegen seiner Schreibereien, auf lateinisch gelobt hat, sagt: Einige Mirakel wären **okkult**,

*) Ihr stärkster Bestreiter ist Premontval in den Vues philosophiques.

vt fides eorum eſſet magis *meritoria*, z. B: die Schwangerſchaft der Mutter Gottes, und das Sacrament des Altars, *) dergleichen Wunder ſind Gegenſtände des Glaubens, nicht Gründe deſſelben. Andere ſind manifeſte Wunder, (ad fidei comprobationem) und aus dieſer Klaſſe iſt das redende Krucifix.

Man ſiehet leicht ein, daß man die unſichtbaren Wunder blos um der ſichtbaren Wunder glauben kann. Ein mir blos erzähltes Wunder iſt kein mir ſichtbares Wunder, und verbindet mich nicht zum Glauben an vorgegebene unſichtbare Wunder. — —

Dritte Eintheilung: Wunder der Erkenntniß, und Wunder der Macht. In die erſte Klaſſe gehört die prophetiſche Offenbarung von zukünftigen zufälligen Dingen. Wunder der Erkenntniß würden die Orakel geweſen ſeyn, wenn nicht der bei einigen entdeckte, und bei den übrigen analogiſch vermuthete, oder aus ihrer Zweideutigkeit geſchloſſene Betrug, uns nöthigte, den Urhebern der Orakel, wirkliche Kenntniß der Zukunft abzuſprechen.

Noch theilt man die Wunder in ergänzende, verbeſſernde u. d. gl. ein, Im Grunde ſoll durch jedes Wunder, in der Welt etwas ergänzt, oder verbeſſert werden. —

Gründe des Glaubens an die Möglichkeit der Wunder: Erſtens: Die Idee von der Zufälligkeit der Naturgeſetze, auf welche der bekannte Naturlauf gegründet iſt. Zweitens: willkührliche oder nicht genug berichtigte Begriffe von der göttlichen Allmacht. — —

Gründe des Nichtglaubens an die Möglichkeit der Wunder. Erſtens: der Gedanke, daß von einer abſolut nothwen-

*) Dieſes Sakrament iſt nehmlich ein Wunder, in ſo fern in demſelben, wie man vorausſezt, die Accidentien des Brodes und Weins ohne ihr natürliches Subjekt, d. h. ohne die Subſtanz des Brodes und Weins, fortdauern, welches phyſiſch unmöglich zu ſeyn ſcheint. — —

wendigen Ursache, keine zufällige Wirkung herkommen kann, oder, daß sich wenigstens kein genugthuender Beweis für die Kontingenz der Welt führen läßt. Zweitens: die anscheinende Unnützlichkeit, oder der geringe Effekt der Wunder, welche, wenn sie nicht immerfort wiederholet würden, und also dem menschlichen Geschlecht sichtbar blieben, wenig Eindruck auf Verstand und Willen des größten Theils des menschlichen Geschlechts, d. h. aller derer, die keine Augenzeugen gewesen sind, machen würden. — —

Gründe des Glaubens an die Wirklichkeit der Wunder. Erstens: die Wahrnehmung solcher Erfolge, die man aus den natürlichen Kräften der uns bekannten Naturwesen nicht erklären zu können glaubt. Zweitens: das Ansehen des Alterthums, oder das Vertrauen auf menschliches Zeugniß, dem man, wenigstens nicht in allen Fällen dieser Art widersprechen zu dürfen glaubt, wenn man sich nicht eines übertriebenen Skeptizismus schuldig machen will. —

Gründe des Nichtglaubens an die Wirklichkeit der Wunder. Erstens: Beobachtung des einförmigen, regelmäßigen, und, so weit sichere Erfahrung reicht, sich immer gleichen Laufes der Natur. Zweitens: die so oft bemerkte Lügenhaftigkeit der Menschen, verbunden mit der Trüglichkeit ihrer Sinne, und den Illusionen einer erhizten Einbildungskraft. Diese Dinge, einzeln, oder zusammengenommen mit dem Interesse der Priester, geben uns Aufschluß über den Ursprung der meisten angeblichen Wunderdinge, ohne daß man „einen Gott aus der Maschine springen zu lassen" genöthigt wäre *).

Die Ausführung aller dieser Artikel bleibt einem größern Werke vorbehalten. N. N.

*) Es bedarf kaum einer Erinnerung: daß eine Offenbarung, welche durch unmittelbare Einwirkung eines übermenschlichen, oder gar aus-

4.

Probe und Versuch zur Verbesserung eines Volkslieds der Kinder in dem Göttingschen Distrikt.

Nichts scheint mir angenehmer und für den Menschenkenner wichtiger zu seyn, als in den Gegenden, wo er sich aufhält, auf die Vergnügungen der Kinder zu merken, das Zweckmäßige derselben zu prüfen, das erstere nach Verdienst zu schätzen und zu verbreiten, und das leztere, wenn er die Kräfte dazu hat, zu verbessern und zweckmäßiger einzurichten.

Man halte sich nicht zu groß zu diesem Geschäft. Man bedenke, daß die Generation, mit der man jezt lebt, einst aus solchen Kindern bestand, daß die jezt spielenden Kinder einst aufwachsen, und ihre Generation zu ihrer Zeit bilden sollen. Man erwäge, wie vielen Einfluß alle Gesinnungen des Kindes, alle seine Vergnügungen als Kind, auf die Gesinnungen des künftigen Bürgers und auf seinen Vergnügungen haben. Ich rathe dem, der diesen Einfluß auch nur einige Minuten zu bezweifeln fähig ist, in sich zurück zu gehn, sich aufmerksam zu prüfen, und denn offenherzig zu bekennen, ob er nicht in seinem Herzen die Spur mancher Eindrücke noch antraf, die in seiner Jugend darauf

fernelichen Wesens, in die Seele eines Menschen geschiehet, in die Klasse der Wunder gehört; daß der Begriff einer solchen, zwar nicht widersprechend, aber doch in Anwendung auf ein wirkliches Faktum, oder durch Erfahrung nie zu realisiren sey. — —

auf gemacht wurden, ob er nicht noch manche Fehler bei sich entdeckte, wozu in früher Jugend der Grund gelegt wurde.

Man wird vielleicht sagen, wozu aber diese unnütze Bemühung sich zu erforschen, wozu dies Bestreben den Reformator am unrechten Orte zu spielen? Wer würde uns dafür belohnen, wenn wir diese Bemühung übernähmen? Würde unser Andenken dadurch auf die Nachwelt kommen, oder würde auch nur unser Ruf weiter, als in der Gegend, wo wir wohnen, verbreitet werden?

Alle diese Fragen mögen gegründet seyn, ich geb es zu. Aber man erlaube mir, statt ihrer weitläuftigen Beantwortung, nur eine Gegenfrage: **Soll der Mensch nichts unternehmen, wofür er die Belohnung nicht schon so gut, als in Händen hat? Können uns nur allein andre Menschen belohnen?**

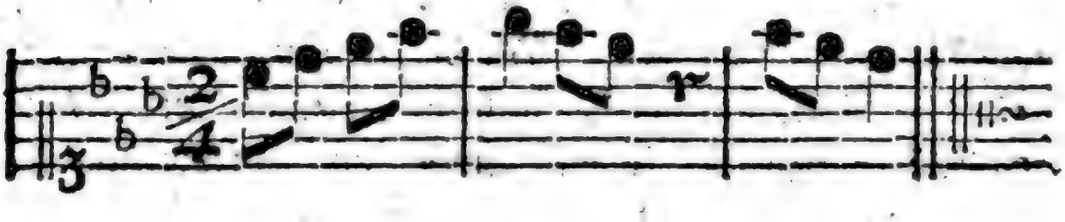
Nach dieser Episode komme ich ohne Umschweife zur Sache selbst.

An warmen, heitern, schönen Abenden, pflegt sich die göttingische Jugend aus den geringern Ständen, — die, trotz der drückendsten Armuth, welche manchen Familien ganze Jahre hindurch oft nichts anders, als Kartoffeln, auf mancherlei Art zubereitet, zur Nahrung erlaubt, dennoch eines der harmlosesten Völkchen unter der Sonne ist, mit Tänzen zu belustigen. Bei diesen Tänzen werden gewöhnlich Lieder gesungen, weil die Göttinger bei aller ihrer Frölichkeit, nicht so viel Anlage zur Instrumentalmusik haben, als die Basken, Spanier oder Harzbewohner, und ein Tanz ohne Sang und Klang ein Unding ist. Gewöhnlich sind dies Rundtänze, wobei denn das allbeliebte, „Morgen woll'n wir Haber mähen," angestimmt wird, ein Lied, das weder Sinn noch Zusammenhang hat, und nur pflegt gesungen zu werden, wenn man müde ist, das Nachfolgende immer zu singen, gerne abwechseln will mit den Liedern, und weil man beim Tanze Musik bedarf. Der

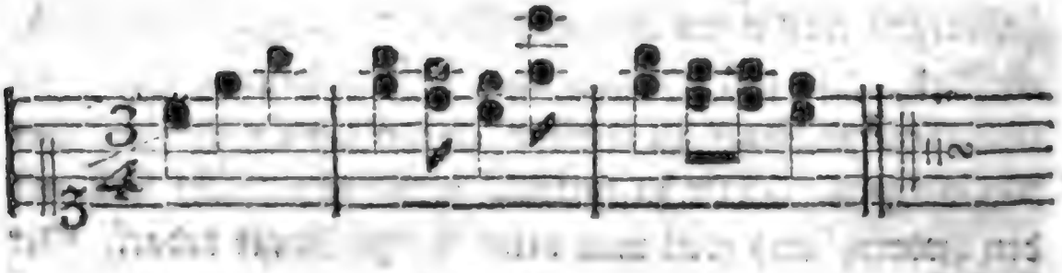
folgende Tanz ist so beliebt bei den göttingischen Kindern, als der Fandango bei den Spaniern; man wird nicht leicht an schönen Abenden über die Straße gehn, daß eine oder die andere Kinderparthie sich nicht an diesem Tanze belustigen sollte.

Die Touren des Tanzes sind 1) eine Allemande, 2) eine Art Dos a Dos; Knaben und Mädchen tanzen ihn unter einander, oft auch Mädchen allein, ob er gleich, wie die Verse zeigen, allerdings auch für Knaben bestimmt ist. Jedesmal tanzt ein Paar untereinander. Die Strophen zur Allemande singen beide Stimmen zusammen, die Strophen zum Dos a Dos eine allein. Jedes Paar tanzt das ganze Lied durch, und dann fängt ein andres wieder von vorn an, bis alle Paare ihr Theil bekommen haben. Eine Person wird von der andern zum Tanz aufgefordert, und fordert hernach die auf, die neben ihr stand, bis die Reihe durchgetanzt ist. Ich will versuchen, die Melodie dieses Tanzes hier aufzuzeichnen, so gut ich es, bei meinen wenigen Kenntnissen in der Musik kann; sie ist simpel, und klingt ziemlich romantisch.

Musik zur Allemande.



Musik zum Dos a Dos.



Aehnli-

Aehnliche Tänze findet man bei der Spanischen Jugend *), bei der Jugend des Schweizerlandes und in den südlichen Provinzen Frankreichs **). Man sollte sie nicht abkommen lassen, sondern nur den Inhalt der Verse verbessern, weil sie am besten im Stande sind, unschuldige Frölichkeit und Heiterkeit bei der Jugend zu unterhalten, und sie über alle den Kummer zu erheben, den ihre armselige Lebensart und frühe Nahrungssorgen ihnen bereiten müssen. Zuerst also das alte Lied.

Allemande.

Knabe und Mädchen.

1. Jag mir mal das Schäflein aus der Weide
   Du, du bist meines Herzens Freude.
2. Gieb mir eine spanische Pistole,
   Meinen Schatz den will ich wieder holen.
3. Gieb mir eine spanische Kourage,
   Meinen Schatz den will ich nicht verlassen.

Dos a Dos.

Knabe.

Weil mir das Glücke blüht
In diesem Haine,
So soll die Kompagnie
Mir das bescheinen.
Mamsell sie steht mir gar nicht an;
Sie ist zu hitzig.

Und

*) Beretti's Reisen, deutsche Uebersetzung, an mehrern Orten des ersten Theils.

**) Von Salis Lied beim Rundetanz, S. Hamb. Mus. Allm. 1789. S. 151.

Und ihre Redensart,
Ist viel zu spitzig.

Mädchen.

Monsieur man weiß ja wohl,
Was Sie da meinen
Ich suche meine Lust
Und meine Freude.
Mit dir o schönster Schatz
Bleib ich verbunden,
Weit mehr als tausend Jahr
Und tausend Stunden.

Ob meine Verbesserung mir gerathen ist, darüber bitte ich erst denn zu urtheilen, wenn man die Schwierigkeiten, die ein planmäßiges Gedicht, zu diesem Behuf, überwinden muß, berechnet hat.

Allemande.

Knaben und Mädchen zusammen.

1. Sammlet euch zum Frühlingstanz ihr alle,
   Bei des frohen Jugendliedes Schalle.
2. An der falben Leine flachen Strande,
   Knüpfen wir der Freundschaft süße Bande.
3. Unschuld, du, der Jugend schönste Freunde,
   Weiche nie von uns zu unserm Leide.

Dos a Dos.

Mädchen.

Beim frohen Rundetanz,
Im Mondenscheine,

Tönt

Tönt unser lautes Lied,
In Feld und Haine.
Ihr Knaben stimmet ein
In unsre Lieder,
Und Thal, und Feld, und Hain
Hall'n oft sie wieder.

Knabe.

Ihr Mädchen, froher Muth
Werd uns gegeben,
Daß er uns leite sanft
Durchs Erdenleben.
So freuen spät uns noch
Der Jugend Stunden,
Die uns in euren Reihn
Sanft hingeschwunden.

Ich hoffe, man wird das alte Lied, obgleich es wenig Zusammenhang hat, nicht ohne Vergnügen lesen können, und vielleicht ist einer der Leser dieses Aufsatzes, der von ungefähr in Göttingen dies Volkslied des Abends hört, im Stande, einen Theil der Freude mit empfinden zu können, den es seinen Sängern zu verschaffen scheint. Von einem solchen Leser, und von ihm allein, wünsche ich diesen Aufsatz beurtheilt zu hören.

5.

Fortsetzung der Schilderungen von Paris.

Von einem Augenzeugen.

In keinem Orte in der Welt wäscht man so schlecht, wie zu Paris; die Bürste, der Schlägel, etwas Sodasche, schmuziges Wasser, manchmal Kalk, das macht die Lauge der Wäscherinnen von Paris aus. Diese Art waschen zu lassen, ist sehr kostbar, denn die Wäsche wird zu Grunde gerichtet, abgeschabt, aber selbst das gemeinste Weib schicket lieber ihre schwarze Wäsche, weil es Ton ist, au batoir, als daß sie sich selbst die Mühe geben sollte, wie unsre deutschen Hausmütter, an den Waschkübel zu treten.

Der Trödelkram ist einer von den stärksten Handelszweigen, die zu Paris getrieben werden: man hat Kleider- Wäsche- Meublen- Hüthe- Schuhe- Handschuh- Juwelen-Trödler!

Ein armer Teufel kommt nach Paris mit seinem Rocke von grobem Landtuche auf dem Leibe; es war sein Sonntagsrock, als er noch auf dem Dorfe wohnte, allein in der Hauptstadt würde er wie ein Ur-Ur-Aelter-Vater aussehn. Er lauft zum Trödler, da trift er Fraks von allen Farben, mit den schönsten Modeknöpfen, an; er handelt, und giebt nur ein Viertel so viel, als der Trödler fordert; zuweilen tauscht er auch, aber er mags anstellen wie er will, er wird doch in diesen Buden geschröpft werden.

Ein Versemann, ein Tonkünstler, ein Mädchen von der gefälligen Klasse, haben nicht das Hemd auf dem Leibe, und doch ist morgen ein großes Fest, wo man gepuzt erschei-

scheinen will. Geschwind zu den Hemdeverkäuferinnen! Man kauft ein schon getragenes Hemde, und bezahlt einen leinwandnen, tüchtig gestärkten Lappen, so theuer, als ob er neu wäre, schon in acht Tagen zerfällt er in Fetzen.

Wer sich in Meublen setzen kann, wird zu Paris ein **Bürgersmann** titulirt. Gütiger Himmel! welch ein Titel! Um desto wohlfeiler dazu zu kommen, kauft er sich in der Abtei **St. Germain** ein. Dort stehen Schränke, die schon seit zwei Jahrhunderten der Würmer Speise waren, aber mit einem farbigen Kitt überstrichen sind. Der Neuling von Bürger geht in die Falle, und kauft den Schrank oder die Kommode, die selten den Weg bis in seine Behausung macht, ohne schon Sprünge zu bekommen. Eben diese Trödler lassen sich auch Matratzen theuer bezahlen, die halb vermodert, voll Staub, und mit Hundshaaren ausgestopft sind. Auf einer der zwei Seiten steht die Nath offen, und da guckt denn etwas gute Wolle heraus; durch diese List läßt sich der Käufer anführen, eine Matratze als neu zu kaufen, die nicht den sechsten Theil des Preises werth ist.

Selbst unter den Arkaden im Palais-royal trift man einige kleine Kramläden an, wo man Uhren, Ringe, Armbänder, Schnallen, Ketten von den kostbarsten Metallen verkauft: alle diese Waaren sind de hazard: der Käufer bezahlt fast nichts für die Fason. Aber die kleine Krämerin weiß es immer so einzurichten, daß sie über die Hälfte dabei gewinnt.

Unterm Chatelet, längst dem Kay de la Megisserie, sieht man Huthmacher, welche alte Hüthe verkaufen, denen sie aber eine solche Appretur gegeben haben, daß der arme Teufel von Autor keinen Augenblick ansteht, dafür zu geben, was man fordert. Diese Hüthe haben die Sonnen- und Regenscheue. Da sie aus lauter zusammengeleimten Stücken und Fetzen bestehn, so hat oft der Käufer, wenn er in einem starken Regenguß kommt, nur ein Viertel oder

die

die Hälfte vom Deckel noch auf dem Kopf, wenn er in sein Haus tritt. Die Personen, welche mit solchen Hüthen handeln, schicken ihre Weiber in allen Vierteln von Paris umher, und lassen alte Hüthe aufkaufen. So zerlumpt auch die Waare seyn mag, sobald sie in ihre Hände kommt, wissen sie solche schon aufzustutzen.

Braucht man ein paar Handschuhe, diese Waare ist gemeiniglich theuer, wenn man sie aus der ersten Hand kauft, man geht also in die Buden, wo man mit Handschuhen de hazard händelt. Zwar bekommt der Käufer oft die Krätze mit im Kauf, aber ein Laffe von Stutzer will Handschuhe selbst in der schönsten Jahrszeit tragen; vorzüglich sind sie den Kesselflickersgesellen unentbehrlich, wenn er im grotesken Sonntagsstaat sich den **Ton des Palais-royal** geben will.

Ihr armen Versifexe, ihr öffentlichen Scribenten, ihr Schreiber der Procuratoren, was wolltet ihr anfangen, wenn ihr nur Schuhe, das Paar mit Einem Laubthaler bezahlen solltet? Zum Glück trift man große Magazine von Schuhen in der Halle, und in der Rue de Calendre an, wo man nur alte Schuhe verkauft, die zwar sehr alt sind, aber, Dank dem Schuhflicker, noch eine Schuhgestalt haben. Man zahlt zwanzig Sols für das Paar; oft halten sie nicht bis in das Haus des Käufers, manchmal dauern sie doch 14 Tage. Wer nur Ein Paar Schuhe, und das Unglück gehabt hat, sie zu zerreißen, braucht blos zum Fenster hinaus zu gucken, und einen von den dienstfertigen Flickern herauf zu rufen, die, mit ihrem Werkzeuge in einer Tragbutte, zu jeder Stunde die Gassen auf- und ablaufen, und rufen, **wer hat Schuhe zu flicken?**

Alles kann man bei den Tröblern haben; freilich ist der, welcher alte Sachen nur Solsweise bezahlt, aber desto öftrer kaufen muß, sehr zu beklagen; denn am Ende des Jahrs kommt es ihm höher zu stehn, als wenn er es neu

gekauft

gekauft hätte. Allein wie viele Leute giebts zu Paris, die keine sechs Livres auf einmal in der Tasche haben! —

Die Gaßen von Paris wimmeln von Krämern, welche ihre Butike am Halse oder auf dem Buckel tragen. Einige bieten zu zwölf, andere zu vier, ja zu zwei Sols aus, allein ihre Waare ist lauter Schofelzeug, mit Bürger zu reden, Ausschuß, den man in den Magazinen gern los sein will.

Man wird von diesen herumwandernden Krämern fast allemal betrogen, sonderlich von den Juden, welche die Promenaden und Kaffeehäuser mit Resten von Stoffen unter dem Arm, besuchen. Geben sie das Zeug wohlfeil, so kann man darauf rechnen, daß man etwas recht schlechtes bekommen hat.

Eine Mannsperson die über die Straße geht, wird fast bei jeder Ecke, von einer Art Kaufleute aufgehalten, die ihm ein Rohr, oder Stock zum Kauf anbieten. Fragt man, wie theuer? so antwortet der Kaufmann, neun Livres! weil er hoft, daß man es nicht wagen wird, ihm weniger als ein Drittel zu bieten.

Oder ein Kind oder eine Weibsperson ziehn euch bei Seite, um euch im Vertrauen zu entdecken, daß sie einen kostbaren Ring gefunden haben, und ihn, weil sie in Noth sind, um ein Billiges weggeben wollen. Dieses kupferne Kleinod, das wie Gold und Demanten glänzt, ist keine funzzehn Sols am Ende werth.

Auf den Trottoir's der Pont neuf, trift man Personen an, die euch ein paar seidene Strümpfe, für einen wohlfeilen Preis anbieten. Er ist auch wirklich so wohlfeil, daß ein Unerfahrner einen Rathkauf zu thun glaubt, seinen kleinen Thaler zahlt, und die Strümpfe einstekt; wenn er sie zu Hause besichtigt, so findet er, daß er nur

zwei Hälften von einem Strumpf hat, die an einander geflickt sind.

Die Parasols-Verkäufer laufen auch überall umher. Sie verkaufen Parasols, von frischaufgefärbtem Taffet, der zwanzig Jahre schon als Bettvorhang oder Tapete gedient hatte, und den der geringste Windfang in Stücken reißt.

Der Aufputz des Kramladens, die Größe des Magazins, der auffallende Staat der Verkäuferin, die sogenannte zuarrée-Perrucke des Verkäufers, dürfen keinen Käufer in Verlegenheit bringen. Er setze Mistrauen in Alles, oder besser, er verstehe sich auf Alles.

Selbst die allerreichsten Tuchhändler halten auf dunkle Läden, wie die Juden und Trödler. Ihr glaubt ein schwarzes Kleid gekauft zu haben, und es ist Blau, wenn der Schneider das Maas nimmt.

Die Kaffeewirthe heißen zu Paris **Limonadenhändler**; der Name thut eigentlich nichts zur Sache, aber man sollte sie lieber Kaffeeschenken nennen, denn Limonade ist grade das wenigste, was sie verkaufen.

Die Kaffeehäuser sind der Sammelplatz einer Menge Müßiggänger, die ganze Tage da mit **Domino's** Ziehn zubringen. Ein Pariser, der das Domino-Spiel berechnet hat, gilt für einen Kopf von Wichtigkeit.

In andern Koffeehäusern versammeln sich die Dichterlinge, loben wechselsweise ihre Produkte, und ergießen sich in Antikritiken über die Geisselhiebe der Pariser Allgemeinen Litteraturzeitungen.

Die Limonade ist gemeiniglich etwas Zuckerwasser, mit Vitriolgeist sauer gemacht, ein Gemisch, das der Gesundheit schädlich werden kann.

Die abgezogenen Wasser, die Ratafias, bekommen ihre Stärke, durch langen Pfeffer. Gebrannte Gerste muß mehr als einmal die Stelle des Kaffees vertreten. Ueber-

haupt

haupt trinkt man schlechten Kaffee *) in den Pariser Kaffeehäusern. Ihr müßt ein wässeriges Gesöff mit schlechter Milch, für Rahm-Kaffee bezahlen. Das ist weniger die Schuld der Kaffeeschenken als der Milchweiber, welche die Milch und den Rahm zu taufen pflegen; sie brauchen die List etwas Mehl hinein zu werfen, um der Milch eine gewisse Weiße, und etwas Consistenz zu geben.

Sobald man zweimal in einem Kaffeehause gefrühstückt hat, bekommt man eine Menge guter Freunde, und die schöne Limonadiere beehrt euch mit ihrer Protektion. Selten aber macht man gute Bekanntschaften in den Kaffeehäusern; gemeiniglich schlechte.

Man trift zu Paris im Fach der Lüderlichkeit, Ausschweifung und Libertinage, alles an, was Jugend und Unschuld verderben und zu Grunde richten, und den Biedermann empören kann.

Es giebt wenige Straßen, wo nicht einige Fenster mit zwei oder drei Köpfen, in schönen Hütchen und Bändern, besezt seyn sollten; diese übertünchte Schönheiten liebäugeln mit den Vorübergehenden, rufen sie, ziehen sie in ihre Wohnung, schnellen sie um ihr Geld, und verkaufen ihnen ein paar Reize, und Krankheiten in Menge.

Sobald die Nacht die Stadt in ihr Dunkel hüllt, trift man alle Thüren die nach der Straße gehn, mit zärtlichen Schäferinnen angefüllt, die im Schimmer der Gaslaternen glänzen; einige singen, andre flüchen, aber alle streben dem Gelde der Vorübergehenden nach.

Wer schwach genug ist, sich in die Arme dieser weiblichen Ungeheuer zu wagen, sezt sich nicht allein der Gefahr aus, um sein Geld und seine Gesundheit zu kommen,

*) Nur in dem Palais-royal nicht, wo ich den besten Kaffee von Mocka getrunken habe, den man trinken kann. Der Verfasser obgen Aufsatzes verzeihe mir diese Berichtigung aus Wahrheitsliebe.

Der Herausgeber.

sondern sogar das Leben in diesen finstern Winkeln des Lasters zu verlieren. Man hat mehr als ein Beispiel, daß an solchen schändlichen Oertern, der Wollüstling ermordet und geplündert worden ist.

Mit Allem wird Handel und Verkehr getrieben. Man schlägt einem Junggesellen, eine gute Heirath mit der Bedingung vor, daß der Unterhändler für seine Mühe, zwanzig Procent von der Mitgabe erhalten soll. Freilich giebt das nicht die besten Ehen, aber es bringt das Geld im Umlauf, und mehr sucht man nicht zu Paris.

Ein andermal verkauft man einem jungen Menschen eine Beschützerin: man giebt sie für eine Anverwandte vornehmer, vielvermögender Personen aus, die zwar arm ist, die aber ihrem Mann einen guten Dienst zur Mitgift mitbringt. Der arme junge Mensch, der erst aus seiner Landstadt nach Paris gekommen ist, und sein Glück zu machen sucht, geht in die Falle, kauft das Mädchen, glaubt Alles was ihre vorgebliche Verwandte ihm vorschwatzen, nimmt sie zur Frau, und sieht am Ende ein, daß er eine nichtswürdige Landstreicherin geheirathet hat.

Kommt heute nach Paris, geht Morgen und Uebermorgen aufs Kaffeehaus, oder unter die Arkaden des Palais royal und ihr werdet nach Verlauf dieser drei Tage, wenigstens zwanzig Gönner und Protektoren erhalten haben. An keinem Orte verspricht man mehr, und hält weniger.

Ihr trefft einen Menschen an, der sich für einen Chevalier ausgiebt, und dessen Höflichkeiten ihr erwiedert. Er schlägt euch vor, euch in großen Häusern einzuführen; ihr folgt ihm, aber wo bringt er euch hin? in ein Bordel, oder in eine Mördergrube.

Freilich geschieht das nicht immer, aber man thut doch wohl, auf seiner Hüth zu seyn: das ist das untrüglichste Mittel, nicht so oft betrogen zu werden. Luxus, glatte

Worte, Aufwand, sind noch alles keine Bürgen von Rechtschaffenheit.

Das Betteln ist zu Paris und in ganz Frankreich verboten, und doch betteln unzählige Leute, in Paris und auf dem Lande. Die Blinden sind dazu berechtigt, aber es giebt noch eine Gattung verschämter Armen, die euch auf den Promenaden und in den Kirchen angehn, und euch eine Schilderung von ihrer Noth machen, um euer Mitleid zu rühren. Andre schicken ihre Kinder mit Bettelbriefen in die Häuser, und diese Briefe beschreiben ihren Zustand so kläglich, daß man sich ohnmöglich entbrechen kann, den Beutel aufzuthun.

Alle diese Bettler spielen Komödie, und zwar in größter Vollkommenheit. An Beredsamkeit und Gebehrdensprache übertreffen sie gewiß unsre berühmtesten dramatischen Schriftsteller und Akteurs, was eben nicht zu viel sagen will.

Die Policei hat ein wachsames Auge auf dieses unerlaubte Gewerbe, allein eine Menge entgehn ihren Aufpassern, weil es selbst Spione der Policei sind, die manchmal die Rolle der Bettler und der verschämten Armen übernehmen.

Viele Bettler von der Art sind höchst gefährlich, weil sie, unter dem Vorwande zu betteln, sich in die Häuser schleichen und rauben und plündern, wenn sie nur Kinder antreffen, oder sich die Gelegenheit absehen, um bei Nachtzeit rein aufzuräumen.

Der Mitleidige ist in großer Verlegenheit, ob er sein Allmosen geben soll, aber es ist besser, einen Sols vergebens ausgegeben zu haben, als Gefahr zu laufen, einem Manne den Beistand zu versagen, der ihn wirklich bedürftig war.

Im Jahr 1785 nahm man verschiedene Gauner bei'm Kopf, die in der Kleidung der Väter von der Erlösung,

für die Gefangenen in der Algierischen Sklaverei bettelten.

Es hält sehr schwer zu Paris den Scharlatan vom Arzt zu unterscheiden. Man trift zu Paris mehr denn 15000 Personen an, die sich für Aerzte ausgeben, und keinen andern Beruf dazu haben, als einen alten schwarzen Rock, eine Perrucke mit achtzig oder neunzig Locken, und einen Stock von sechs Fuß Höhe. Man muß nicht glauben, als ob bloßer Pöbel seine Zuflucht zu solchen Aerzten nähme; sie haben auch Patienten aus höhern Klassen, und besitzen sie einmal das Vertrauen eines Grossen, so ist ihr Glück gemacht: man posaunt sie aus, und sie verdienen sich bald so viel, daß sie sich eine Stelle als Arzt bei dem oder jenen Prinzen kaufen können. Das wird Ausländern seltsam däuchten, und doch ist es wahr; ein Schuhflicker, der in der Lotterie gewinnt, kann sich morgen ein Patent als Leibarzt kaufen, wenn er will.

Es giebt noch andre Leute, die auf eine ganz eigene Art jedes Uebel, durch Worte, Anhängsel, und Zeichen kuriren; natürlich ist das Alles Betrug, und doch macht mehr als einer, sein Glück auf diese Weise. Der Mensch liebt das Wunderbare, und was ihn noch mehr reizt seine Zuflucht zu Betrügern von der Art zu nehmen, ist das Sprüchelchen, das er zu seiner Entschuldigung im Munde zu führen pflegt: „Wenn's nicht hilft, so kanns doch „nicht schaden.“ Allein diese Entschuldigung ist höchst abgeschmackt, denn wenn man krank ist, und eine Kur bedarf, so handelt man sehr unklug, wenn man die Zeit mit unnützen Hülfsmitteln verliert, da die Krankheit unterdessen weit ernstlicher, und oft unheilbar werden kann.

Bei der großen Anzahl der Betrüger, von welchen die Hauptstadt wimmelt, fehlts aber auch nicht an geschickten Aerzten, von welchen sich die Kranken alle Hülfe verspre-

sprechen können: und die Wundarzenei-Schule behauptet den Vorzug vor allen übrigen in Europa.

Die Großen spielen, weil es Ton ist, die Kleinen, weil sie Geld brauchen; die erstern werden also oft betrogen, und die zweiten sind selten ehrliche Spieler.

Das Spiel ist eine Auskunft für eine Menge Hülfsbedürftiger, die sich an einem mäßigen Gewinn begnügen, die Gelegenheit nutzen, und sich retiriren; aber es ist auch der Ruin einer großen Menge unbesonnener Jünglinge, welche dieser schädlichen Leidenschaft ihre Familie, ihren Wohlstand, und ihre Gesundheit aufopfern. Von den Spielern leben die Freudenmädchen und Pfandverleiher.

Die Spielhäuser stehen unter der strengen Aufsicht der Policei; die Betrüger im Spiel haben nicht immer freie Hand, ihre Künste in Ausübung zu bringen, aber sie entschädigen sich reichlich, in heimlichen Schlupfwinkeln. Ein Fremder kommt nach Paris; überall trift er dienstfertige Leute an, die ihm den Vorschlag thun, ihn in guter Gesellschaft einzuführen. Man stellt ihm vor, daß eine Person, die einmal in Paris bekannt ist, Täglich ihr Diner findet, ohne einen Sol dafür ausgeben zu dürfen. Der neue Ankömmling geht ins Netz, und läßt sich zu einem Mädchen von der gefälligen Klasse bringen, die sich das Ansehn einer Baronesse giebt. Der neue Gast wird auf das Beste, so wie sein Begleiter empfangen, der ein Kavalier, so wie alle übrige Anwesende heißt. Man sezt sich zu Tische, und lebt lustig und in Freuden. Nach Tische schlägt einer von den Herrn ein kleines Spiel vor. Die Frau vom Hause, will den Fremden bei ihrer Parthie haben; das Spiel geht an, der Fremde verliert sein Geld, und noch einige Carolinen darüber, welche ihm die Baronesse vorschießt. Das dauert so lange, bis der Vater schreibt, daß er kein Geld mehr schicken kann.

Auf der Insel Antikythera steht man das Grab Agamemnon's, Troas am Skamander, Mykenä, Sparta, Amyklä, Pharsalos, Theben, Orchomenos, Delphi, Olympia, Athen, Eleusis, Marathon, Salamis und Delos. Auf der Insel Ithaka zeigt man die Grotte des Nymphendienstes, Kephallenia, Kreta, Rhodos, Kypros, Lesbos, Chios, Ephesos, Milet, Knidos, Halikarnassos, Kyzikos, Nikäa, Nikomedeia, Ilion, Abydos, Sestos, Byzanz, Thessalonike, Philippi, Amphipolis, Apollonia, Dyrrhachion, Korkyra, Ithaka, Leukas, Naupaktos, Paträ, Korinth, Argos, Nauplia, Epidauros, Hermione, Troizen, Megara, Eleusis, Athen, Oropos, Chalkis, Aulis, Thespiä, Delphi, Naupaktos, Thermopylä, Larissa, Pharsalos, Demetrias, Iolkos, Thessalonike, Pella, Amphipolis, Philippi, Neapolis, Abdera, Maroneia, Byzanz, Sestos, Abydos, Ilion, Nikomedeia, Nikäa, Kyzikos

Um denen, die nichts bessers zu thun wissen, die Zeit zu verkürzen, zieht ein Scharlatan mit einer hölzernen Statue, die er, die **kluge Sibylle** getauft hat, in den Straßen von Paris umher. Diese Statüe wird nur für die aufgedekt, welche baare zwei Sols erlegt haben. Sie beantwortet alle Fragen, die man an sie thut, durch eine Bewegung des Kopfes, die **Ja** oder **Nein** andeutet. Sie sagt auf welche Stunde der Zeiger einer Uhr steht, ohne die Uhr zu sehn, indem sie so viel Schläge an eine Glocke thut, die neben ihr ist. Das Alles ist nur Posse, und man braucht eben kein Hexenmeister zu seyn, um das Kunststückchen von dieser natürlichen Magie zu errathen, aber das wundert mich, daß man dieser Sibylle erlaubt, die Sitten und Schaamhaftigkeit zu beleidigen. Diese hölzerne Zauberin, oder vielmehr ihr impertinenter Herr, erlaubt sich zu entscheiden, ob die ledigen Frauenzimmer in der Gesellschaft, das Kränzlein ihrer Ehre unbefleckt erhalten haben, oder nicht. Da die Sibylle es fast immer verneinend beantwortet, so lacht die ganze Versammlung, und das arme Mädchen schämt sich, und bedauret's, zwei Sols gegeben zu haben, um sich insultiren zu lassen. Dieses Schauspiel mag wohl einträglich seyn, aber ist es wohl anständig?

Die **Liards** und **Zwölf-Sols-Stücke**, sind fast von Einer Grösse; ein **Liard** der abgegriffen ist, und sein Gepräge verlohren hat, könnte leicht für ein Zwölf-Sols-Stück mit unterlaufen, wenn er versilbert wäre. Einige Gauner versilbern also die Liards mit Quekfilber oder einer andern Composition, und geben sie für zwölf Sols aus.

Ein gleicher Betrug findet bei dem **Doppel-Liards** statt, die man auf diese Weise in **Vierundzwanzig-Sols-Stücke** verwandelt.

Da durch diesen Betrug hauptsächlich der ärmste Theil des Volks leidet, so hat man ihn hart verpönt, und das Châtelet verdammte erst kürzlich einen Versilberer von dieser Art, auf die Galeeren.

Auf dem Pont-neuf, ohnweit der Samaritaine, haben Hunde-Verkäufer ihren Stand, die euch einen Hund, der keine drei Tage alt ist, für einen Hund von sechs Wochen verkaufen.

Die Damen sind ganz in die kleinen Hunde vergafft; ein Liebhaber bezahlt gern einen schönen, kleinen Hund mit zwanzig Karolinen, weil er weis, daß dergleichen Geschenke ihn weit bringen können. So leichtsinnig und unbeständig die Französin ist, so wirkt das doch nicht auf ihre Liebe zu ihrem Hündchen: man dankt einen Liebhaber ab, man verliert einen Freund, man trennt sich von einem Verwandten; das sind lauter Kleinigkeiten, die man heldenmüthig erträgt; aber fehlt dem Pyramus *) das geringste, so geräth alles in Bestürzung und Aufruhr. Der Mann ist gezwungen, sich auf sein Landgut zu flüchten; das Gesinde wird fortgejagt; alle Anbeter sind auf den Beinen, um die Kunst des Lyonnois **) anzuflehn, und theuer zu bezahlen: ja manchmal consultirt man sogar den Hausarzt, und dieser, um der gnädigen Frau seinen Hof zu machen, erröthet nicht, ein Recept für das Hündchen zu schreiben.

Die meisten Leute die mit Hunden handeln, sind immer auf der Jagd dieser Thiere; sie laßen sie in ihren Händen circuliren, um sie mehr als einmal zu verkaufen. Sie kämmen, scheeren und malen sogar einen gestohlnen Hund,

*) So heißt das Lieblingshündchen der Gemählin des Bruders des Königs.

**) Name eines berühmten Hundedoktors.

Hund, ehe sie ihn auf dem Pont-neuf zum Verkauf bringen.

Es giebt kein Land, wo man erpichter darauf sey, sich Hunde zu halten, als zu Paris. Was auch die Reichen, und einige Neuerungs- und After-Aufklärungs-Krämer sagen mögen, so verzeih' ich gern diese Schwachheit dem Armen, der zu elend ist, um unter seines Gleichen einen Freund zu finden, und sich mit der Anhänglichkeit seines treuen Hundes tröstet.

Nirgends werden die Worte selten, extrarar, prächtig mehr verschwendet, als in den Anzeigen und Bekanntmachungen, die man täglich in den Gassen von Paris ausstreut. Man schwazt euch ein Kaninchen für ein Monstrum, und einen Pavian für einen wilden Mann auf. Ich sah Leute viel Geld für den Anblick eines balsamirten Körpers bezahlen, den man für den Leichnam, einer Sklavin aus dem Türkischen Serrail ausgab. Ich glaube man könnte ganz Paris auf die Beine bringen, wenn man bekannt machte, daß man den Mond in eine Flasche gebannt und verkorkt habe. Beweis von dieser Leichtgläubigkeit ist jener Mann aus Lyon, der ankündigen ließ, daß er auf der Seine spazieren gehn wollte.

Außer den privilegirten Gesellschaften, den ächten Freimaurer-Logen, öffentlichen Akademien, Clubs, Museum's ꝛc. giebt es noch geheime Gesellschaften, wo man den Fremdling, selbst den Pariser, anzukörnen sucht, um ihn, wie man ihm weiß macht, in den verborgensten Naturgeheimnissen zu initiiren. Man verspricht, ihn, gegen Erlegung einer geringen Geldsumme, zum Freimäurer, Alchemisten, Clubisten, Akademiker, Magier ꝛc. zu machen. Eigentlich ist es bloß auf sein Geld abgesehn, und nach einem prächtigen Schmause, den er bezahlt, und einigen, mit ihm vorgenommenen Alfanzereien, läßt man es ihm,

so

so ziemlich deutlich, merken, daß man ihn nur zum besten gehabt hat.

Man muß sich also wohl vorsehen, wem man sich anvertraut, und sonderlich denen kein Gehör geben, die eine Privat-Freimäurer-Aufnahme, vorschlagen; Freimäurerei ist, troz Deutschland, jezt die Sucht des Pariſers Volks, und es giebt sogar eine Loge, die aus lauter Schuhputzern besteht.

In den Privatverſammlungen einiger Personen von wahren Verdienſten, berühmter Rechtschaffenheit und ausgezeichnetem Range, hält es weit schwerer, Zutritt zu bekommen, und man nimmt, für einen Schmaus, keinen Unbekannten auf.

Es geht fast kein Tag im Jahre hin, die Festtage ausgenommen, wo nicht Auktionen zu Paris sind: viele Leute beſuchen dieſe Verſteigerungen, in der Hofnung, einen guten Kauf zu thun, und sich wohlfeiler als vom Kaufmann zu equippiren; aber man muß wiſſen, daß die Juden und Trödler von allen Gattungen, sich immer in großer Menge da einfinden, und daß es Verabredung unter dieſen Herrn ist, niemand etwas erstehen zu laſſen, das er nicht über seinen Werth bezahlt. Sie übertragen einander die Einbuße oder den Verluſt, wenn es sich ereignen ſollte, daß einer von ihnen, das zu hoch hinaufgetriebene Stück, behalten mußte. Der Privatmann nemlich, der eine Sache zu zwanzig Livers ausrufen hört, legt hurtig zwanzig Sols zu, wenn er sieht, daß der Trödler mit darauf bietet; so steigern sie sich mit zehn Sols und fünf Sols immer weiter, bis endlich der Trödler schweigt, wenn er sieht, daß die Sache auf den Kopf bezahlt ist. Sie thun das, um allen Privatperſonen ſolche Aktionen zuwider zu machen.

Um nicht im Umgange zu Paris betrogen zu werden, müßte man sich auf Alles verſtehn; aber dergleichen gemeine

meine Kenntnisse, schmecken nach der roture, und sind nicht bon Ton, bei einem jungen Manne: wenn er eine Charade schmieden, Unheil im Schauspielhause stiften, Mädchen verführen, Schulden machen und sie nicht bezahlen kann, dann ist er ein Mann comme il faut.

Die Bücher sind sehr theuer zu Paris. Gute und schlechte finden Käufer, einige ihrer Neuheit, andre ihres Nutzens wegen.

Außer den Buchhändlern, giebt es noch Hausirer oder Colporteurs, welche in Privathäuser Broschüren ausbieten, die sie für verbotene, oder interessante Werke ausgeben. Man bezahlt sie theuer, und oft ist das Buch nichts werth.

Ferner trift man heimliche Buchläden an, wo die magischen, theosophischen, chiromantischen, astrologischen, Teufelsbannerischen-Schriften verkauft werden. Sie legen einen großen Werth auf diese Albernheiten, und finden Leser und Käufer. Es geht mit diesen Büchern, wie mit den alten Gemälden, und der Antiquitäten-Sucht. Eine verrostete Klinge würde mit hundert Karolinen bezahlt werden, wenn man gewissen Leuten weiß machte, es sey die Klinge von dem Messer, mit welchem sich Lukretia, keuschen Andenkens, erdolchte.

(Der Beschluß im vierten Stück.)

6.

Skizzen einer Geschichte der deutschen Dichtkunst.

(Beschluß).

In dem Beschluß dieser Skizzen ist meine Absicht, erstlich, verschiedenes zu den ehmaligen, hieher gehörigen Aufsätzen in der Olla Potrida nachzutragen, und dann den Entwurf der Geschichte, der ersten Linien nach, bis auf die neuesten Zeiten fortzuführen:

I.

Nachtrag

A. Zur ersten Epoche.

Nach der Zeit, da diese Skizzen waren angefangen worden, sind verschiedene neue Beiträge zur Geschichte der deutschen Dichtkunst erschienen, z. B. J. T. Plant (sehr schlecht gerathener) chronologischer, biographischer, und kritischer Entwurf einer Geschichte der deutschen Dichtkunst und Dichter von den ältesten Zeiten bis aufs Jahr 1782, erster Theil, Stettin, 1782. Einige Aufsätze im Würtenbergischen Reportorium, Stuttgard, 1782 und 1783; Karakter deutscher Dichter und Prosaisten von Kaiser Karl den Großen bis aufs Jahr 1780, Berlin, 1780, zweiter Theil von Herrn Kütner; Leonh. Meister's Karakteristick deutscher Dichter, nach der Zeitordnung gereihet, mit Bildnißen von Heinrich Pfenninger, Zürch, erster Band, 1785, zweiter Band 1787, (mit einem neuen Titelblatte) St. Gallen 1789, (im ersten Bande findet

man

man: Die Barden, Rhabanus Maurus, Ottfried, Notker, Labro, Willeram, Rhoswitha, Rud. Manaße, Melch. Pfinzing, Hans Sachs, Joh. Fischart, Burk. Waldis, Rollenhagen, Opitz, Flemming, Moscherosch, Logau, die fruchtbringende Gesellschaft, Kanitz, Wernicke, Drollinger, Brokes, Bodmer, Haller, Hagedorn, Frauenlob, König Tyroll, Windsbeck, Windsbeckinn, im zweiten Bande stehn: Beßer, Heräus, Hunold, Günther, von Stille, Gottsched, Gottschedinn, Cuno, Liscov, Lange, Langinn, Rabener, Pyra, Gellert, Kleist, Rost, Schlegel, Lichtwer, Withof, Creutz, Götz, Karschinn, Klopstock, Leßing, Geßner.) Nekrolog oder Nachrichten von dem Leben und den Schriften der vornehmsten verstorbenen deutschen Dichter, gesammelt von Christ Heinrich Schmid, Berlin 1785, hier findet man im ersten Bande: Seb. Brand, Hans Sachs, Burk. Waldis, Weckherlin, Opitz, Flemming, Tschernning, Logau, Gryph, Rachel, Lohenstein, Kanitz, Wernicke, Zernitz, Pyra, Drollinger, Schlegel, Krüger, Hagedorn, Gnero, Kronegk, Brawe, im zweiten Bande: Kleist, Giseckc, Rost, Creutz, Gellert, Schiebeler, Löwen, Michaelis, Hartman, Raufseisen, Hölty, Zachariä, Thomson, Willamov, Haller, Seidelinn, Hensler, Leßing, Lange, Götz, Bodmer, Lichtwer.

Von ältern Schriften zur Geschichte der deutschen Dichtkunst sind noch nachzuhohlen: Heinr. Ulr. von Lingen Nachricht vom Ursprung der deutschen und nordischen Poesie in der kritischen Bibliothek Th. III. 99. Gottsched de temporibus vatum teutonicorum mythicis, 1752; Joh. Lauterbach de carminibus veterum Germanorum, 1696; Klapperbein de Germanicae Poeseos historia 1681; Ortlob de variis Germanicae poeseos aetatibus, Wittenberg 1654.

Kaiser Julian vergleicht den Klang des Bardengesangs mit dem Geschrei wilder Raubvögel. Die Spottgedichte

gedichte der alten Barden wurden vor den Häusern abgesungen, und hießen Nachtgesänge oder Mondlieder, weil man sie Abends sang. Der Ort im Lüneburgischen S. 91. hieß Bardewich, und der Titel von Sagitarii Dissertation ist: Historia Bardewici. Von den alten Bardengesängen muste vieles verlohren gehn, da sie bei dem Mangel der Schreibkunst nur durch mündliche Ueberlieferung erhalten wurden. Die Mönche vertilgten auch vieles als Ueberreste des Heidenthums. Tritheim behauptet, im dritten Jahrhundert nach Chr. Geb. habe sich Hildegast als Barde hervorgethan. S. 91. Z. 11. Meße lies Weise und Iggeram lies Ingeram. S. 92 Z. 17 Fabisten lies Fatisten.

Von Ottfried hat Dav. Hofmann de Ottfrido, Helmst. 1717, und Herr Oberlin in der Alsatia litterata 1782 gehandelt. Ottfried folgte der Vulgata, suchte eine Art von Harmonie der Evangelisten zu machen, und flocht viele eigne andächtige Erdichtungen, Schilderungen und Gemählde ein. Er gesteht in einer seiner Vorreden selbst, daß seine Sprache rauh sey. Sein Geburtsort ist unbekannt. Er sagt selbst, er sey ein Schüler des Rhabanus Maurus gewesen. Von Fulda kam er nach Weißenburg, wo er den gröſten Theil seines Lebens zubrachte. Er scheint um 868 noch gelebt zu haben. Sein Evangelienbuch ist in fünf Bücher eingetheilt. Er hat seinem Werke vier Dedikationen vorangesetzt, an K. Ludwig, an Luitbert, Erzbischof von Maynz, an Salomon, Bischof von Konstanz, and die Mönche Hartmuth und Werembert; außer der zweiten, welche lateinisch ist, sind sie alle in deutschen Versen. Nicht die Kaiserin Judith, sondern veneranda matrona quaedam dieses Namens ermunterte ihn zu dem Werke. Manuscripte davon sind zu Wien, Freysingen, Frankfurth am Mayn, zu Rom (aus der Heidelberger Bibliothek) und in England

in

in der bibliotheca Bodleiana. Gedruckte Ausgaben hat man davon folgende: 1) Von Flacius Ilyricus Basel, 1571 wobei sich ein Gloßarium von Gassarus befindet, welches ohne des Verfassers Namen Merula 1598 seiner Ausgabe von Willeram's Hohenliede beigefügt hatte; uebrigens sind bei zweitausend Druckfehler in dieser Ausgabe, weil Flacius den alten Dialect nicht verstand, wie Staden im specimine tectionum Franoicarum ex Ottfrido 1708 erwiesen hat; 2) Von Scherz mit Schilter's Erklärungen und Noten in Schilter's Thesauro antiquitrtum teuton. T. I. 1727. Ottfried soll noch mehrere Gedichte, und insbesonder eine Paraphrase der Psalmen verfertigt haben, die verlohren gegangen ist.

Von Notkerus, wegen seiner großen Lippen labro genannt, einem Mönch im Kloster St. Gallen, der 1022 starb, und nicht mit dem Notvero Balbulo zu verwechseln ist, ist noch ein prosaische Paraphrase der Psalmen übrig, die sich gleichfalls im ersten Theil von Schilter's Thesauro befindet. — S. 94. Z. 13 verewigte lies nervigte. Das Lied auf Ludwigs Sieg hatte Schilter mit Erläuterungen schon vorher unter dem Titel Epinicion rhythmicum teutonicum Ludovico regi acclamatum Arg. 1696 herausgegeben. Ein Te Deum laudamus aus dem neunten Jahrhundert edirte Eccard Helmst. 1713 Latius de migrationibus gentium p. 77 führt Verse aus einem alten fränkischen Gedichte über die Natur der Thiere an. Willeram, Abt zu Merseburg, verfertigte ums Jahr 1048 eine prosaische Umschreibung des Hohenlieds, die Merula 1598 herausgab. Der eigentliche deutsche Name der Nonne Rhoswitha war Helena von Roßow. Der heilige Anno, Erzbischof von Kölln, dessen Leben und Wunder in 850 Versen beschrieben worden, starb 1075. Bodmer hat dies Gedicht seiner Ausgabe

vom Opitz beigefügt. Man hat eine Kronick der Abtei Gandersheim in Versen vom Jahr 1216.

B. Zur zweiten Epoche.

Ueber den Flor der deutschen Poesie unter Friedrich I. hielt Gottsched eine Rede, die sich in seinen 1749 herausgegebenen Reden befindet. Etwas über die Minnesänger findet man im dritten Bande von den patriotischen Phantasien des Herrn Möser. Herr Prof. Christoph Heinrich Müller zu Berlin hat uns 1784 eine Sammlung deutscher Gedichte aus dem zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert gegeben, darinnen man findet: 1) Der Nibelungen Lied und die Klage, 13762 Verse. 2) Die Aeneide von Veldeck. 3) Gott Artur, eine Erzählung aus dem funfzehnten Jahrhundert von 2495 vierfüßigen Jamben. 4) Parcival, nach einer neuen Handschrift. 5) Der arme Heinrich von Hartmann von Owe. 6) Von der Minne von Gottfried von Strasburg. 7) Weiberlist von Jakob Appel. 8) Vom Pfennige, ein Gedicht von 100 Versen. 9) Tristam von Parnovie von Gottfried von Strasburg, fortgesezt von Vribert. 10) Von Floren und Blantschistur, ein Gesang Ruprechts von Obent, durch Konrad Strick aus dem Welschen übersezt. 11) Twin von Hartmann von Owe 12) Der Freydank. Zur Litteratur der Minnesänger dienen 1) Canzler über Müllers Ausgabe der Minnesänger im Journal für alte Litteratur und neuere Lektüre. Adelung im Magazin der deutschen Sprache, erstlich ein Aufsatz über Müllers Ausgabe, zweitens, ein chronologisches Verzeichniß von 222 Minnesängern. 3) Oberlin de poetis Alsatiae eroticis medii aevi, vulgo, von den Elsassischen Minnesingern, 1786. Ueber die Gedichte Parcival und Tyturel sehe man Panzer's Annalen der

ältern

Mann besitzet Hannover, Oldenburg, zum Theil das Land Braunschweig, und die Grafschaft Hoya, Diepholz, Bentheim, Steinfurt, Lingen, Tecklenburg, Meppen, Embden, Rietberg, Münster, Paderborn, Corvey, Hildesheim, Minden und Halberstadt, Lippe, Waldeck, Hessen, Nassau, Isenburg, Solms, Wied, Sayn, Wittgenstein, Hanau, Frankfurt, Fulda, Hersfeld, Schwarzburg, Reuß, Gotha, Meiningen, Hildburghausen, Coburg, Anspach, Baireuth, Mecklenburg, Pommern, Holstein, Oldenburg, Delmenhorst, Jever, Kniphausen, Ostfriesland, Lauenburg, Ratzeburg, Schwerin, Ratzeburg, Gadebusch, Stargard, Rostock, Wismar, Schwedisch-Pommern, Rügen, Stralsund, Wolgast, Barth, Gützkow, Tribsees, Damgarten, Franzburg, Grimmen, Greifswald, Stettin, Gollnow, Stargard, Cammin, Wollin, Usedom, Pyritz, Jamin, Damm, Greifenhagen, Schivelbein, Naugard, Massow, Cörlin, Rügenwalde, Stolpe, Lauenburg, Bütow, Schlawe, Rummelsburg, Preußen, Ermeland, Pillau, Memel, Tilsit, Insterburg, Gumbinnen, Oletzko, Lyck, Johannisburg, Neidenburg, Ortelsburg, Soldau, Rastenburg, Angerburg, Darkehmen, Goldap, Pillkallen, Ragnit, Schaaken, Tapiau, Labiau, Fischhausen, Brandenburg, Preußisch-Holland, Mohrungen, Liebemühl, Osterode, Hohenstein, Allenstein, Heilsberg, Braunsberg, Rößel, Bartenstein, Friedland, Preußisch-Eylau, Bischofstein, Rhein, Lötzen, Sensburg, Ortelsburg, Willenberg, Neidenburg, Soldau, Neumark

Gesetz für die Stadt und Grafschaft York in Pensylvanien, und ein Gesetz für die Grafschaft Cumberland, und ein Gesetz für die Grafschaft Northampton, und ein Gesetz für die Grafschaft Bedford, und ein Gesetz für die Grafschaft Berks, und ein Gesetz für die Grafschaft Northumberland, und ein Gesetz für die Grafschaft Westmoreland, und ein Gesetz für die Grafschaft Fayette, und ein Gesetz für die Grafschaft Washington, und ein Gesetz für die Grafschaft Allegheny, und ein Gesetz für die Grafschaft Somerset, und ein Gesetz für die Grafschaft Lancaster, und ein Gesetz für die Grafschaft Dauphin, und ein Gesetz für die Grafschaft Lebanon, und ein Gesetz für die Grafschaft Lycoming, und ein Gesetz für die Grafschaft Mifflin, und ein Gesetz für die Grafschaft Centre, und ein Gesetz für die Grafschaft Clearfield, und ein Gesetz für die Grafschaft Clinton, und ein Gesetz für die Grafschaft Potter, und ein Gesetz für die Grafschaft Tioga, und ein Gesetz für die Grafschaft Erie, und ein Gesetz für die Grafschaft Crawford, und ein Gesetz für die Grafschaft Warren, und ein Gesetz für die Grafschaft Mercer, und ein Gesetz für die Grafschaft Venango, und ein Gesetz für die Grafschaft Clarion, und ein Gesetz für die Grafschaft Jefferson, und ein Gesetz für die Grafschaft Indiana, und ein Gesetz für die Grafschaft Armstrong, und ein Gesetz für die Grafschaft Butler, und ein Gesetz für die Grafschaft Beaver, und ein Gesetz für die Grafschaft Lawrence, und ein Gesetz für die Grafschaft Columbia, und ein Gesetz für die Grafschaft Montour, und ein Gesetz für die Grafschaft Schuylkill, und ein Gesetz für die Grafschaft Carbon, und ein Gesetz für die Grafschaft Monroe, und ein Gesetz für die Grafschaft Pike, und ein Gesetz für die Grafschaft Wayne, und ein Gesetz für die Grafschaft Susquehanna, und ein Gesetz für die Grafschaft Bradford, und ein Gesetz für die Grafschaft Lackawanna, und ein Gesetz für die Grafschaft Luzerne, und ein Gesetz für die Grafschaft Wyoming, und ein Gesetz für die Grafschaft Union, und ein Gesetz für die Grafschaft Snyder, und ein Gesetz für die Grafschaft Perry, und ein Gesetz für die Grafschaft Juniata, und ein Gesetz für die Grafschaft Huntingdon, und ein Gesetz für die Grafschaft Blair, und ein Gesetz für die Grafschaft Cambria, und ein Gesetz für die Grafschaft Elk, und ein Gesetz für die Grafschaft Mc Kean, und ein Gesetz für die Grafschaft Forest, und ein Gesetz für die Grafschaft Venango

als alle Anspielungen des Gedichts erklären. Wirklich ist Danhäuser eine Hauptrolle in der Möhrinn des Herrmann von Sachsenheim. Wegen des Ulrichs von Thurheim (aus Schwaben) vergleiche man den Artikel Eschilbach, wo die Ausgabe des Herrn Casparson von dem Gedicht über Markgraf Wilhelm angezeigt worden. Burggraf von Riedenburg ist nicht Verfasser oder Sammler der Fabeln der Minnesänger. Zu der Liste der Minnesänger gehören noch: 1) Stricher, suchte in einem Heldengedichte von Karl den Großen den Eschilbach nachzuahmen und zu verbessern, die Handschrift seines Gedichts liegt in der Abtey St. Gallen. 2) Gürge von Erlenbach schrieb ein Gedicht von Herzog Friedrich von Schwaben, das sich in der Wolfenbüttler Bibliothek befindet. 3) Konrad Mönch Uebersetzung eines Gedichts des Jakob von Thessalis oder Cessolis, (auch de Casulis, de Tesselis, de Thessalonica) eines Dominikaners, am Ende des dreizehnten Jahrhunderts, de moribus hominum et de officiis nobilium super ludo lutrunculorum, unter dem Titel: Schachzobelspiel, unter welchem Titel man auch eine prosaische hat, die 1477 gedruckt worden, liegt zu Strasburg im Manuscript. 4) Rudolph, Dienstmann zu Montfort; über sein Gedicht Wilhelm von Brabant, hat Herr Casparson eine Abhandlung in den hessischen Beiträgen geliefert. 5) Joh. Püterich von Reiherhausen, über welchem Herr Adelung 1788 eine Abhandlung geschrieben. 6) Gottfr. von Hohenloch. 7) Albrecht von Kenemos. 8) Konrad Schlecke. 9) Blandstyslin. 10) von Mowe (er) Waller von Wald. 12) Alberts. 13) Blicher. 14) Ulrich von Zyam. 15) Wirich von Grüneberg. 16) Sacherer. 17) Daniel von Blumenthal. 18) Barthel Regenbogen. 19) Wolfgang Rocher. Schon Lessing hatte im ersten Theil seiner Beiträge zur Geschichte und Litera-

tur aus den Schätzen der Wolfenbüttler Bibliothek Hofnung gemacht, den wahren Verfaſſer der Fabeln der Minneſänger zu entdecken, und indem nach ſeinem Tode 1782 von Herrn Eſchenburg herausgegebenen fünften Beitrage geſchah es wirklich. Die Dedikation der Fabelſammlung iſt an den Burggrafen von Riedenburg. Der Sammler ſelbſt aber heißt Boner, und die Sammlung enthält meiſtens poetiſche Ueberſetzungen aus Avianus und Romulus. Nach Leſſing's Meinung iſt die Sammlung jünger, als der Renner, und in der lezten Hälfte des vierzehnten, nach Oberlin's Meinung zu Ende des vierzehnten, oder zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts gemacht. Der eigentliche Titel der Sammlung iſt: der Edelſtein, weil die erſte Fabel vom Hahn handelt, der einen Edelſtein fand. In der Johanniterbibliothek zu Strasburg befindet ſich ein Manuſcript davon, und ein andres in Wolfenbüttel, das ſieben Fabeln mehr enthält, als das Zürcher. Boneri Gemma, ſive, Boner's Edelſtein fabulas centum e Rhonaſcorum aeuo complexa, ſupplementum ad Scherzii ſpecimina philoſophiae moralis Germanorum ed. Jo. Jac. Oberlin Arg. 1782. Ueber die Bamberger Ausgabe ſehe man von Heinecke Nachrichten von Künſtlern und Kunſtſachen, Th. II. Schelhorn in ſeinen Ergötzlichkeiten, gedenkt einer poetiſchen Ueberſetzung des A. T. die auf Befehl Heinrich Landgrafens in Thüringen im dreizehnten Jahrhundert verfertigt worden; der Verfaſſer bediente ſich dabei der Hiſtoriae ſcholaſticae und der Arbeit des Gottfried von Viterbo oder Gottfried von Pirron. Ueber den Renner findet man Nachrichten in folgenden Schriften: 1) Oetter de poetis quibusdam medii aevi teutonicis, inprimis de Hugone Trimbergenſi in den Sammlungen verſchiedner Nachrichten aus allen Theilen der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften. 2) Gottfried de rarioribus Bibl. Paulinae

Codd.

Codd. 1746. 3) Eschenburg in der fünften Sammlung der Lessingischen Beiträge. 4) Conz in seinen Beiträgen, 1786. Ob Hugo Vorsteher von Meistersänger, oder Rektor einer Schule gewesen sey, ist ungewiß. Er war aus Trymberg, einem Dorfe an der Saale im Würzburgischen gebürtig. Thurstadt liegt bei Bamberg, wovon eine Vorstadt Babenberg heißt. Manuscripte von Renner finden sich auch zu Leipzig, Tübingen und Wolfenbüttel. Der Herausgeber von 1549 ist ein Buchhändler Cyriacus Jakob. Der Titel dieser Ausgabe ist: Der Renner, ein schön und nützlich Buch, darin angezeigt wird, einem jeglichen, welcher Würden, Werken oder Standes er sey, sowohl geistliches, als des untersten des weiblichen Regiments, daraus er sein Leben zu bessern, und sein Amt nach Gebühr desselben auszuwarten und nachzukommen, zu erlernen hat, mit viel schönen Sprüchen der heiligen Schrift, alter Philosophen und Poeten weisen Reden, auch feinen Gleichnissen und Beispielen geziert. Ob ein ungedrucktes Werk, dessen Wolf in den lectionibus memorab. T. II. p. 1061 gedruckt, und das die Reuias land betitelt ist, in Versen oder Prosa abgefaßt worden, ist daselbst nicht angezeigt. Der Renner war aus dem verlohren gegangnen Sammler genommen. Plant behauptet, ich weiß nicht, aus was für Gründen, Hugo habe ein Verzeichniß der besten Dichter seines Jahrhunderts geschrieben. — Ueber den Freydank, wovon zu Strasburg und Wolfenbüttel Handschriften liegen, der von Seb. Wegner zu Worms 1539 herausgegeben worden, und der nun in der Müllerischen Sammlung steht, findet man Nachrichten in Panzer's Annalen der ältern deutschen Litteratur, Freydank scheint ein erdichteter Name zu seyn. Freydanks Gedicht vom rechten Wege des Lebens, ist eine Reihe poetischer Sentenzen, die ehemals in großen Ansehn standen. Denn Hanemann in seinem Auszuge aus Spangenbergs

Buche über die Meistersänger sagt: Nun hielt man damals auf keinen Spruch, den nicht Herr Freydank gedichtet. Der erste Abschnitt des Gedichts vom rechten Wege des Lebens, handelt von der Bescheidenheit, oder, von dem Ziel und Maaß in unserm Thun und Lassen, und diesen Abschnitt hat Herr D. Anton im deutschen Museum bekannt gemacht. Seb. Brand hat den Freydank durch mehrere Anführungen und Beispiele aus der heiligen und weltlichen Geschichte ausgedehnt. Die Laienbibel ist von einem ganz andern Schriftsteller, einem gewissen Jakob Freydang aus Kärnthen, und erschien 1569. — In Gotha befinden sich an Manuscripten: 1) Eine gereimte Kronik vom Landgraf von Thüringen Ludwig. 2) Eine Legende von Karl dem Großen, 1314, aus dem Lateinischen übersezt. 3) Ein Reimbuch von Liebe, Barmherzigkeit und andern christlichen Tugenden vom Jahr 1411.

C. Zur dritten Epoche.

Die Limburgische Kronik heißt Fasti Limburgenses, und ward 1617 edirt. Im vierzehnten Jahrhundert übersezte ein Ungenannter die Geschichte von Barlaam und und Josaphat des Joh. Damascenus in deutsche Verse, welche poetische Uebersetzung man nicht mit der prosaischen verwechseln muß, die unter dem Titel das Buch der christlichen Lehrer 1470 gedruckt ward. Von der poetischen findet man eine Probe in Gottsched's kritischen Beiträgen St. 27. S. 407. — Die Strasburger Meistersänger wurden 1680 feierlich aufgehoben. Ein Stück des Hans Schnepper, genannt Rosenblut, hat Herr Meißner in dem Journal für alte Litteratur und neuere Lektüre, abdrucken lassen. S. 96. Z. 6. Fiallers l' Finklers. Hans Sachs ward 1494 gebohren. Das Verzeichniß der einzeln gedruckten Gedichte von Hans Sachs, giebt Will im

Nürn-

Nürnbergischen gelehrten Lexikon. Die Ausgabe seiner Werke sind folgende: 1) Der Augspurgische Buchhändler Wille ließ zu Numberg in Heußlers Druckerei 1558-1561 in drei Foliobänden die Werke zusammendrucken; aber Hans Sachs dichtete nachher noch vieles. 2) Mancherlei artliche neue Stücke in gebundnen Reimen von Hans Sachs in Folio bei Kochner zu Nürnberg Th. I. und II. 1570, Th. III. 1577, Th. IV. 1578, Th. V. 1579, der erste Theil ward 1590, der zweite 1581, der dritte 1591 wieder aufgelegt. 3) Krüger zu Augspurg ließ des Dichters Werke in Kempten 1612-1616 in fünf Quartbänden drucken. 4) Nürnberg, 1628. Der Auszug aus Hans Sachs ist vom Herrn Registrator Häslein.

D. Zur vierten Epoche.

Der Wormser Herausgeber der Möhrinn, war der um die deutsche Litteratur vielfältig verdiente Joh. Adolphus. Daß es eine Strasburger Ausgabe von 1512 gebe, wird in den Schriften der Leipziger Gesellschaft der freien Künste Th. II. S. 421 behauptet. Ein altes Gedicht über den Branntwein vom Jahr 1493 findet man in dem Journal für alte Litteratur und neuere Lektüre. Im Jahr 1490 sammelte Augustin von Hammerstetten ein Buch voll geistlicher Reime, das sich ungedruckt zu Gotha befindet, und folgendes enthält: 1) Der Teichner von unsrer Frauen Empfängniß. 2) Guldin Schnitt von Konrad von Wirzburg. 3) Peter der Suchenriech von den fünf Fürsten. — Der Esop von Steinhövel ward auch 1616 gedruckt. — Vom Theuerdank findet man Nachrichten in Panzer's Annalen der ältern deutschen Litteratur 1788. Der Ritter Furwittig ist die Jugend, Neidelhart das Alter, und Unfalo die männliche Lebenszeit. Der Entwurf des Kaisers war in lateinischer Sprache. Die

Versart sind vier- auch dreifüßige Jamben mit eingemischten Trochäen, männliche und weibliche Verse wechseln willkührlich ab. Des Burkard Waldis Ausgabe ward auch 1539 und 1596 wiederholt. Schultes war ein Bildschnitzer zu Ulm, der das Werk auch durch Figuren erläuterte. Zu Wien liegt auch eine ungedruckte Französische Uebersetzung. — Ueber den Bergreihen Johannes im Korbe vom Jahr 1510, findet man eine Abhandlung im Journal für alte Litteratur und neuere Lektüre. — Johann Fischart, genannt Menzer, ist von vielen Gelehrten mit dem Juristen Fichard zu Frankfurt am Mayn verwechselt worden. Fischart war zu Strasburg gebohren. Im Jahr 1586 war er Amtmann zu Forbach bei Saarbrücken; vorher war er Reichskammeradvokat. Seine Werke folgen am besten also auf einander: 1) Die S. 104 angeführte affentheuerliche Geschichtsklitterung, wovon die erste Ausgabe 1575 erschien. Man hat auch Auflagen von 1582, 1590, 1594, 1596, 1600, 1605, 1620, 1631. 2) Uebersetzung der prosaischen Satyre des Marnix in Holländischer Sprache, unter dem Titel: Bienenkorb des heil. Röm. Jammerschwarms, wo sich Fischart den Namen Jesuwall Pickhart gegeben, Geißlingen, 1580. 3) Eine Uebersetzung aus dem Lateinischen des Kalvin: Der heil. Brodkorb der heil. Römischen Reliquien, Geißlingen, 1583; hinter der Vorrede steht ein Gedicht: Heiligthums Spang von Jesuwall Pickhart. 4) Das glückliche Schiff, wovon Stellen in der Sammlung der Zürcher Streitschriften, aber in Prosa aufgelöst, stehen. 5) Podagrammisch Trostbüchlein durch Huldr. Ellopsolleros, eine prosaische Lobrede aufs Podagra, voran steht ein Gedicht: Reznem um Salvaguarda des Podagra, Strasburg, 1591, 1604. 6) Huldr. Ellopsolleros Flöhhatz, Weibertrotz, Wunder und wichtige Rechtshändel der Flöhe mit den Weibern, vermehrt mit dem Lobe der

Mü-

Mücken und des Flohes, Strauß und der Laus, Strasburg, 1577. 7) D. Joh. Fischart Erklärung und Auslegung einer von verschiedentlichen Thieren haltenden Meß, Strasburg, 1608, in Versen. 8) Von St. Dominick des Predigermönchs und St. Francisci artlichen Leben und großen Greueln, gestellt aus Liebe der Wahrheit 1571 in Versen. 9) Der Barfüßer Sekten- und Kuttenstreit durch Joh. Fischart, in Versen, wahrscheinlich vor 1580, steht auch bei einer Ausgabe, die Fischart von Alber's, Franciskaner-Alkoran 1614 besorgte. 10) Die wunderlichst, unerhörtest Legend und Beschreibung des abgeführten Jesuiten Huttleins, durch Jesuwall Pickhard, 1580, in Versen. 11) Aller Praktik Großmutter, oder, Pruchnastikon, Laßtafel, Bauernvogel, oder, Wetterbüchlein auf alle Jahre und Land gerichtet, durch Wustblutus, 1598, eine Nachahmung des Rabelais. 15) Catalogus catalogorum perpetuo durabilis, das ist, ein ewigwährend Verzeichniß gedruckter und ungedruckter Bücher und Schriften, erster Theil, 1590, (der zweite Theil erschien nie) eine prosaische Satyre. 13) Nachtrab, oder, Nebelkrähe von Reznem (der umgekehrte Name Menzer) wider Geckel Rab, das ist, wider einen Superintendent Rab, der 1570 katholisch ward. 14) Die Spiegeleule, gesangsweise, ist keine poetische Uebersetzung des Eulenspiegels. 15) Ein Gedicht vom kunstreichen Uhrwerk im Münster zu Strasburg in Schadäi Beschreibung des Münsters. 16) Einer Schwalben- und Spatzenhetze gedenkt Fischart, aber es ist ungewiß, ob es gedruckt worden, vielleicht war es eine Satyre auf die Dominikaner und Franciskaner. 17) So gedenkt er auch einer grillekotteſtischen geistlosen Mühl zur römischen Frucht, in Versen. 18) Ob der Gauchlob, der Rothschlag von Erweiterung der Hölle, und die Hofsuppe wirklich gedruckt worden, ist ungewiß. Nachdem 1775 Herr Bode in einer Ankündigung

versprochen hatte, Fischarts Nachahmungen des Rabelais herausgegeben, nachdem ein ähnliches Herr Reichard 1781 gethan, erschien endlich Gargantua und Pantagruel, umgearbeitet nach Rabalais und Fischart, von D. Eckstein, (das ist, L. F. Sander) Hamburg, Th. I. 1783, Th. II. 1786, Th. III. 1787. Flögel in der Geschichte der lateinischen Litteratur hat Fischarts Werke am vollständigsten verzeichnet. — Der ganze Name von Brand ist Seb. Brand, genannt Titio. Er war aus Strasburg gebürtig, aber zu Basel, wo er hernach 1494 Professor ward, studierte er. Von den Ausgaben des Narrenschifs handeln Flögel in der Geschichte der komischen Litteratur, die Wochenschrift, der Bürgerfreund, Strasburg, 1778, und Panzer in den Annalen der ältern deutschen Litteratur, 1788. Man hält insgemein die Ausgabe, Basel 1494, für die älteste, sie kann es aber nicht seyn, da man schon von 1488 eine lateinische Uebersetzung hat. Von 1494 hat man vier Ausgaben, eine zu Basel, eine zu Nürnberg, und zwei Strasburger. Ferner erschien das Narrenschif 1495 zu Basel, Strasburg und Augspurg, 1498 zu Strasburg, 1499 zu Basel, ebendaselbst 1506, 1507, 1508, 1512, zu Strasburg aber durch Mag. Eisleben, d. i. Agricola verstümmelt 1545, zu Strasburg 1549, zu Frankfurt 1560, zu Strasburg 1564, 1566, zu Zürch 1565, zu Frankfurt 1567, daselbst 1615, aber sehr geändert und modernisirt. Joh. Geyler aus Keysersberg, hielt seine Predigten über das Narrenschif im Jahr 1498. Der Titel dieser, in lateinischer Sprache herausgegebenen Predigten, ist: Navicula, seu, speculum Fatuorum 1510, neue Auflage 1511, in einer Ausgabe von 1513 hat B. Rhenanus ein Leben Geyler's beigefügt, 1519 wurde sie zu Rostock ins Plattdeutsche, und 1520 zu Strasburg unter dem Titel: Des hochw. Herrn D. Kaysersbergs Narrenschif, vom Pater Pauli ins Hochdeutsche übersetzt. Hö-

niger's

niger's Uebersetzung, die den Titel Weltspiegel hat, ward 1574 neu aufgelegt. Weil man es Geylern verargte, über das Narrenschif gepredigt zu haben, so hielt er auch Predigten unter dem Titel: das Schif der Pönitenz, die erst lateinisch, dann deutsch herauskamen. Die englische Uebersetzung des Narrenschifs erschien 1509, ist von Alexander Barklay, und hat viele Zusätze. Französisch ward es von einem Ungenannten in Versen 1497 übersetzt, welche Uebersetzung 1498 neu aufgelegt ward. Ferner von Drovin in Versen, Lion, 1491, 1498, von einem Ungenannten in Prosa, doch mit versificirten Argumenten, 1499, 1519. Im Jahr 1680 gab es ein Ungenannter in holländischer Sprache, aber abgekürzt und erweitert, heraus; ein gewisser B. übersezte es in dieselbe Sprache 1635. Brand selbst übertrug es Lochern, es ins Lateinische zu übersetzen, und revidirte dessen Arbeit. Locher's Narragonica profectionis nauis, ist eine sehr freie Uebersetzung, und erschien zuerst zu Strasburg 1488. Sie ward daselbst 1497, und zu Basel 1497, 1498, 1506, 1571 wieder aufgelegt. Auch hat man Ausgaben davon, Paris 1498, 1505. Des Badius Paraphrase kam schon in Strasburg 1496 heraus, und ward daselbst 1497, 1506, 1507, imgleichen Paris 1507, 1513, 1693, Basel 1554, 1592 wieder aufgelegt. Eine plattdeutsche Paraphrase des Narrenschifs erschien 1579. Brand selbst schrieb kein Schif der Weisen, sondern Geyler's Navicula poenitentiae wird zuweilen so genannt. Man hat von Brand auch: Schöne liebliche Fabeln in Prosa, die insgemein bei Steinhövel's Esop angedruckt sind. Der Titel von seiner Uebersetzung des Kato ist in einigen Ausgaben: Catho in Latein, durch Seb. Brand getuscht, in andern z. E. der Köllner von 1530: Catho zu Deutsch. Im Jahr 1503 erschien zu Pforzheim von Brand ein Traum in deutschen Reimen. Die Carmina latina von Brand kamen 1498

an Gold kam es, daß Siegmarsburg in seiner Blüthe
die ansehnlichste gewesen. Heinrich Zeidler, Bürgermeister
daselbst, hatte sich durch Handel und Wandel
Reichthum zu Wege gebracht, und sein Sohn Hans
dasselbe von ihm. Der Zeidlerin war ungefähr im
Jahre 1500 ein Sohn geboren worden, der Hans
Heinrich hieß, und dem Vater in Handel und Wandel
nicht folgte in Ehren zu Siegmarsburg. Der
Hans Heinrich Zeidler war ein Gesell, der sich
Schande und Laster nicht verdrießen ließ, und
wurde von Jedermann Hans Heinrich Lotterbube
genannt. Er hatte sich in seiner Jugend
mit Spielen gehalten, und war darüber ein Spieler
geworden. Er verspielte Haus und Hof, Geld
und Gut, und was er sonst hatte, und
Niemand wollte ihm mehr borgen. Da ging er
betteln, und wurde ein Bettler. Er hatte sich
mit Saufen und Spielen so gemein gemacht, daß
er Jedermann kannte, und Jedermann ihn kannte.
Er war ein Bettler, der Alles wußte, was
in der Stadt vorging, und Alles, was in der
Stadt vorging, wußte er. Er wußte, wo Jeder
sein Geld hatte, und wußte, wo Jeder sein Geld
hinbrachte. Er wußte, wo Jeder sein Geld verlor,
und wo man Jedem sein Geld wieder nahm.
Er wußte, wo Jeder sein Geld stahl, und wo Jeder
seines fand. Er wußte, wo Jeder sein Geld
versteckte, und wo Jeder es wieder hervorholte.
Er wußte, wo Jeder sein Geld vergrub, und wo
Jeder es wieder ausgrub. Er wußte, wo Jeder
sein Geld vergaß, und wo Jeder es wieder fand.
Er wußte, wo Jeder sein Geld verlor, und wo
Jeder es wieder verlor. Er wußte, wo Jeder sein
Geld stahl, und wo Jeder es wieder stahl. Er
wußte, wo Jeder sein Geld versteckte, und wo
Jeder es wieder fand. Er wußte, wo Jeder sein
Geld vergrub, und wo Jeder es wieder ausgrub.
Er wußte, wo Jeder sein Geld vergaß, und wo
Jeder es wieder fand. Er wußte, wo Jeder sein
Geld verlor, und wo Jeder es wieder verlor.
Er wußte, wo Jeder sein Geld stahl, und wo
Jeder es wieder stahl. Er wußte, wo Jeder sein

eine Tradition in seiner Familie zu bestätigen scheint, läßt sich nicht entscheiden. Die erste Ausgabe in hochdeutscher und Sprache (von Beuther) erschien Frankfurt 1545, und ward 1556, 1579, 1590, 1602, 1608, 1617 wiederholt. Schopper's Uebersetzung in lateinischen Jamben erschien 1567 unter dem Titel: Opus poeticum de admirabili fallacia et astutia vulpeculae Reineke. Die folgenden Ausgaben 1574, 1579, 1580, 1584, 1595 haben den Titel: Speculum vitae aulica. In einer Rostocker Ausgabe des deutschen Originals, Rostock, 1650, hat ein ungenannter Jesuiter die Sprache sehr verändert. In den Symbolis litterariis ad litteraturam teutonicam, Koppenhagen, 1787, T. II. ed. Suhm. stehen Nachrichten von einer Geschichte Laurins, des Zwergs und Diedrichs von Bern. Das Heldenbuch ward auch Frankfurt 1509, 1545, 1560, 1579, 1590 wieder aufgelegt. Gottsched in der diss. de temp. vatum teut. mithicis, und Grabener in den schon oben angeführten Abhandlungen stritten, was für wahre Geschichten im Heldenbuch verborgen seyn möchten. — Von Murner's Schriften findet man Nachrichten in Panzer's Annalen. Murner ward 1475 geboren. Sein Lehrer war Jac. Locher, der lateinische Uebersetzer des Narrenschifs. Er lehrte Anfangs zu Freyburg im Brisgau, ward von Maximilian I. 1509 zum Dichter gekrönt, nahm 1509 den theologischen Doktortitel an, las zu Trier und Strasburg Kollegia, hielt sich einige Zeit bei König Heinrich dem VIII. in England auf, ward Professor der Theologie zu Luzern in der Schweiz, mußte 1529 wegen gewisser Schmähschriften gegen die protestantischen Kantons, die Schweiz verlassen, und starb noch vor 1557. Seine Schriften sind: 1) Die angezeigte Aeneide. 2) Narrenbeschwörung in Versen, worüber er zu Frankfurt gepredigt hatte, eine Satyre auf alle Stände, besonders aber auf die Klerisey; sie erschien zu Strasburg 1512, 1518,

1518, 1522; Georg Wickram gab sie zu Strasburg 1556 moderniſirt heraus, und so ward sie daselbſt 1558, 1608, und Frankfurt 1665 wiederholt. 3) Der Schelmenzunft Anzeigung weitläuftigen Muthwillens, in Versen, worüber er gleichfalls gepredigt hatte, Strasburg 1512, 1514, 1516, Frankfurt 1567, in der Ausgabe Frankfurt 1618 hat das Werk den Titel: Die alte und neue Schelmenzunft, und sehr verstümmelt eine neue Ausgabe der Schelmenzunft, ward zu Halle 1788 besorgt. Ins Lateiniſche überſezte ſie Joh. Flittner unter dem Titel: Nebulo nebulonum, Frankfurt 1620, 1654, 1664, 1665. Von Petr. van Baardt hat man eine Ueberſetzung in holländiſchen Verſen 1645. 4) Die Mühle von Schwindelheim, in Verſen, Strasburg 1515, eine Satyre auf Dummköpfe, die große Aemter bekleiden. 5) Die Gäuchmatt, Basel, 1519, Frankfurt, 1565. 6) Von dem großen lutheriſchen Narren, wie ihn D. Murner beſchworen hat, Verſe, ohne Anzeige des Orts und des Jahres. 7) Ein neues Lied von dem Untergang des chriſtlichen Glaubens, in Bruder Veitens Ton, ohne Anzeige des Orts und des Jahres. — Außer dem Memorial der Tugend hat man von Johann von Schwarzenberg auch folgende Gedichte: 1) Ein Büchle wider das Zutrinken. 2) Ein Land wider das Mordlaſter. 3) Kummertroſt wider den Hausunmuth, bei dem frühen Tode ſeiner Gattin. Dieſe Gedichte erſchienen einzeln, ſind aber auch bei des Verfaſſers deutſchen Cicero, Augſpurg 1534 zu finden. Zwei Briefe von ihm, nebſt Nachrichten von ſeinem Leben und Schriften, ſtehen in Herrn Strobel's vermiſchten Beiträgen zur Geſchichte der Litteratur, 1774. — Das Gedicht von der Frauen Untreu und vom Hofleben, iſt eins, und Morsheim (ein Schweizer) nur der Herausgeber. Der eigentliche Titel iſt: Hofleben, deſſen Schlag und Händel, wie Untreu daſelbſt von etlichen gepflogen und geſpielt wird, von einem Ritter ums Jahr 1497 reimweiß beſchrieben,

und

und von Joh. v. Morsheim anno 1535 publiciret, von neuen übersehn durch Joh. Textorem von Höger, Stadtschreiber zu Heidelberg, jetzo aber mit schönen Kupferstichen geziert durch Eberhard Kieser, Frankfurt, 1617. Textor hat in dieser Ausgabe viel geändert. Man hat noch ein andres Gedicht von der Frauen Untreue, das mit jenem nicht zu verwechseln ist. — Ringwald war Pfarrer zu Langefeld in der Mark Brandenburg. Man hat von ihm: 1) Ein Büchlein geistreicher Gesänge, an der Zahl 120. 2) Die Evangelia reimweis verfaßt. 3) Epithalamium vom Lobe der frommen Weiber. 4) Die lautere Wahrheit, darinnen angezeigt wird, wie sich ein weltlicher und geistlicher Kriegsmann in seinen Beruf verhalten soll, Erfurt 1585, 1592, 1595, 1602. Schlecht verbessert ist dies Werk in folgender Ausgabe: Die deutsche Wahrheit in poetischer Verkleidung, nach Anleitung Ringwalds, durch Joh. Wilh. Brodtkorb, Langensalza 1700. 5) Beschreibung des Zustands im Himmel und in der Hölle sammt aller Gelegenheit, Freude und Wonne der Gottseligen, auch Ach und Weh der Verdammten, offenbaret von dem treuen Eckhardt, so zwei Tage und zwei Nächte in seiner Krankheit im Geiste verzückt gelegen, Frankfurt an der Oder, 1590, Hamburg, 1602, 1692, Magdeburg, 1698. Man sehe Sonnekalb's historisch-kritische Abhandlung über einige Schriften Ringwald's, in den Schriften der Leipziger Gesellschaft der freien Künste B. II. — Hieher gehört Paul Rebhuhn's, zulezt Superintendenten zu Oelsnitz, Klage des armen Mannes und Sorgenvoll in Theurung und Hungersnoth, Zwickau, 1540, in Jamben und Trochäen; man hat von diesem Verfasser auch ein Hochzeitspiel auf die Hochzeit zu Kanaan 1536. — In diese Epoche gehört auch Matth. Holzwarth von Harburg, ein Würtenberger, wegen seines Lustgartens neuer deutscher Poeterei zu Ehren dem fürstlichen Haus Würtenberg, 1568,

worin Lobgedichte enthalten sind. Man hat auch noch mehrere Gedichte von ihm. Siehe (Elwert's) ungedruckte Reste alten Gesangs nebst Stücken neuer Dichtkunst, 1784. — Ein Bürger und Meistersänger zu Augsburg Daniel Holzmann gab daselbst 1511 funfundneunzig Fabeln des Cyrillus in Versen heraus, die Herr Meißner 1782 in moderne Prosa übertragen hat. — Dedekind starb zuletzt als Prediger in Lübeck 1598, und war geboren zu Neustadt 1551. Sein Grobianus erschien verteutscht durch Kaspar Scheid, Worms 1551, 1557. Grobianus und Grobiana, ganz von neuen zugericht durch Wend. Hellbach erschien 1567. Man hat auch noch eine dritte Uebersetzung von Wenzel Scherfer, Brieg, 1654. — Erasmus Alberus, war 1525 Schullehrer zu Ursel, sodann Prediger zu Gutzenhain und Sprendlingen, ferner Hofprediger des Kurfürsten von Brandenburg, im Jahr 1541 Prediger zu Neubrandenburg, im Jahr 1542 Prediger zu Baden bei Friedberg, im Jahr 1543 ward er Doctor der Theologie, im Jahr 1545 Prediger zu Bobenhausen im Hanauischen, im Jahr 1548 Prediger zu Magdeburg, in den Jahren 1552 und 1553 privatisirte er zu Hamburg, im Jahr 1553 ward er Generalsuperintendent zu Neubrandenburg im Meklenburgischen, und starb den 5. May 1553. Ausser seinen geistlichen Liedern gehören hieher: 1) Das Buch der Weisheit und der Tugend, nämlich 49 Fabeln, mehrentheils aus Aesopo gezogen, und mit guten Reimen verklärt, Frankfurth 1550, 1579, 1590, 1597. D. Schmid's Abhandlungen über diese Fabeln im Journal v. u. f. D. St. 11. 1788. S. auch Hummel's Bibliothek seltener Bücher B. 1. S. 424. 2) Eilend, aber doch wohl getroffne Contrafactur, da Jurgel Witzel abgemahlt ist, wie er dem Judas Ischarioth so gar ähnlich sieht, in Reimen, ohne Ort und Jahr. 3) De grote Wohlthat, die unser Herr Gott durch D. Luther der Welt erzeigt

hat, 1546 in plattdeutschen Versen. Am vollständigsten steht das Leben des Alberus in des Herrn Strider hessischen Gelehrtengeschichte Th. I. — Hieher gehören des Kursächsischen Geheimderath Abraham von Bock, geboren 1531 in Schlesien, gestorben zu Dresden 1603, Gedichte, die zu Wien 1557 herauskamen — Rollenhagen war aus Bernau gebürtig. Als er im Jahr 1556 zu Wittenberg den Medikus D. Ortel über Homers Gedicht lesen hörte, schrieb er seinen Froschmäuseler — Johann Friedrich der Großmüthige, Kurfürst zu Sachsen, der 1554 starb, verfertigte im Gefängniß das Lied: Wie es Gott gefällt, so gefällt mir es auch. — Dan. Hermann, aus Preussen, pohlnischer Sekretair, der 1601 starb, gab 1567 ein Gedicht auf die Stiftung der Universität Königsberg, und andre Lobgedichte heraus. — Das Leben von Johann Klai steht in der Sammlung ausgesuchter Stücke der Gesellschaft der freien Künste zu Leipzig, B. III. S. 111. Seine Grammatica erschien 1578. Salomo (nicht Samuel) Frenzel von Friedenthal war zuletzt Inspector der Schule zu Riga, und gekrönter Poet, er starb 1605; man hat von ihm viele lateinische Gedichte. Die losen Füchse dieser Welt wurden 1606 wieder aufgelegt.

E. Zur fünften Epoche.

Im Jahr 1592 kam heraus Reichstag, oder Versammlung der Bauern, gehalten zu Friedberg im Nechthal; darinnen die gemeine Klage jetziger Welt gehört wird von Vz. Eckstein. — Ad. von Creutzheim gab auch 1625 einen Eselkönig in Prosa heraus — Johann Spreng's Uebersetzung des Palingenius erschien 1549. — Der Uebersetzer des Eustathius heißt Joh. Chrst. Artopeus, genannt Wolfenstern; die zweite Auflage Strasburg 1610 hat den Titel: Ismenius, oder, Vorbild steter Liebe

durch Eustathium in griechischer Sprache beschrieben, nachmals durch Carani in Italiano transferirt, anjetzt in Teutsch gefertigt — Eine Abhandlung über die fruchtbringende Gesellschaft von Gottsched findet man in den Schriften der Leipziger Gesellschaft der freien Künste, Th. III. S. 147. In Gottsched's kritischen Beiträgen St. 13. S. 368 steht von Gottfr. Behrndt ein Zusatz zu Neumark's Palmbaum aus ungedruckten Nachrichten. Aus verschiedien Programmen des Herrn Director Heinze zu Weimar ist die Nachricht von der fruchtbringenden Gesellschaft gezogen, die sich im Journal v. u. f. D. 1784 St. 3. befindet — Opitzens Buch von der deutschen Poeterey erschien zuerst Brieg 1614, und ward zu Wittenberg 1634, 1635, 1638, 1641, 1647 wieder aufgelegt. In der Frankfurter Ausgabe 1645 machte Hommann Zusätze, mit denen es 1658 und 1668 wieder aufgelegt ward. Von den Ausgaben der Opitzischen Gedichte sind nachzuhohlen: 1) Mart. Opitii acht Bücher deutscher Poematum, von ihm selbst herausgegeben, Breslau 1625, nachgedruckt, Frankfurt am Mayn 1618, neu aufgelegt Breslau 1629. 2) Mart. Opitii teutscher Poematum erster und zweiter Theil, Breslau 1637. 3) Mart. Opitii geistliche Poemata, von ihm selbst zusammengelesen, Breslau, 1638. 4) Mart. Opitii Poemata, aufs neue übersehn, Danzig, 1641. 5) Mart. Opitii weltliche Poemata, zum viertenmal vermehrt, Frankfurt am Main 1641, 1648. 6) Des berümten Schlesiers Mart. Opitii von Boberfeld Opera Breslau, 1690. Gottsched gab 1739 eine Lob- und Gedächtnißschrift auf den Vater der deutschen Dichtkunst Martin Opitz heraus. Opitzens Leben steht auch in Brucker's Ehrentempel der deutschen Gelehrsamkeit, Augsburg, 1747 Dec. IV. S. 154. — Niehusen war nicht Flemming's Schwager, sondern Schwiegervater. — Von dem Prof. Joh. Wilh. Laurenberg, dessen bei

Tscher-

Tscherning gedacht wird, und der 1659 starb, hat man in plattdeutschen Versen: De veer olde berömde Scherzgedichte in't Nedderdutsch gerymet durch Hans Wilhelm L. Rost. (d. i. Laurenberg, Rostokiensis) 1655; sie wurden Hamburg 1698 von einem Ungenannten gehochdeutscht herausgegeben. — Die Ausgabe von Andr. Gryph's Gedichten 1698 besorgte sein Sohn. Piastus ist ein Lust- und Singspiel in Versen. Engel kehren bei dem Piastus ein, segnen sein Haus, und werden von ihm verehrt. Die Gibeoniten sind aus dem Hollandischen des Vandel übersetzt. S. das Herrn Bulpius Nachrichten von Andr. Gryph im Theaterkalender. — Eine zweite Nachlese zu Scultetus Gedichten gab Herr Scholz Breslau 1783 heraus. — Morhof hat den Logau allerdings gekannt, wie Schmid im Nekrolog zuerst erwiesen hat. — Christian Enkenbach war geboren zu Schwibus in Niderschlesien, und starb 1698. — Zu dieser Epoche gehören noch 1) Friedr. Spee, oder, Spreé, ein Jesuit, geboren zu Kaiserswerth 1591, stirbt 1635 zu Trier; von ihm ist: Trutz Nachtigall, oder, geistlich poetisches Lustwäldlein, Köln, 1649. 12. 2) Jak. Balde, Jesuit, geboren zu Ensisheim 1603, starb zu Nürnberg 1668. Von seinen deutschen Gedichten, die viele Sonderbarkeiten enthalten, und in denen oft Latein eingemischt ist, giebt das deutsche Museum 1780 und 1781 Nachricht.

F. Zur sechsten Epoche.

Ueber Harsdörfer, der 1607 geboren war, findet man eine Abhandlung von Herrn Professor Meißner in den Journal für alte Litteratur und neuere Lektüre. — Von Johann Klaj hat man auch eine Pegnitzschäferey, ingleichen ein Gedicht über das Leiden Jesu — Von Sigmund von Birken (auch Betulius genannt, gebo-

ner in Bälde, und sie war auch so in ziemlich
Ordnung, so gründlich Gerhard, der Haushofmeister
des Grafen, sich auf Ordnung verstand. Aber
Gerhard hatte auch seine Ansprüche an die Ordnung
der Haushaltung, und wenn es an diese kam, da hatte
er gar oft mit der Gräfin zu thun, und sie mit ihm.
Denn sie war eine Frau, die gerne ihren Willen
hatte in Gerhards. — Als Johannes Gerhard
zum Haushofmeister machte, da sagte er zu ihm:
Gerhard, Du sollst mir Alles gut machen, was
Jakob macht. — Gerhard war Anfangs sehr
bedenklich, ob er das Amt annehmen solle, denn
Jakob war ein alter, treuer Diener des Hauses,
geliebt von Johannes, Gerhard aber
ein junger Mann, der noch nicht lange in
seiner Heimath war, und Jakob hatte
sich in diesem Amte bewährt, und Gerhard
wußte, daß es nicht leicht sein werde, Jakob
gleich zu thun. Aber Johannes sagte: Gerhard,
Du sollst mir Alles gut machen, was Jakob macht,
und Gerhard nahm das Amt an. Und er machte
es gut, und Jakob ward ein Diener des Hauses
Gerhard, und Gerhard ward ein Diener des Hauses
Johannes. Und Gerhard machte es gut, und
Johannes sagte: Gerhard, Du sollst mir Alles gut
machen, was Jakob macht, und Gerhard machte es
gut, und Johannes sagte: Gerhard, Du sollst mir
Alles gut machen, was Jakob macht, und Gerhard
machte es gut, und Johannes sagte: Gerhard, Du
sollst mir Alles gut machen, was Jakob macht, und
Gerhard machte es gut, und Johannes sagte:
Gerhard, Du sollst mir Alles gut machen, was
Jakob macht,

schmack; Hofmannswaldau machte ihm folgende Grabschrift:

Neun Wörter und nicht mehr soll dieser Grabstein haben,
Hier unter diesem Stein liegt Gicht und Durst begraben.

Viele Gedichte von Simon Dach erschienen auf einzelnen Bogen, z. B. 1638 ein Glückwunsch an den Kurfürst von Brandenburg, 1648 auf die Geburt eines preußischen Prinzen; auf das Jubelfest der Stadt Tilsit; auf das Jubelfest der Universität Königsberg; auf die Erbauung einer neuen Kirche zu Königsberg, ein Schäferspiel Sorbise u. s. w. Einige seiner Gedichte findet man in Kaldenbach's Anweisungen zu deutschen Gedichten. Ueber sein Leben siehe Hartknoch's erläutertes Preußen Th. I. S. 537, und Lauson's Gedächtnißrede 1759. — Der Nachfolger von Dach in der Professur zu Königsberg war Johann Röling, geboren 1634 zu Luttenburg in Wagrien, stirbt 1679, welcher geistliche Oden und andere Lieder heraus gab. Siehe Berlinische Monatsschrift 1783. — Der Dichter S. 47 heißt nicht Hamburg, sondern Homburg. — Zu dieser Epoche gehören noch: 1) Johann Samuel Adami, Milander genannt, geboren zu Dresden 1638, gekrönter Poet, und Pfarrer zu Pretschendorf, stirbt 1713, wegen seines verdeutschen Persius, (in Prosa) Dresden 1674. 2) August Augsburger, wegen der reisenden Clio, 1640, der Schäferey nach Montchrétien, 1644 Arnalde und Luiardo, ein Roman 1642, der verzweifelte Judas 1647, Thränen beim Kreutz Christi 1642. 3) Herrmann Heinrich Scheren, geboren zu Jever, wegen der neuerbauten Schäferey von der Liebe Daphnis und Chrysilla, Hamburg, 1638. 4) Wolfgang Helmhardt von Hohberg, in der fruchtbringenden Gesellschaft der Sinnreiche, geboren 1612, stirbt 1688, wegen a) Lust- und Arzneigarten, oder, die mit deutschen Saiten überzogene Kron-

harfe, des königlichen Propheten Davids. b) Der Habsburgische Ottobert, ein Heldengedicht, Erfurt, 1664. 5) Johann Wilhelm von Stubenberg, in der fruchtbringenden Gesellschaft der Unglückliche, stirbt 1688, wegen der Eramena, ein Roman aus dem Italienischen des Biondi. 6) Ferdinand Albrecht, Herzog zu Braunschweig, geboren 1636, stirbt 1687 wegen der sonderbaren aus göttlichem Eingeben in Reime gebrachten andächtigen Gedanken, 1677. 7) Martin von Kempen, gekrönter Poet, und Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, geboren zu Königsberg in Preußen 1642, stirbt 1683, wegen a) Abhandlungen von der heroischen Poesie der Deutschen. b) Siegspracht der Dichtkunst, worin drei Strafgedichte sind, 1686. 8) Daniel Bärholz, Sekretair zu Elbingen, stirbt 1688, hieß unter den Pegnitzschäfern Hylas, wegen a) Balthis, oder, Sammlung von Gedichten, Lübeck, 1674 Th. III., im dritten Theil stehn Sonnette. b) der denkwürdige Weinmonath von Charicles 1678. 8) Johann Ludwig Prasch, Syndicus zu Regensburg, geboren daselbst 1637, stirbt 1690 wegen a) Gründliche Anzeige von der Fürtreflichkeit und Verbesserung deutscher Poesie, samt einer poetischen Zugabe (meistens von Sinngedichten) 1680. b) Entwuf der Deutschliebenden Gesellschaft. c) Discurs von der Natur der deutschen Reime. d) Die getreue Alcestis, ein Roman. 9) Katharina Regina von Greifenberg, in der Deutschgenossenschaft, die Tapfre, in der Lilienzunft Obervorsitzerin, wegen der Sonnette, Lieder und Gedichte, die ihr Bruder Hans Rudolf von Greifenberg Nürnberg 1660 herausgab. 10) Celadon, das ist, Christ. Adam Negelein, Kaufmann zu Nürnberg, geboren daselbst 1656, stirbt 1701, Mitglied des Pegnitzordens wegen a) Abraham der Großgläubige, Singspiel. b) Alte Zionsharfe. 11) Ernst Gottlieb von Berge, wegen des

ver-

verlustigten Paradieses von Johann Milton, Zerbst, 1682. 12) F. C. Breßand zu Wolfenbüttel, wegen a) Rodogüne 1691. b) Hermenegildis. 1693. c) Athalie 1694. d) Sertorius 1694. e) Rodogüne 1695. f) Brutus 1697, versifizirter Trauerspiele aus dem Französischen; auch schrieb er einige Opern. 13) Daniel Georg Morhof, Professer zu Kiel, geboren zu Wismar 1639, stirbt 1691, wegen a) Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie, 1682. b) Deutsche Dedichte 1682. c) Beides zusammen, Frankfurt 1700. 14) Gottfried Finkelthaus, Stadtrichter zu Leipzig, wegen a) Salomons hohes Lied. b) Deutsche Lieder 1634. 15) Just Sieber, gekrönter Poet, Pastor zu Schandau, geboren 1618, stirbt 1695, wegen a) Margenis über den westphälischen Frieden. b) Adeline, Lob des Adelstandes. c) Davids Harfenpsalme. 16) David Schirmer, geboren zu Freyberg, Bibliothekar in Dresden, wegen a) Rosengebüsche. b) Jesu Christi Triumph. c) Singende Rosen. d) Triumphirender Amor, Singspiel, 1652. e) Ballet von der Glückseeligkeit, 1667. f) Rautengebüsche, 1657. 17) Gotth. Flammin Weidner, des Q. Horatius Flaccus Lyrische Gedichte in deutsche Oden übersetzt, Leipzig 1690, neue Ausgabe mit Neuhaus Vorrede 1764. 18) Veit Ludwig von Seckendorf, zuletzt Kanzler zu Halle, geboren 1626 zu Aurach, stirbt 1692, wegen seiner poetischen Uebersetzung des Lukan in den politischen und moralischen Discursen über Lucani Pharsalia 1694. 19) Just Gottf. Rabener, Rector zu Meißen, geboren zu Sorau 1665, stirbt 1699 wegen seiner Nützlichen Lehrgedichte. 20) Heinrich Anselm von Zörgler und Kliphausen, geboren 1663 zu Radewitz in der Lausitz, Stiftsrath zu Wurzen, stirbt 1699 wegen a) Asiatische Banise, oder, blutiges doch muthiges Pegu 1688. b) Heldenbriefe, oder, Heldenliebe der heiligen Schrift A. T. erster Theil, 1700.

(Lehms gab 1715 einen zweiten Theil dazu) c) Madrigale 1680. 21) Christian Knorr von Rosenroth, geboren 1636 bei Lignitz, Geheimderath des Pfalzgrafen von Sulzbach, stirbt 1689 wegen des Neuen Herlikon mit seinen neun Musen.

G. Zur siebenten Epoche.

Die erste Edition von Lohensteins Werken von 1680 hatte den Titel: Trauer- und Lustgedichte, und enthielt nur Sophonisbe, Kleopatra; und Blüthen, oder Blumen, das ist, jugendliche Gedichte, nämlich, Rosen, das ist, Hochzeit- und Heldengedichte, Hyacinthen, das ist, Leichengedichte, und Himmelsschlüssel, das ist, geistliche Gedichte, die zweite Edition erschien 1689. Bei der Ausgabe der Trauer- und Lustgedichte von 1698 steht das Leben des Dichters. Arminius und Thusnelda ward von seinem Bruder Christian von Lohenstein 1689 in zwei Theilen vollendet. — Hieher gehört Johann Christ. Männling, Prediger zu Creutzberg in Schlesien, stirbt 1723, wegen a) Arminius enucleatus 1708. b) Europäischer Parnaßus. c) Christliche Oden und Lieder. d) Deutscher Helikon. e) Poetischer Blumengarten. — Rachel starb als Pastor zu Weßelberg in Dithmarsen. 1668 gab er heraus: Rachelii neuverbesserte satirische Gedichte. In der Edition Bremen 1700 wurden zuerst Lauremberg's Gedichte angehängt. Man hat noch ein plattdeutsches Lied von Rachel, das noch in Dithmarsen gesungen wird, und die Nationalsitten dieses Landes schildert; es steht in Viet Dithmarsischer Kronick. — Beling war geboren zu Schleswig 1625, und holsteinischer Kapitain; auch hat man von ihm noch Pirramis Herzog Friedrichs zu Holstein in deutschen Versen mit Anmerkungen. — S. 74 Z. 9

Frustinak des Feustink — die Octavia ist nicht von Anton Ulrich, sondern von Bretzand. — In der Aranerna ist ein Schäferspiel Jakob und Rachel eingeflochten. Die Durchlauchtige Syrerin Aranerna erschien 1678 in fünf Bänden, und Octavia eine römische Geschichte in sechs Bänden 1677 — 1707. Vom Herzog Anton Ulrich hat man auch von 1659 — 1662 folgende Singspiele: Regierungskunstschatten; Andromeda; Orpheus; Iphigenia; Jakobs Heirath; Paridis Urtheils, Selinene, die Irmensäule. Man legt ihm auch folgende Komedien bei: Friedenssieg 1648; Natur-Banquet 1654, Minerva-Banquet 1657. Das christfürstliche Davids-Harfenspiel dieses Herzogs kam 1667, 1670 heraus; die Melodien dabei waren von der Herzogin Sophia Elisabeth von Mekleuburg: Schottel führte bei diesem Werke die Aufsicht. Eine vermehrte Ausgabe erschien 1712 unter dem Titel: Gott gewidmetes Opfer der Heiligen, wie auch christfürstliches David-Harfenspiel; hier kamen Gebete von seiner Gemahlin hinzu.

(Die Fortsetzung folgt.)

7.

Intéressés dans les affaires du Roi: von Mercier.

Man hat mich oft in der Fremde gefragt, was das heißen solle? Ein Commis an der Barriere, ein Einnehmer, ein winziger Controleur, ein Agiotör, maßen sich dieses prächtigen Titels an, und setzen ihn in ihren Heirathsbriefen

Con-

Contrakt, auf ihr Leichen-Billet: das klingt dann schön in das Ohr des Unwissenden, wie so mancher andrer Titel, der nichts als Laut, ohne einen Werth ist.

Pensionnär des Königs, ist etwas solidares; aber manchmal beträgt die Pension nicht mehr, denn 400 Livres, und der Pensionnär, der in der Provinz lebt, giebt seinen Nachbarn mit einem wichtigen und geheimnißreichen Wesen zu verstehn, er habe dem Könige und dem Staate große Dienste geleistet, habe den Thron in einem gefährlichen Augenblick befestigt. Die guten Nachbarn sperrn Augen und Ohren auf; sie können nicht satt werden, die Adresse auf dem Briefe anzustaunen, das mit dem großen Pariser Post-Stempel gestempelt ist: An Herrn N. N. Pensionnär des Königs. Der Pensionnär dünkt ihnen einer von Sr. Majestät Günstlingen, und da in dieser Welt Alles vom Scheine lebt, so tragen ihm diese paar Sylben Achtung und Ehrerbietung ein.

Stirbt ein Schauspieler, so betitelt er sich Pensionnär des Königs; und so kündigt man seinen Tod in den öffentlichen Blättern an. Da der Name Schauspieler, in der katholischen Kirche verrufen ist, so zieht sich der Schauspieler, wenn er Pathe oder Zeuge ist, und dem Pfarrer oder Vicar, seinen Stand angeben muß, mit dem Pensionnär des Königs, aus der Verlegenheit.

IV.
Naturgeschichte.

Das Eichhörnchen.

Die folgenden Bemerkungen gehören den Herrn Daines Barrington, einem scharfsinnigen Beobachter und Schriftsteller.

Ich habe mir, sagt Herr B. seit mehrern Jahren das Vergnügen gemacht, Eichhörnchen aufzuziehen, und an ihnen eben die Verschiedenheit an Fähigkeiten und Gemüthsart wie Hr. Cowper an seinen Hasen wahrgenommen. Ich habe deren ernsthafte und lustige, scheuche und kirre, gutartige und bösartige, folgsame und widerspenstige besessen. Vorzüglich aber habe ich fast an allen, die ich doch in großer Menge gehabt, eine Eigenschaft beobachtet, die sehr sonderbar, und, wo ich nicht irre, noch von keinen Naturforscher bemerkt worden ist.

Es haben nehmlich die Eichhörnchen ein sehr musikalisches Ohr. Ich habe zwar nicht gefunden, daß sie bei irgend einer Vokal- oder Instrumentalmusik die mindeste Aufmerksamkeit verrathen hätten: aber sie tanzen doch in ihrem Kefich nach einem gewissen Takt, den sie, wenn sie mit den Füßchen auf den Boden stampfen, vollkommen regelmäßig beobachten. Sie fallen nie aus einer Bewegung in die andere, als nach einem gewissen Zwischenraum von Ruhe. Ich habe ihnen zugesehen wie sie zehn Minu-

ten

ten lang in einer Allegrobewegung tanzten, wobei sie ganz genau den Takt schlugen. Nach einer kleinen Pause gingen sie in eine andre Bewegung über; und nach einer längern Pause in eine dritte noch lebheftere als die beiden vorhergehenden. So tanzten oder hüpften sie mehrere Minuten lang; dabei hielten sie genau denselben Takt; änderten ihn auch niemals als nach einer Pause von einigen Augenblicken.

Ich hatte einmal in einem großen Kefich zwei Eichhörnchen, ein Männchen und ein Weibchen, die ziemlich oft einen ganz besondern Tanz tanzten, den ich zu beschreiben einen Versuch machen will. Das Männchen sprang in Seitensprüngen, so daß es in der Luft einen Zirkelabschnitt beschrieb; das Weibchen grade vor ihm, hüpfte zu gleicher Zeit in einem etwas engern Zirkel, so daß die Sprünge von beiden in einem Momente geschahen, und sie mit den Füßchen so regelmäßig niederfielen, daß nur ein Schall davon hörbar war. Höchstwahrscheinlich war ihnen ihr Tanz eine Art von Vergnügen; denn sie tanzten blos wenn sie eingeschloßen waren; ausserdem hab' ich es nie von ihnen gesehn.

Die Eichhörnchen sind sehr reinlich; deswegen entladen sie sich wohl in ihrem Kefich, aber nie in ihrem Lager. Wenn man sie herausläßt, so scheinen sie mit der Entladung zu eilen, damit ihre Wohnungen so rein als möglich bleiben mögen. Ich habe bemerkt, daß sie alsdann gemeiniglich sich auf etwas mit einer glatten Oberfläche setzten, wie zu B. auf Akajuholz, auf Bücherbände u. d.

Hat das Eichhörnchen etwas in den Pfötchen, so läßt es dieses niemals fahren, auch nicht einmal wegen solcher Sachen, die es am liebsten ißt: immer versteckt es erst was es hält, ehe es nach dem greift, was man ihm anbietet. Es ist in der That zum Erstaunen, mit welchem Scharfsinn es sich seine Nahrungsmittel auswählt. Man hat mich

ver-

versichert und ich glaub' es gern, daß man unter ihrem Wintervorrathe auch nicht eine verdorbene Nuß finden würde: auch habe ich nie gesehen, daß sie eine angenommen hätten, die nicht voll und frisch gewesen wäre. Sie schienen die tauben Nüße am Gewichte zu kennen, und brauchen gemeiniglich weiter nichts als sie in die Vorderpfötchen zu nehmen und daran zu riechen. Ich weiß nicht ob man schon beobachtet hat, daß ihre Zähne dunkel orangegelb sind.

Indem ich dieses schreibe, habe ich ein sehr lebhaftes und lustiges Eichhörnchen vor mir. Als ich es bekam, war es erst ein Jahr alt, und dabei hatte ich noch eines, das durch Alter und Dicke schwerfällig und faul geworden war. Verschiedenheit an Jahren und Launen ohnerachtet vertrugen sich doch beide recht gut, schliefen auch in ebendemselben Kefich: nur konnt' es das junge Eichhörnchen nicht laßen, mit der Schwächlichkeit des alten öfters seinen Spaß zu treiben. Alle Tage ließ ich sie heraus und auf dem Fußboden spielen. Der Kefich blieb auf einem Tische stehen: aber ich stellte einen Stuhl darneben, der dem alten Eichhörnchen zur Sproße diente um den Tisch, und auf diesem sein Lager errichten zu können. Dieß war nun ein großes Geschäft für das arme Eichhörnchen; denn das junge machte sich eine Freude daraus ihm die Reise durch allerhand Neckereien zu erschweren. Kaum berührte jenes mit den Pfoten den Stuhl, so packt es das junge an und zog es wieder auf den Fußboden, oder es ließ ihm auch den Stuhl ersteigen, zog es aber gleich wieder herunter. Alles geschah blos aus Muthwillen; auch wurde das gute alte Thier niemals böse darüber; es grinzte nur ganz leise wenn ihm das Spiel zu lange ward. Eines Tags, wo die Neckerei wohl zu anhaltend gewesen seyn mochte, fand ich es im Kefich ganz erhitzt und tod.

Das

Das Eichhörnchen das ich jezt habe, biß mich einst mal, ohne daß ich es im geringsten gereizt hatte. Ich that ihm weiter nichts, als daß ich ihm schmälend nachlief und mit dem Schnupftuch drohte; nachher lies ich es alle Tage aus dem Kefich, aber mehrere Monate nach einander machte ich ihm nicht die geringste Liebkosung. Es that dagegen eben so kalt; es suchte mich nicht, es floh nicht vor mir. Endlich ruft' ich ihm einmal; es schien blos den ersten Schritt von mir erwartet zu haben, und hüpfte mir freudig auf die Schulter. Unsere Aussöhnung war herzlich und dauerhaft; es hat auch seitdem niemals wieder nach mir gebißen.

Oefters habe ich mit Verwunderung beobachtet, welch ein Vortheil das Eichhörnchen von seinem großen Schwanze zieht. Die Leichtigkeit und das Velum desselben erhält seinen kleinen Körper beinah' im Gleichgewichte mit der Luft. Daher kann es auch so leicht hüpfen oder springen, und zuweilen von einer beträchtlichen Höhe fallen, ohne sich zu beschädigen. Ich möchte wohl wissen, ob es seine Richtigkeit damit hätte, was Herr Pennant nach Linne und Andern wiederhohlt, daß die Eichhörnchen zuweilen über einen Fluß auf einem Stück Baumrinde schwimmen sollen, die ihnen zum Kahn, so wie ihr Schwanz zum Segel diente.

Es ist zum Erstaunen wie muthig sie sind. Ich habe mehr als einmal gesehen, daß ein Eichhörnchen vor dem ersten Anblick eines Hundes oder einer Katze zitterte; aber es ermannte sich nach einigen Minuten, und wagte sich sogar seinem furchtbaren Feinde so nahe, daß es ihm unter die Nase riechen konnte. Diese Annäherung geschieht immer in kurzen, abgesetzten Sprüngen und mit einem mächtigen Stampfen auf den Boden; ihr ganzer Anstand hat alsdenn etwas Prahlhaftes, als wenn der Feind geschreckt werden sollte.

Während der Zeit ihrer Liebschaften habe ich nicht wenig Vertraulichkeit und Koketterie zwischen Männchen und Weibchen bemerkt: eingeschlossen aber habe ich sie nie fruchtbar gesehen.

V.

Anekdoten.

Im Jahr 1470 gab Georg Nevill, Bruder des Grafens von Warwike, beigenamt, der Königsmacher, in seinem erzbischöflichen Pallast zu York, dem großen und kleinen Adel und der Geistlichkeit, einen ungeheuren Schmaus. Man hebt noch im Tower zu London, als eine Seltenheit, das Verzeichniß der Speisen und Getränke auf, welche an diesem festlichen Tage verschwelgt wurden. 300 Quarters Korn; 330 Tonnen Bier; 104 Tonnen Wein; 5 Eimer Liqueurwein; 86 wilde Stiere; 80 fette Ochsen; 1004 Hammel; 300 Schweine; 3000 Kälber; 2000 Kapaunen; 300 Spanferkel; 100 Pfauen; 200 Kranniche; 2000 Hüner; 4000 Tauben; 4000 Kaninchen; 204 Rohrdommeln; 4000 Enten; 400 Reiher; 200 Fasanen; 4000 Wasserhüner; 100 Brachvögel; 100 Wachteln; 100 weiße Reiger; 200 Rochen; 400 Rehe und Rehböcke; 1056 warme Wildpretspasteten; 2000 kalte Pasteten; 5000 Schüsseln mit Gallerte, oder Gelee; 4000 kalte Lendenbraten; 2000 warme; 300 Hechte; 300 Brassen; 8 Seekälber; 4 Meerschweine; 400 Torten.

Zur Zubereitung dieser Gerichte, und zur Aufwartung, wurden 62 Köche, 512 Küchenbursche, und 1000 Bediente gebraucht.

Aber alles in dieser Welt ist dem Wechsel unterworfen. Sieben Jahre darauf zog König Eduard IV. die geistlichen Güter dieses Erzbischofs ein, und schickte ihn gefangen nach Frankreich, wo er in Ketten und Banden behalten wurde. Der Mann, der ein solches Gastmal gegeben hatte, starb im Mangel und Elend.

Der Pendant zu diesem Feste ist des Admiral Russels, Oberbefehlshabers der englischen Flotte, berühmte Bulle Punsch, wozu er die Officiere und Matrosen seines Geschwaders einladen ließ. Er hatte zu diesem Behufe, in einem schönen Garten, ein großes Bassin von Marmor bauen lassen. Dieses Bassin wurde auf seinem Befehl mit 600 Flaschen Cognacbranntwein, 1200 Flaschen Malagawein, 600 Flaschen Rum; 4 Tonnen kochend Wasser; dem Safte von 2600 Citronen; 600 Pfund Zucker, und 200 geraspelten Muskatnüssen angefüllt. Ein kleiner Schiffsjunge war Mundschenke, schiffte auf dem Bassin in einem kleinen Kahn von Magahonyholz, und schenkte mehr denn 6000 Personen ein, die auf einem Amphitheater von Bänken, um den Bassin saßen. Dieser Russel hatte noch ein traurigers Schicksal als Nevil; er wurde des Unterschleifs beschuldigt, und enthauptet.

Des berühmten Harun-Alraschid's, (den wenigstens alle Leser der 1001 Nacht kennen werden) dritter Sohn, hieß Motassem, und wurde der Achte genannt, weil die Zahl achte in allen Begebenheiten seines Lebens auf eine sonderbare Art vorstach. Er wurde den achten Monat im Jahre geboren; er war der achte seines Geschlechts, und der achte Abassidische Kalife; er bestieg den

Thron

Thron des Kalifats im 218. Jahre der Hegira; er führte acht mal sein Heer in Person an, und erfocht acht mal den Sieg; er regierte acht Jahre, acht Monate, acht Tage, und starb im acht und vierzigsten Jahre; er hatte acht Söhne und acht Töchter, und hinterließ 800 Sklaven, 8 Millionen an Gold, und 80 an Silber.

Ein Engländer schnitt seinem Gegner die Nase ab. Er sollte gestraft werden, weil er einen seiner Mitbürger eines Glieds beraubet habe. Der Angeklagte behauptete, die Nase sey kein Glied, und das Gesetz rede nur von Verstümmelung der Gliedmaßen. Diese lächerliche Spitzfindigkeit veranlaßte eine Parlamentsakte, wodurch die Nase ausdrücklich unter die Zahl der Gliedmaßen aufgenommen, und das Nasenabschneiden folglich verpönt wurde.

Im neuesten Hefte des Magazins für Frauenzimmer, wird eines Patriciers aus Nürnberg erwähnt, der seine Beichte mit den Worten anfieng: Ich armer, Hochwohlgeborner Sünder. Der Pendant dazu ist der Beichtvater eines sächsischen, fürstlichen Hauses, aus dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts, der bei der Absolution sein Beichtkind folgendergestalt anzureden pflegte:

Durchlauchtigster Herzog!
Gnädigster Fürst und Sünder!

VI.

Biographie.

Kurze biographische Nachricht von F. A. Weber in Heilbronn, einem Dilettanten im musikalischen Fache.

Als Arzt, und noch mehr als Schriftsteller, ist dieser Mann so unbekannt nicht, aber in Rücksicht auf die Gespielin seiner Nebenstunden, die Musik, verdient er, bekannter zu seyn. Nachstehende kurze Biographie von ihm, ist ein Auszug aus einer größern, die er selbst bearbeitet, und mir zu meiner Absicht handschriftlich mitzutheilen, die Güte gehabt hat.

Sein Geburtsort ist die Reichsstadt Heilbronn am Neckar, wo er den 24. Jänner des Jahrs 1753 zur Welt kam. Seine Aeltern sind; der seit 1770 verstorbene heilbronnische Stadtarzt Weber, und die noch lebende Mutter, eine geborne Elvert, Tochter des weiland in Waybingen an der Enz gewesenen Oberamtsphysicus Elvert.

Bis in das sechste Jahr war Weber so gleichgültig gegen alles, was Musik heißt, daß man eher eine Antipathie, als Zuneigung, zu dieser Kunst für künftige Zeiten, bei ihm vermuthen mußte. Im Jahre 1759 ward er aber

durch

durch die Gelegenheit, sehr oft, und zumal zur Nachtzeit, zwei damals berühmte Harfenisten aus Augsburg, Namens Widmann und Saueraker, zu hören, auf einmal mit einer solchen Leidenschaft für alles musikalische entflammt, daß seit dem, auch um der Musik willen erduldete Widerwärtigkeiten, ihn nicht mehr davon entfernen konnten.

Sein Wunsch, ein Harfenspieler zu werden, ward durch das Weggehen dieser zwei Virtuosen zernichtet. Einem Currentschüler seiner Vaterstadt, Namens Hornig, ward er nun zur Unterweisung im Clavier übergeben, und in der öffentlichen Singstunde seines vaterländischen Gymnasiums lernte er singen, so gut es damals in Heilbronn zu lernen war. Im achten Jahre verlohr er durch eine lebensgefährlich gewesene Halsentzündung, die sein Vater einer der gründlichsten und glücklichsten ausübenden Aerzte seiner Zeit, mit Mühe heilte, die Singstimme, und mußte sich auf das Clavier allein einschränken. Hornig verließ ihn schon vor dieser Krankheit, um die Universität Erlangen zu beziehen, und zwei Jahre war Weber ohne Lehrmeister. Nach Verfluß dieser Zeit, in welcher er sich so gut allein übte, als er konnte, bekam er den vor wenig Jahren erst verstorbenen heilbronnischen Stadtorganisten Welther zum Lehrer im Clavier, Generalbasse und Französischen. Von diesem lernte er auch in der Folge der Zeit die Flute à bec und durch sein Accompagnement auf der Tanzmeistergeige beim Ueben der Generalbaßstücke eines Corelli, Woditschka, Senaille', Locatelli, Vivaldi, Veracini, Albicastro und andrer halb oder ganz vergessener Tonsetzer, ward er ein Anlaß, der Webern antrieb, sich ohne Lehrer auf die Violin zu legen. Welther hatte ihm auf leztrer nichts gezeigt, als Haltung des Instruments, den Strich und die Tonleiter ohne Applicatur, und gleichwohl konnte sich dieser in kurzer Zeit mit einem jeden Bierfiedler in einen musikalischen Wettstreit einlassen. Einen fleißigen Mitspie-

ler bekam er bald nachher an dem jetzigen Schulrektor Burkhard in Wimpfen, der dazumal das Gymnasium zu Heilbronn besuchte, Alumnus im Hospitale daselbst war, und auf der Orgel und im ambulirenden Chor seinen Platz mit seiner Singstimme sehr gut auszufüllen wußte.

In Jahresfrist hatte sich Weber schon ziemlich mit dem Generalbasse bekannt gemacht, und nun klopfte es ihm gewaltig unter dem dritten Knopfloche vor Verlangen, ein Tonsetzer zu werden. Er verlangte Unterricht von Welthern in der Setzkunst. Welther aber glich in dieser Rücksicht einer Pumpe, an der man lange ziehen muß, bis sie endlich ein Paar Tropfen Wasser giebt. Nach langen Sollicitationen zeigte er endlich Webern, wie man es machen müsse, um ein Stück in Partitur zu bringen. Gleich den andern Tag producirte sich der neue Schüler in der Setzkunst mit einer kleinen Sopranarie, davon der Text aus Zernizens Schäfergedichte genommen war. Dieser erste Versuch gelang, und gab daher in der Folge Anlaß zu noch mehrern, die freilich Weber bei reifern Jahren so kindisch und unreif finden mußte, daß er sie alle kassirte. Blos einige Liedchen theils mit obligater theils nicht obligater Begleitung des Claviers aus den Jahren 1768 und 1769 fand er des Beibehaltens werth.

Die Musik war damals in Heilbron in den schlechtesten Umständen. Ihre Verbesserung hub sich an im Jahre 1766, wo sich Herr Hemling, dermaliger heilbronnischer Landkommissarius und Buchhändler, entschloß, seine geschäftfreie Stunden mit Musik auszufüllen. Fleiß, Kosten und Aufmunterungen aller Art, wandte dieser bemittelte Bürger Heilbronns an, um die Musik aus ihrer bisherigen Vernachlässigung zu reißen, und ihren Zustand demjenigen gleich zu machen, den er in Tübingen, wo er die Notariatkunst und das Rechnungswesen erlernt hatte, wie auch in Ludwigsburg, wo er die Opern und Operetten,

so

so lang er von Heilbronn abwesend gewesen war, oft mit ansah, hatte kennen lernen. Gute, mittelmäßige und schlechte Musiker (denn von diesen drei Gattungen hatte Heilbronn theils mehr, theils minder aufzuweisen) zog er alle in ein großes Orchester zusammen. Sinfonien und Serenaten waren seine Lieblingsmusik, doch schloß er Gesang und concertante Stücke nicht aus, wenn sich Gelegenheit dazu anbot. Weber ward im Jahre 1767 ebenfalls zur zweiten Violin in diesem Orchester gestellt, wozu er um so eher taugte, weil er Gelegenheit hatte, das Geigen zuvor ein wenig besser zu lernen. Sein Lehrer war der Gatte der berühmten Mariane Pirker, eines der außerordentlichsten Frauenzimmer ihrer Zeit, von der eine kurze Nachricht und Anzeige von ihrem Tode in den Unterhaltungen der Gelehrten Buchhandlung zu Dessau zu lesen ist. Sie und ihr Eheherr waren ehemals von der Herzogl. Würtembergischen Capelle, darauf einige Jahre gefangen auf Hohenasperg, und wohnten nach ihrer Befreiung in Heilbronn. Drei Monate unterrichtete Pirker Webern nach den Grundsätzen des Tartini, veranlaßte hierauf dessen Eltern, ihm die Mozartische Violinschule zu kaufen, machte darauf mit seiner Gattin eine Reise, von der er erst in zwei Jahren wieder zurückkam, und während dieser Zeit hatte sich Weber ohne Lehrer aus Mozart's Buche ganz zum Violinisten in seinen Recreationsstunden gebildet. Dieser zweijährige Privatfleiß auf einem zuvor von ihm naturalistisch behandelten Instrumente verschafte ihm eine Stelle in dem obengedachten Hemlingischen Orchester. Marianen Pirker ist er vorzüglich für den Unterricht in der Kunst der Begleitung, wie auch für die Läuterung seines Geschmacks in der Musik dankbar, womit sie sich nach ihrer schon gedachten Zurückkunft zu seinem Besten etwa noch drei Jahre, zwar nicht Stundenweise, aber so beschäftigte, daß Weber seine Zeit gewiß nicht dabei verlohr. Sie machte gut,

was Welther verdorben hatte, und ihr Gatte, der überhaupt zum Lehrmeister wenig taugte, nicht gutmachen konnte.

Im Winter des Jahrs 1768 errichtete Herr Hemling das erste öffentliche Concert in Heilbron. Was es für Einfluß in Weber's tonkünstliche Progressen hatte, ist leicht zu erachten. Im Februar des Jahrs 1769 hörte und sah Weber zum erstenmal Opern und Schloßconcerte in Ludwigsburg. Die Namen der Virtuosen und Virtuosinnen, woraus damals die Herzogl. Capelle bestund, sind Freunden der Tonkunst in noch abzulebhaftem Andenken, um hier genannt werden zu müssen. Daß Weber Ohr genug hatte, um im Kopfe Gedanken hinwegzutragen, deren sich mancher erst bei ihm ausbildete, nachdem der Klang desselben schon Jahre verhallet war, ist nicht schwer zu glauben. Schreibselig ward er nicht dadurch, sondern nur begierig auf Werke von Meistern, um sie beim Copiren durchdenken zu können. In den Sommer dieses Jahres fällt ein klein Privatconcert, welches Weber mit vieren von seinen Schulfreunden errichtete, und anderthalb Jahre bestund, hierauf aber durch die nach und nach erfolgende Beziehung der hohen Schule der ersten Mitglieder, und die Unmöglichkeit den Abgang zu ersetzen, völlig eingieng. Ein ähnliches Privatconcert von lauter jungen Dilettanten hat nachher nicht mehr in Heilbron existirt. Von vielerlei Stücken, die Weber für dies kleine Privatconcert sezte, hat sich bei einer in spätern Jahren unternommenen kritischen Musterung nichts erhalten, als ein Paar Quartetten zu zwei Flöten und zwei Violinen, die zu Serenaten brauchbar sind.

Nicht minder war das Jahr 1769, folglich das sechszehnte von Webers Alter, die Epoche, worin er sich im Clavier vollkommner zu machen anfieng. Der bekannte Hauptmann Becke gab hierzu Anlaß, ohne es zu wissen

noch

noch zu wollen. Weber hatte einige Gelegenheit, ihn zu hören, und einzusehen, daß Welther ihn schlechten Fingersatz und noch schlechtern Vortrag beigebracht hatte. Durchdrungen von diesem Gedanken, in die Unmöglichkeit versezt, von Hauptmann Breke selbst bessern Unterricht zu bekommen, aber überzeugt, daß man durch Fleiß und Uebung ihm nachkommen könne, borgte sich Weber aus der Musiksammlung seiner Ludwigsburger Cousinen, der Töchter des erst vor ein Paar Jahren verstorbenen Leibarztes Elvert, Beckens gestochene Clavierstücke, spielte sie meistens Nachts vor Schlafengehen und dies mit der unverdrossendsten Geduld, und so lange, bis ihn sein Gehör überzeugte, daß sie gut giengen. Ein Bruder dieses Hauptmanns, welcher damals Postsecretair in Heilbronn war, hatte die Gefälligkeit, ihm zuweilen bei dieser Reform seines Clavierspielens mit gutem Rath und Beispiele behülflich zu seyn. Dadurch ward eigentlich der Anfang seiner Ausbildung zum Clavierspieler gemacht, die wie unten zu lesen ist, ein Jahr später Daniel Schubart vollendete.

Er ward in der zweiten Hälfte obenerwähnten Jahres aus dem vaterländischen Gymnasium nach einer gehaltenen lateinischen Abschiedsrede entlassen, und studierte nun zu Hause unter seines Vaters Aufsicht die Anfangsgründe der Arzneiwissenschaft, sezte in Nebenstunden sein Studium der Weltweisheit und schönen Wissenschaften fort, und bediente sich musikalischer Uebungen zu seiner Erholung. Insonderheit sezte er manches Werk andrer Meister in Partitur, wandte viel Fleiß an sein Clavier, sezte auch einiges für dasselbe, so wie für andre Instrumente.

Im August des Jahrs 1770 beraubte ihn der Tod seines Vaters, der ein Märtyrer seines Eifers in seinem Berufe ward, und dies gerade in einer Zeit, wo er kaum durch Privatunterricht die Vorbereitung seines Sohnes zur hohen Schule geendigt hatte. Diese sollte lezterer im September

obgedachten Jahres beziehen, gieng aber zuvor, um sich zu beurlauben, zu seinem, in dieser Lebensbeschreibung schon genannten Oheim nach Ludwigsburg. Da lernte er Daniel Schubart, Florian Deller, Martial Greiner und andere Coriphäen der Herzogl. Capelle kennen. Schubart bildete ihn zum Clavierspieler nach seiner, vom Abt Vogler selbst bewunderten Weise, und die andern genannten Virtuosen trugen nicht minder zur Läuterung seines Geschmacks in der Musik und zur Berichtigung seiner kritischen Einsichten in die Setzkunst bei.

Im September des obenstehenden Jahres bezog Weber die Universität Jena. Er widmete sich da mit gehörigem Eifer dem Studium der Arzneikunde und aller mit derselben verwandten Wissenschaften, und daher darf man sich nicht wundern, wenn sein Biograph anmerken muß, daß in der Ausbildung seiner musikalischen Talente sich auf dieser hohen Schule ein Stillstand von beinahe drei Jahren ereignete. Auch war die Jenaische Universität damals ganz und gar nicht beschaffen, junge Tonkünstler zu bilden, zumal solche, die durch das bessere, was sie schon anders wo gehört und gelernt hatten, schon so ekel und verwöhnt waren, daß sie einen Concertmeister Borkenhagen bizarr in seinen Compositionen, eine Depositor Rost elend im Violinspielen, und einen Musikus Schick erbärmlich in seiner Flöte finden mußten. Jedoch hatte die Vorsehung dafür gesorgt, daß dieser Stillstand bei Weber nicht in einen Rückgang ausartete. Dies geschah nehmlich durch genaue Bekanntschaft mit dem Virtuosen Rackmann aus Quedlinburg, durch öftere Excursionen nach Weimar sowohl in die damaligen auf dem Schloßtheater aufgeführten Operetten und Hofconcerte, als auch durch persönliche Bekanntschaft mit Schweizer, dem unsterblichen Tonsetzer von Elysium und Alceste. Dieser berichtigte und erweiterte seine Einsichten in die Setzkunst nicht wenig durch lehrreiche Pri-

vatge-

vatgespräche, und sein noch lehrreichers Beispiel, und sezte also fort, was Mariane Pirkerinn und Schubart angefangen hatten. Mit dem Violinisten Göpfert hatte Weber auch einigen auf die Kunst beziehenden Umgang.

Von Compositionen Webers, deren Entstehung in die Zeit dieser seiner akademischen Jahre fällt, existiren nur noch ein Paar Violinconcerte, die im Laufe der achtziger Jahre abermals auf den Ambos gebracht wurden, einige Violinduetten, etwas weniges für das Clavier, und einige kleine deutsche Arien mit Clavierbegleitung.

In der Osterzeit des Jahres 1773 gieng Weber nach Göttingen. Er hatte ein Empfehlungsschreiben an den damaligen Universitätsorganisten, nachmaligen Concertmeister Forkel bei sich, da aber Musik nicht der Hauptzweck seines Hingangs nach Göttingen war, so eilte er nicht, es zu übergeben. Es hatte auch nachher keine Wirkung, weil Forkel und Weber das nicht an einander zu finden glaubten, was sie suchten. Der beste Geiger, den Weber in Göttingen, während seines über ein Jahr gedauerten dortigen Aufenthalts, gehört hat, war Bäumel aus Würzburg, der beste Violoncellist, Böneke aus Hannover, der beste Fagottist, Müller aus Schwerin. Alle drei verweilten sich nur kurze Zeit, und unter den dortigen Musikmeistern waren zwar einige gute, aber keiner des Namens eines Virtuosen würdig. Unter den Dilettanten zeichnete sich Benda, ein Sohn des bekannten Setzers einiger Operetten, Melodramen und musikalischer Kleinigkeiten *), als Violinist zu seinem Vortheil aus. Da Weber keine Lebendigen fand, die er für seine musikalische Ausbildung nutzen konnte, nuzte er deso fleißiger die Todten. Er

sud-

*) Ist von dem großen Benda viel zu wenig gesagt. Vielleicht aber kennt der Verfasser dessen treffliche, blos im Manuscript existirende Kirchen- und Kammermusiken nicht. D. H.

studirte nemlich an den Oefnungsabenden der Universitäts-bibliothek, abwechselnd mit Büchern aus seiner Wissenschaft, Bach's, Marburg's und einiger ältern Theoristen Werke, und ließ sich nicht irren, daß er dazumal manches dieser dunkeln Theoretiker nicht ganz im Lichte sehen konnte, vielmehr hofte er diese seine gesammelte historische Kenntniß werde sich schon dereinst noch durch Beihülfe glücklicher Zeitumstände in eine philosophische verwandeln. Am öffentlichen Concert in Göttingen nahm er keinen Theil, trat aber in ein sonntägliches Privatconcert, welches aus Mitgliedern von allerlei Nationen bestand, und wovon Benda und er, wie auch Lieberkühn, ein Neffe des berühmten Berlinischen Arztes von gleichem Namen, die Basis ausmachten.

Da ihm Studieren mehr am Herzen lag, als Setzen, und ihm schon in Jena einige Versuche, sich durch Druck oder Kupferstich als Tonsetzer im Publicum zu zeigen (theils durch die Spitzbübereien eines gewissen Leipziger Buchhändlers *), theils durch Fahrlässigkeit von solchen Bekannten, die dazu hätten verhelfen können, wenn sie Zeit und Ort gehörig in Acht genommen hätten) mislungen waren, wodurch er

*) Im Jahre 1771 schickte Weber ein Probemanuscript von seiner Composition an eine der vornehmsten Buchhandlungen in Leipzig. Nach sechs Wochen kam dies Manuscript mit dem Proteste zurück, es wäre nicht brauchbar. Im Jahre 1772 reiste Weber selbst nach Leipzig, und ihm fiel ein, in dem Laden dieser Buchhandlung incognito einen Besuch abzustatten, und nach Musikalien zu fragen. Er fand seine Arbeit sauber abgeschrieben auf dem Ladentische liegen, und sie ward ihm aufs dringendste zum Kauf angeboten. Er dachte sapienti sat, und gieng. Ich, sein Biograph, lag ihm sehr an, mir den Buchhändler zu nennen. Hier ist seine wörtliche Antwort: „Da der Mann todt ist, folglich „niemand mehr auf gleiche Weise schaden kann, wäre die Nennung „seines Namens unnütz. Zu dem hat er einen Sohn hinterlassen, der „edler denkt, als er, der mich nie beleidigt hat, auch nie beleidigen „kann, da ich nicht in der geringsten Relation mit ihm stehe. Warum „sollte ich diesen rechtschaffenen Mann dadurch kränken, daß ich dazu „helfe, daß sein Vater noch im Grabe für einen Schurken declarirt „wird? Tant pis, daß ers war, ohne es zu heißen.“

er mismüthig geworden war, so ist sich nicht zu wundern, daß, außer einigen Violinduetten, und jetzo meist cassirten oder umgeschmolzenen Sinfonien, sich nichts combinirtes von ihm aus der Göttingischen Epoche vorfindet.

Im Jahre 1774 kehrte er als graduirter Arzt in seine Vaterstadt zurück. Er fand in derselben den Enthusiasmus für Musik ein ziemliches kälter, als da er sie verlassen hatte, um die Akademie zu beziehen. Zwar fehlte es nicht an Dilettanten und Dilettantinnen, worunter viele in der Ausbildung ihrer musikalischen Talente sehr glücklich gewesen waren, man hatte Winters Entreeconcerte, an kleinen Privatübungen fehlte es ihnen auch nicht, bei dem allen aber that in Heilbronn, wie leicht zu bemerken war, die Musik keinen Schritt vorwärts. Das Orchester in Heilbronn war nicht mit einem Körper zu vergleichen, der eine mit ihm harmonirende Seele hat, und mit allen seinen Gliedmaßen den Willen derselben mit Pünktlichkeit und Geschwindigkeit zu vollziehen weiß; an deren Dräthen bald der, bald jener nach Belieben zog, und dadurch zwar zuweilen eine regelmäßige Bewegung, weit öfter aber seltsame Grimassen und Posituren zum Vorschein brachte. Das Winterconcert war ein regelloses Gemische von Arien und concertanten Piecen, die, so schön sie auch an sich waren, und so wenig ihnen auch meistentheils gute Execution mangelte, doch nicht viel wirken konnte, weil nicht der geringste Bedacht darauf genommen wurde, sie zu einem harmonischen Ganzen zu vereinigen. Und dieser Bedacht konnte von niemand genommen werden, weil das Concert keinen Direktor hatte, denn Pirker war es blos dem Namen, aber nicht der Sache nach.

Unter solchen Umständen war es jedoch ein für die Musik höchst vortheilhafter Gedanke von einigen des in Heilbronn wohnenden fremden Adels, in Verbindung mit einem der vornehmsten und besten Häuser von Heilbronn selbst,

selbst, Operetten einzustudieren, und von Zeit zu Zeit damit auf einem öffentlichen Theater aufzutreten. Den Priestern, die wider die Schaubühne aus Vorurtheil und Unkunde predigten, ward dadurch der Mund gestopft, dem gesitteten Schauspiel eine Ehre gegeben, die ihm gebührt, und noch an manchem Orte wiederfährt, wo man heller davon denken gelernt hat. Zugleich ward ein Mittel gefunden, durch Stand und allerlei theils wirkliche, theils fingirte Verhältnisse getrennte Kunstliebhaber jezuweilen zur Ausführung eines gemeinschaftlichen musikalischen Zwecks zu verbinden. Auch Weber bekam als Violinist an diesen tonkünstlichen Belustigungen Antheil, so wie sein College Seyler sich dabei zum Contrabaß gebrauchen ließ. Erwin und Elmire von Andrä gesezt, der Töpfer von ebendemselben, die Liebe auf dem Lande von Hiller, wurden auf diese Weise öffentlich dargestellt. Der Erndtekranz von eben demselben, wurde zwar auch einstudirt, aber mancherlei zufällige Hindernisse vereitelten seine öffentliche Vorstellung, und viele kurz hernach unter den theatralischen Dilettanten und Dilettantinnen selbst vorgegangene Veränderungen, schlossen endlich die Bühne, die seitdem sich in Heilbronn nicht mehr auf Art solche geöfnet hat.

Noch immer war Weber zu mistrauisch gegen seine Kräfte, um als Tonsezer etwas von Beträchtlichkeit zu unternehmen. In den Jahren 1774 bis 1776 schrieb er einige Claviersonaten, Duetten mit obligatem Claviere, Trios für Violin, Bratsche und Violoncell, versah, um sich in der komischen Schreibart zu üben, die Operetten: Der Teufel ist los, und der lustige Schuster mit neuen Arien, wagte sich auch, von Schubart (dessen persönlichen Umgang er bei einer Reise durch Ulm im Jahre 1776 abermals genoß) aufgemuntert, an die Composition von Bürgers bekannter Lenore, vollendete aber die Arbeit nicht, weil ihm Andrä mit der Herausgabe der seinigen zuvor-

vorgekommen war, schrieb zu seinem in Jena verfaßten, noch ein neues Violinconcert, und concipirte eine ziemliche Zahl von Trios und Quartetten, von denen er die Ausführung meist unterließ, weil sie nach einigem Verweilen im Pulte, ihm dazu nicht mehr gut genug dünkten.

Sein Hingang nach Bern im Herbste des Jahres 1777 (welcher durch eine ihm gezeigte Aussicht auf eine solide Versorgung im Pays de Vaud veranlaßt wurde, mit der es sich aber bald nach seiner Ankunft änderte) gab seinem Setzertalente größere Thätigkeit und neuen, auch höhern Schwung. In den drei Jahren und sieben Monaten, die er in Bern verweilte, lernte er mehrere große Tonkünstler, und nicht wenig vortrefliche Dilettanten und Dilettantinnen kennen, deren Namen hier genannt zu werden verdienen. Sie waren Ritter Essex, der Weber die Herstellung seiner Gesundheit verdankte, und ihn zur Gegenerkenntlichkeit unentgeltlich in der Viole d'Amour unterwieß. Bartolomeo Bruni, ein zweiter Iolli im Violinspielen, damals aber noch ein Anfänger in der Setzkunst, womit er sich jezt auch für das Theater nicht ohne guten Erfolg in Paris beschäftigt. Gantano Pugnani, der geistreichste Tonkünstler, den Weber je kennen lernte. Seiner Bekanntschaft mit ihm dankte er manchen guten Aufschluß im Fache der musikalischen Aesthetik. Viotti, ein Schüler von Pugnani, der seinem Lehrer zur größten Ehre gereicht. Wenzel Himmelpauer aus Wien, ein vortreflicher Violoncellist, guter Singmeister und geschmackvoller Tonsetzer. Spies, Organist an der Hauptkirche in Bern, guter Flötiste, tiefer Theoretiker und gründlicher musikalischer Litterator, welcher in der musikallschen Encyklopädik Webern manches aufhellte, was ihm bisher noch dunkel war. Die gewesenen Hofmusiker des Grafen von Polignac, nehmlich drei Gebrüder Grasek, Arnold, Krämer und Vogt, Virtuosen

tuosen auf dem Waldhorn, Trompete, Clarinett und Basson. Die Familie Ritter aus Mannheim.

Unter Dilettanten und Dilettantinnen, die sowohl mittelbar als unmittelbar an der Ausbildung von Webers Geschmack in der Musik Theil nahmen, nennt er noch öfter mit ungeheuchelter Hochachtung, eine Frau von Tscharner, geborne Marcelly aus Amsterdam, eine Frau von Tschiffeli, die als Magnetistin auch in der medicinischen Welt nicht unberühmt ist, eine Frau von Bonstetten, geborne von Wattenwyl, die vortreflichen Schwestern Adriane und Mariane Beuther, jene eine vorzügliche Altistin, diese eine Sopranistin von seltnem Verdienste, Madame d'Obrenan, geborne Willading, eine Dilettantin, die mit ihrer Stimme zwei Drittheile der Tonleiter des Clavieres vollkommen messen konnte, Madame Basset, geborne Janitsch, und Signora Strinasacchi aus Genua, zwei vorzügliche Violinistinnen, Madame Fueter, geborne Seul und ihre Schwester, die nunmehr an den Berner Wundarzt Gryph verheirathet ist. (leztere excellirte gleich stark auf dem Flügel, der Harfe, im Gesang, in der Zeichenkunst, und in der schönen Litteratur. Durch Beispiel und Lehre bildete sie Weber zum noch bessern Clavierspieler aus.) Herr Rathsherr Samuel von Werdt, Herr Dragonerhauptmann Fischer von Oberried, gleich stark in der Tonkunst und Malerei, Herr Negociant Fueter, Gatte der obengenannten Dame, welcher auf sechs Instrumenten excellirt, artigen Tenor singt, und große Einsicht in die Orgelbaukunst besizt, Signor Ribondini, ein vortreflicher Mathematiker, Flötist und Tenorsänger, welcher nur einen Winter in Bern war, Doktor Gerard, ehemals Benediktinermönch, nachher ausübender Arzt in Vevay, Fryburg und andern schweizerischen Orten, ein vortreflicher Bassist, welcher die vorigen noch übertraf, Pa-

ter

ter Aloysius Guggenbüler, Capitular in Sankt Urban, ein guter Tenoriste. Auch den Capellmeister Vogler würde Weber in Bern haben kennen lernen, wenn die dortigen Unternehmer des großen Concerts mit ihm in der Bestimmung eines Honorariums für einen Winteraufenthalt hätten einig werden können.

Es ist schon im Eingange dieser Lebensbeschreibung gesagt worden, daß hier von Weber als Arzt und Schriftsteller nicht die Rede sey, und er nur als Tonsetzer und Tonkünstler geschildert werden solle. Dem zu folge ist nur zu erwähnen, daß die Bekanntschaft mit solch einer Menge von Matadors in der Tonkunst, seiner Begierde, durch Hören und gemeinschaftliche Uebungen sich auszubilden, reichliche Befriedigung gewährte, daß ferner die Gütigkeit und Gefälligkeit der obengenannten Meister, Dilettanten und Dilettantinnen seinen Musikvorrath durch Communikationen vorzüglich vortreflicher Singstücke bereicherte, daß er sich selbst eine beträchtliche Menge von Musikstücken für die Viole d'Amour ausarbeitete, daß er während eines zweimonatlichen Krankenlagers den Theil eines Oratoriums von Pallavizini in Musik sezte, welches aber in Bern nicht öffentlich aufgeführt worden ist, weil man dort für Musiken solcher Art im Publikum zu wenig Sinn hatte, daß er in Privatconcerten bei der Aufführung des Todes Jesu von Graun zweimal, und bei der vom Tode Abels von Rolle einmal als stimmführender Tenorist gebraucht wurde, daß er, wo er einen Funken musikalischen Genies entdeckte, sich es zur Pflicht machte, durch unentgeltlich mitgetheilten Unterricht derselben zur Flamme auflodern zu lassen, und daß in dieser Hinsicht das musikalische Originalgenie Rudolphs (ein Bauersmann aus Rechhalden im Canton Fryburg, mit welchem Weber im Bade zu Blumistein bekannt wurde) der Kirchenmusikdirektor Käsermann in Bern, der Violiniste Meu-

nier aus Grandson, und noch manche andere Leute in Bern von musikalischen Anlagen ihm verpflichtet seyn dürfen. Zu seinen kritischen Einsichten im musikalischen Fache, hatten alle dortige Tonkünstler sehr viel Vertrauen, und staunten oft nicht wenig, wenn sie ihm eine ihrer Compositionen zur Durchsicht vorlegten, und inne wurden, daß er öfters durch die geringscheinende Veränderung eines Tactheils, ein Paar versezte Noten, eine Substituirung einer andern Grund- und Mittelstimme, und andere dergleichen kleine Kunstvortheilchen, dem ganzen Stück eine Verbesserung gab, die ihm keine Minute Nachdenken zu kosten schien. Auch den Prolog zu einem Weihnachtsoratorium, und das Rondo an die Nacht, dessen Poesie Werthes zuerst in seiner Sammlung von italienischen Dichtern des vorigen Jahrhunderts bekannt gemacht hat, sezte Weber in Bern. Als er abreiste, sichtete er seinen ganzen Musikvorrath, fand ihn beträchtlich angewachsen, und sonderte gut und mittelgut von einander; denn schlechtes hatte er gar nicht. Das gute behielt er, und von dem Mittelgute schenkte er zwei Centner an einige seiner musikalischen Bekannten, denen er dadurch den Grund zu einigen Musikaliensammlungen legte. Mit zwei Violinen war er nach Bern gekommen, und mit dreien und einer Viole d'Amour kehrte er von da zurück. Wäre er von den dortigen Direktoren weniger betrogen worden, so hätte sich seine Tonkünstlerequipage auch mit einem Fortepiano von Hellens Meisterhänden vermehren können.

Eine von jenen Violinen und seine Viole d'Amour begleiteten ihn auf seiner Reise über Zürch nach Hause. Von seinem Freund Himmelhauer, war er an Herrn Rittmeister Ott und Dokter Hirzel, ältern Sohn von Hirzel dem Weltweisen, empfohlen. Die Empfehlung war von sehr guter Wirkung, zumal da sie von Rieter aus Winterthur (einem vortreflichen Landschaftmaler, mit welchem

chem Weber in Bern in vertrauter Freundschaft gelebt hatte) durch eine an Hauptmann Pfenninger, einen von Zürchs besten Malern und Kupferstechern, unterstüzt wurde. Man bestrebte sich in die Wette, ihm seinen Auffenthalt daselbst angenehm und instruktiv zu machen. Auch hatte er da das Vergnügen, seine Kunstfreundin, die Jungfer Nägeli, aus Hodingen, noch einmal singen zu hören, die er ein Jahr zuvor schon in Bern zu bewundern Gelegenheit gehabt hatte. Einen der fertigsten Clavierspieler und Tonsetzer von der besten Hofnung, Kaiser, aus Frankfurt am Mayn, welcher sich jezt in Rom zum großen Manne auszubilden Gelegenheit hat, lernte er durch Veranstaltung Herrn Rittmeister Otts kennen, so wie durch Doktor Hirzel den vortreflichen Claviristen Steinbrüchel. Leztrer veranstalte ihm auch ein Privatconcert im Musiksaale der kleinen Stadt Zürch, wo er sich vor einigen wenigen Kennern producirte, und zugleich das Beste hörte, was Zürch damals im musikalischen Fache aufweisen konnte.

Nach einem achttägigen Aufenthalt in Zürch gieng er über Costanz und Ravensburg zu seinen Verwandten nach Biberach. In Ravensburg ward er in dem Umgange mit Senator Kutter, dem verewigten Doktor Merk und deren Verwandten und Freunden für die Einsamkeit und Mangel an gutem Umgang entschädigt, dem er in Costanz unterworfen war.

Er ward in Ravensburg mit Herrn Rathsherrn von Bentele, einem sehr guten Dilettanten auf der Violin bekannt, der hell genug denkt, um es nicht unvereinbar mit seiner senatorischen Würde zu finden, ein öffentliches Concert zu dirigiren, das seines guten Plans und wohlüberdachter Statuten wegen, für ähnliche Institute ein Beispiel seyn könnte. Auch Franz Joseph Fehr, der als Orgelspieler, Violoncelliste, Tonsetzer, und Gelehrter, in mehr als einer Wissenschaft, wie auch als Claviermacher

gleichstark bewundert zu werden verdient, so wie den jetzigen Fürstenbergischen Capellmeister **Franz Neubauer** und den vorzüglichen Violinisten, Pater **Aloysius Wüst** in der Prälatur Weißenau, lernte er daselbst kennen, und hatte genugsame Gelegenheit, ihre vortreflich ausgebildeten Kunsttalente zu bewundern.

In Biberach verschaften ihm seine dortigen Freunde die Bekanntschaft mit Herrn Musikdirektor **Knecht**, dem bekannten Setzer des Tongemäldes der Natur, und mehrerer vortreflicher Kirchenstücke. Noch wird diese Kunstfreundschaft durch Briefwechsel zwischen beiden unterhalten, und **Weber** darf hoffen, an der Hand dieses großen Meisters immer tiefer ins Innere des Heiligthums der Tonkunst eindringen zu können.

Sein Auffenthalt in Stuttgardt war diesmal von zu kurzer Dauer, um ihm Gelegenheit zu musikalischer Bekanntschaften zu verschaffen. Die Folgezeit hat aber von Heilbronn aus diesen Defekt mannichfaltig ergänzt.

In Heilbron endigte **Weber** seine Abhandlung von dem Gebrauche der Musik in der Medicin, die er in Bern begonnen hatte. Sie unterscheidet sich von ähnlichen Arbeiten seiner Vorgänger dadurch, daß die Fakta, welche man zu Gunsten des Nutzens der Musik in Krankheiten anzuführen pflegt, mit kritischer Strenge geprüft, die Singstimmen und gebräuchlichen Instrumente nach Grundsätzen der Aesthetik charakterisirt, und die Methoden, Musik medicinisch anzuwenden, bestimmter angegeben sind. Auch unter andern Beschäftigungen hat er seine Hand nicht von dieser Arbeit abgezogen, und sie zu einer zweiten Auflage zubereitet, deren Abdruck nicht sehr ferne ist.

Im Jahr 1782 verehlichte sich **Weber** mit der einzigen Tochter Herrn Pastor **Ammermüllers** zu Derendingen bei Tübingen. Seine Hymenäen fielen in die Zeit der Anwesenheit des russischen Thronfolgers von Catharina der Großen

in

in Stuttgardt. Er sah und hörte bei dieser Gelegenheit zum zweitenmal die Oper Callirepon, das große Meisterstück von Sacchini, die Oper Dido von Jommelli, mehrere Operetten von Paisiello, wie auch von Zöglingen der hohen Carlsschule gesezt, und mit der diesen Musikern eigenen Präcision und Eleganz ausgeführt.

Häufung von Berufsgeschäften, Bedürfniß in der Cultivirung seiner Studien, um mit seinem Zeitalter in gleichem Schritte fortzurücken, Verwicklung in die Angelegenheiten der Magnetisten, und Annäherung an diejenigen Jahre, worin von einen Dilettanten fernere musikalische Ausbildung nicht wohl zu erwarten ist, drohen seiner Musik mit Schiffbruch. Er muß jedoch zufrieden seyn, wenn er aus diesem Schiffbruch noch seine Tonwissenschaft und Setzkunst rettet, und seinen Platz im Orchester so besetzen kann, daß er nicht für einen Strohmann zu rechnen ist. Das Concertspielen hat er schon beinahe völlig aufgegeben, begnügt sich mit dem Begleiten solcher, die unternehmender in dieser Spielart zu seyn befugt sind, und im Singen leistet er nur noch so viel, als mancher, der, wenns brennt, es dabei bewenden läßt, einen Feuereimer durch die Hände gehen zu lassen. Uebrigens hält er es immer für Pflicht und Vergnügen, jungen Künstlern und Dilettanten mit Rath, Darreichung von Subsidien, Leitung ihres Kunststudiums, und Hinweisen auf die Beispiele großer Meister nützlich zu werden, und dadurch, so viel an ihm ist, dem Fortgang einer gründlichen und sich über das blos Modische erhebenden Tonkunst auch für die Zukunft behülflich zu seyn.

VII.

Roman.

Ein Abentheuer.

(Aus dem Englischen des Sheustone.)

Für einen Reisenden ist es ein sehr nützliches Stück von Kenntniß, wenn er die Benennungen weiß, womit es sich gebührt, diejenigen anzureden, die er auf seinem Wege antrift. Einige Genauigkeit hierinnen kann demjenigen nützlich seyn, der über die Länge oder Richtung seines Wegs unterrichtet, oder von andern Verlegenheiten befreit seyn will, die denen zustoßen, die das Land nicht kennen. In der That wär es nicht unweise, den Vorübergehenden mit einem höhern Titel anzureden, als auf den er ein Recht zu haben scheint. Dies wird selten ermangeln, eine außerordentliche Heiterkeit über sein Gesicht zu verbreiten, und ist vielleicht ein Mittel, uns vor einem größern und wichtigern Versehn zu bewahren.

Auf diese Bemerkungen ward ich durch einige Verdrießlichkeiten gebracht, die ich neulich wegen meiner Unwissenheit in diesem Punkte erfuhr. Ich bin freilich etwas mehr in Büchern bewandert, als ich Kenntnisse von dem Rang der Leute habe. Nun fügte es sich, daß ich eine Reise unternahm, bei der ich mir durch Nachfrage forthelfen mußte.

Mit

Mit Hülfe der mannichfaltigen Anweisungen, die mir beim Ausreisen gegeben wurden, hatte ich mehrere Meilen ohne einige Schwierigkeit zurückgelegt. Endlich, da ich über den Weg etwas zweifelhaft ward, begegnete ich einem Menschen, von dem ich, nach seiner Nachtmütze, und verschiedenen häuslichen Kleidungsstücken zu urtheilen, glaubte, daß er aus der Nachbarschaft wäre. Seinem Stand nach schien er nur ein Pachter zu seyn, eine Art von untergeordnetem Stand, über dessen Achtung die Welt nicht immer einerlei Begriffe zu hegen scheint. Es ist, mit einem Worte, der Stand, den König Karl der zweite für den Glücklichsten unter allen hielt, erhaben über die beschwerliche Arbeit und lächerliche Würde eines Quartiermeisters, und eben so entfernt von dem intrikanten Beruf und dem gehäßigen Amt eines Friedensrichters. „Ehrlicher Mann, sagte ich, „sey er doch so gut, und sag' er mir, ob ich auf dem rech„ten Wege nach Mirlington bin?" Er antwortete mir mit einer verdrießlichen Miene, daß er nichts davon wüßte, und wendete sich mit eben so viel Unwillen weg, als wenn ich ihn einen Schelm, oder einen Schurken genennt hätte.

Ich begriff nicht sogleich die Ursache seines Misvergnügens, sondern sezte meinen Weg fort, in der Hoffnung, andre Gelegenheit zu meiner Belehrung zu finden. Der nächste, dem ich begegnete, war ein junger Mensch mit aller Pracht ländlichen Putzes gekleidet; neben ihm gieng ein Mädchen, gleich ihrem Gefährten gepuzt. Da ich vermuthete, daß es ihm nicht zuwider seyn würde, in den Augen seiner Schönen wichtig zu erscheinen, so meinte ich, ein Kompliment würde ihm nicht unangenehm seyn; indem ich ihn also um den Weg nach Mirlington befragte, gab ich ihm auch den Titel eines ehrlichen Mannes. Der Mensch, ich weiß nicht, wollt' er seinen Witz vor seiner Schönen sehen lassen, oder verdroß ihn meine Vertraulichkeit, genug, er rieth mir, ich sollte nur einem gewissen Theile meines

Gesichts (wovon ich doch überzeugt war, daß er mein Führer nicht seyn konnte) nachfolgen, so würden die andern Theile von selbst nachkommen.

Der nächste, den ich traf, schien seinem Blick und Gang nach viel von sich selbst zu halten. Ich glaubte daher, ich thäte am besten, wenn ich meine Ausdrücke seinen eignen Ideen gemäß einrichtete. Ich redete ihn also mit Sir an, und ersuchte ihn, mir einige Belehrung über meinen Weg zu geben, der Mann ertheilte mir, ohne sich zu bedenken, ausführlichen Unterricht über den übrigen Theil meiner Reise.

Ich reiste fort, und dachte bei mir selbst darüber nach, warum eine Benennung, die sich auf zufälliges Glück bezieht, den Vorzug vor der haben sollte, die sich auf Verdienst gründet, als ich von ohngefähr einen Mann erblickte, der eine Sonnenuhr in seinem Garten betrachtete. Guter Freund, sagte ich, will er mir wohl einmal sagen, wie viel Uhr es ist? Er gab mir gar keine Antwort, und schien eben so unzufrieden mit meiner Treuherzigkeit, als mit dem Vertrauen zu seyn, das ich in die seinige setzte. — Die Verweigerung einer Antwort über den Punkt, war von keiner großen Erheblichkeit. Ich setzte meinen Weg fort, und begegnete einer sehr alten Frau; ich redete sie an, und nennte sie gute Frau; dabei wünschte ich ihr einen guten Abend.

Aber, ach, sie schien an der Art meiner Anrede so wenig Wohlgefallen zu finden, daß sie meinen gutgemeinten Wunsch mit keinem Dank erwiederte. Es ist ungewiß, ob mein Ausdruck in Ansehung ihres Standes und Alters, fehlerhaft war, aber vermuthlich nahm sie an, daß er in beider Rücksicht unschicklich sey.

Ich hatte also Gelegenheit gehabt, einzusehn, welchen Nachtheil eine pünktliche Unwissenheit in der ländlichen Rangordnung nach sich ziehe. Doch die Fortsetzung meiner

ner Reise gab mir noch mehr Stoff, mich davon zu überzeugen. Ich gerieth dreimal durch Sand in Gefahr, der unter mir auswich, weil ich ein Mädchen meine liebe Jungfer statt Mademoiselle nannte, und wäre bei einem Haar in einen Abgrund gestürzt, weil ich einem andern Hehda zurief, der mir leicht hätte sagen können, wie er zu vermeiden wäre.

Kurz, ich sah mich gut, oder übel behandelt, je nachdem es sich traf, daß sich meine Begrüßungen nach den Vorstellungen der Leute von ihrem Range einrichtete, oder nicht. Gegen das Ende meiner Wanderschaft hatte ich durch einen Bach zu setzen, der durch Fluten so angeschwollen war, daß der eigentliche Weg durch denselben nicht mehr zu erkennen war. Ein gut gekleideter Mann gieng eben über eine Brücke linker Hand. Es war mir hier außerordentlich wichtig, mit meiner Erkundigung glücklich zu seyn. Ich dachte daher bei mir selbst nach, welches wohl die liebreichste Benennung wäre, und ersuchte ihn endlich, mit einige Nachricht zu geben, indem ich ihn ehrlicher Freund anredete. Dies schien ihm nicht so sehr zu gefallen, als ich mir geschmeichelt hatte, er eilte fort, ohne mir zu antworten. Hierauf war ich nicht weit (ganz aus dem Wege, wie ich nachher sah) gekommen, als ich mich und mein Pferd bis an den Hals in den Bach gestürzt, und jenen ehrlichen Freund im vollen Lachen über unsern Sturz sah.

Ich wendete indessen alles an, um mir und dem Pferde wieder heraus zu helfen, und gelangte, nach einigen wenigen Schwierigkeiten, zu dem Ziel meiner Reise. Ich habe seit der Zeit mich genau um den rechten Gebrauch der niedern Titel erkundigt, und kann

vielleicht die Kenntnisse, die ich hierin erlangt, dem Publikum ein andermal vorlegen. Indessen erwäge man, von welcher großen Wichtigkeit höhere Titel seyn müssen, da keiner so unbeträchtlich ist, daß es nicht ein Gemüth giebt, auf das er Einfluß haben kann.

Wenn ich dies in Erwägung ziehe, so urtheile ich weniger strenge über einen meiner Freunde, der jezt wegen dieser Art von Würde im Handel steht.

Nun bin ich durch Schaden klug geworden, und werde es also nicht vergessen, bei jeder Gelegenheit, da ich diesen Freund anzureden habe, den gehörigen Wohlstand zu beobachten. Ich werde mich nicht mehr erkühnen, am Schluß meiner Briefe sein getreuer Freund, noch weniger sein ergebner Diener zu seyn. Ich werde mit dem größten Respekt, oder lieber mit tiefster Devotion sein unterthäniger Diener seyn. Mit Aufrichtigkeit und Wahrheit wird ihm sicherlich nicht mehr gedient seyn. Ich werde bedenken:

Male si palpere, recalcitrat.

VIII.

Miscellaneen.

I.

Einige Bemerkungen eines Reisenden in Rußland.

Begrüßungen in Ruß-, Liv-, und Ehstland von dem Kaiserlichen Hof an bis zum gemeinsten Russen und Bauer.

Am Rußischen Hof.

Die auswärtigen Damen müssen der Kaiserin, wenn im Pallast Ball ist, die Hand küssen, dagegen die Kaiserin sie alsdenn auf den Backen küßt.

Unter dem Adel und Bürgerl. vornehmen Stande.

Die Herren beugen sich sehr tief vor einer Dame, sie aber neigt nur ihren Kopf je langsam und etwas langsamer, ein, auch mehrmalen, wenn sie einander genauer,

oder

oder schon eher gut kennen. Sind die Herrn mit Damen schon bekannt, und gleiches Standes, so küssen sie den Damens die Hände, dagegen denn das Frauenzimmer, wenn es recht höflich seyn will, während er ihr die Hand küssen will, ihm auf den Backen küßt. — Dieses ist gewöhnlicher. Sowohl in Petersburg am Hof, als im ganzen Reiche in Gesellschaften ist es üblich. Wenn aber der Herr von besondern hohen Range ist, so bietet sich die Dame erst an, ihm die Hand zu küssen, da er ihr aber mit einem Kuß zuvorkommt. Eben dies gilt auch beim Abschiede, sowohl in Ruß- als in Ehstland.

Unter gemeinen Russen und Bauern.

Sie nehmen theils den Hut ab, theils nicken sie gegen einander, oder geben einander im Vorübergehen die Hand.

Der gemeine Russe und Bauer gegen einen Vornehmen.

Diese fallen nieder (die Russen) bis auf die Erde, ergreifen auch wohl zugleich seine Füße, oder einen, und wollen sie küssen; thun es auch wohl zweimal hinter einander; zumal wenn sie was bitten. Der Ehstländer aber beugt nur seine Knie und umfaßt den Herrn oder die Dame um das Kleid oder an die Kniegegend. Eben so machen es die Rußischen und Ehstländischen Weiber nebst Mädchen. —

Beschreibung eines Kosacken.

Der Kosacke ist von kleiner Statur; trägt einen Zwickelbart, scheert sich bis auf den Scheitel die Haare weg. In einer ledernen Mütze, langem, weitem asiatischen Rock, weiten Hosen, Halbstiefeln ohne Sporn, und in der rechten

Hand

Hand eine Peitsche, besteht seine Kleidung. Sie haben starke, kleine, aber eben nicht sehr geschwinde Pferde. Ihre Waffen bestehen in einer Lanze, Pistolen, Patrontasche, und einen nicht großen blosen Säbel. Wie bei dem Husaren ist das Geschirr des Kosacken Pferdes; einen kleinen Sattel, kleinen Zaum, und einen kleinen Riem anr Sattel als Halfter. Sie sitzen mehrentheils wie die Husaren. Sie reiten selten gradeaus, sondern bald rechts bald links, bald kann man sagen, schlangenförmig. Reitet der Kosacke nicht im Felde, so ist seine Lanze fest, sonst aber los und gegen den Feind gerichtet. Ergreift er die Flucht, so legen sie die Lanze hinter sich, um sich für die Hiebe der Feinde zu sichern. Oder sie richten die Spitze nach hinten. — Sie sind wie die Husaren sehr gut zu Vorposten und Patroullen zu gebrauchen. Allein, geschlossene Glieder können sie nicht formiren, auch schaukeln sie stets auf den Pferden, und sitzen nicht fest. Uebrigens ist der Kosacke unzuermüden, und lebt mit weniger Kost. Fourage hat er nie bei sich, denn wo er hinkommt, muß man ihm gutwillig geben, oder er nimmt selbst. — Sie müssen von ihren Officieren äußerst streng gehalten werden, das geringste Versehen muß mit 2 bis 300 Schlägen geahndet werden, sonst ist er unbändig. — Die Rußische Kaiserin hat acht Regimenter, und jedes Regiment ist 500 Mann stark.

Tracht des gemeinen Russen.

Der gemeine Russe ist groß, hart, sehr lustig, und singt stets vor sich. Er trägt einen runden hohen Huth oder Mütze, einen groben Rock von wollenen Zeug, meist blau oder grün, (im Winter Schafpelz) der bis unter die Knie geht, und mit einem ledernen oder bun-

ten

ten Gurt festgebunden ist. Einen bloßen Hals, und eine Schnalle im Hemd. Hosen von groben Leinen. Stiefel, oder am öftersten, zumal im Winter, ein Stück Flanell, oder ander Wollenes, dick um die Füße gewickelt, bis zur Wade oder Knie, und mit einer Schnur oder ledernen Riem umwickelt, der zugleich auch seinen Schuh, der von Leder oder Leinwand ist, zusammen hält. Der Ehste nennt solche Schuhe Bassein. Auch die Kinder tragen sie, vornehme kleine Kinder von Leder, oder auch noch überzogen, und auch mit Band oder seidenen Schnürgen fest zugeschnürt.

* * * * * *

Der vornehmere Russe, besonders die Damens, klagen über Einsamkeit, und doch wollen sie sich mit nichts beschäftigen, als im äußersten Nothfall. Der Bediente, oder Knecht eines vornehmen Russen kann sich sehr bei seinem Herrn empfehlen, wenn er immer was zu erzählen weiß, es sey wahr oder nicht. Je drollichter und verwickelter die Geschichte ist, desto angenehmer; selbst das Gesinde läßt sich in langen Winterabenden, wenn es nicht im Dienst des Herrn arbeiten muß, von ihm unterhalten.

2.

Ueber den Putz.

(Aus dem Englischen des Shenstone.)

I.

Der Putz sollte, wie die Schriftstellerei, nie zu viel Studium und Fleiß verrathen. Was dies betrift, so habe ich Stücke von Putz gesehn, die an sich überaus schön waren, und dennoch den, der sie trug, in den Verdacht der Geckheit und der Affektion brachten.

II.

Der Putz eines Menschen im erstern Theile seines Lebens, sollte mehr darauf abzielen, nur seine Person zu schmücken, als Reichthum, Rang und Würde anzuzeigen. Ganz anders sollte es im leztern Theile seines Lebens seyn.

III.

Gar zu große Niedlichkeit in Livereien, nemlich die, so in den sanftern Farben besteht, ist abgeschmackt. Livereien sollten mehr prächtig als niedlich seyn; wenn auch aus keinem andern Grunde, doch deswegen, weil Nettigkeit mehr den Anzug des Herrn selbst auszeichnen sollte.

IV.

Es ist bei mir außer allem Zweifel, daß die Frauenzimmer am besten den Putz der Mannspersonen beurtheilen können, und die Mannspersonen den der Frauenzimmer.

V.

Mich deucht, bis ins dreißigste Jahr, oder noch ein wenig länger, sollten die Leute sich auf eine Art putzen, die ihnen am wahrscheinlichsten die Liebe des andern Geschlechts erwirbt.

IV.

Es giebt viele Moden im Putz, die die Welt für artig hält, und die doch keinesweges so beschaffen sind, daß sie die menschliche Gestalt auf eine vortheilhafte Art zeigten.

VII.

Liebe kann sich nur auf Natur gründen, oder auf das, was der Natur gleicht. So viel daher auch eine Perucke dazu beitragen mag, ein Antlitz holder zu machen, so kann sie doch selten den Schaden ersetzen, den sie durch die Kunst stiftet, die sie verräth.

VIII.

Ein reicher Anzug erhöht die Schönheit einer Person nur wenig. Er kann vielleicht Ehrerbietung erregen, aber diese ist vielmehr eine Feindin der Liebe:

Non bene conveniunt, nec in vna sede morantur
Majestas et amor. *Ovidius.*

IX.

Einfachheit im Putz kann nicht leicht zu weit getrieben werden, wenn sie anders nicht so sonderbar ist, daß sie ins Lächerliche fällt. Dieselbe Vorsicht müssen wir in Ansehung des Werthes unsres Anzuges beobachten. Obgleich Pracht

nicht

nicht nothwendig ist, so muß man doch allen Schein von Armuth entfernen, indem die Frauenzimmer selten schaffsinnig genug sind, um die Schönheit unter der Hülle der Armuth zu erkennen. Ja ich glaube sogar, zuweilen verwechseln sie Pracht des Anzugs und Schönheit der Person mit einander.

X.

Die Manieren eines Menschen sind nie ungezwungen, sobald er fühlt, daß er gut angezogen ist. In mancherlei Rücksicht hat der Landmann viel Angenehmes, aber er hat es nicht, wenn er Sonntags geputzt ist, und einen großen Blumenstrauß vorstecken hat. Er hat es, wenn er in seinem Alltagskittel Korn schneidet, Heu macht, oder einen Zaun ausbessert. Dann handelt er ungezwungen, und denkt nicht anders, als wie es sich zu seinem Anzug schickt.

XI.

Hat ein Mann in Ansehung seines Staates schon alles versucht, so bleibt nur noch ein Mittel übrig, um noch mehr in die Augen zu fallen. Und dies besteht darin, daß er seine Zuflucht zu der größten Simplicität seines Anzuges nimmt, und zugleich seine Bediente und seine Pferde aufs reichste ausstaffirt, der Bediente mag noch so sehr im Staate erscheinen, so muß die Welt doch seinem Herrn den Vorzug einräumen. Das ist der Kunstgriff, den man bei Mahlern und Dichtern, bei Raphael und Virgil so sehr bewundert, daß immer der Phantasie des Lesers und Zuschauers etwas hinzuzusetzen übrig gelassen wird.

XII.

Mich deucht, der Staat sollte in demselben Verhältniß reich seyn, in welchem er prächtig ist. Sonst hat er den

Schein von etwas Unwesentlichem an sich, oder mit andern Worten, er bringt in Verdacht, daß man mehr die Begierde als das Vermögen habe, eine große Figur zu spielen.

XIII.

Oft werden Leute in der Wahl ihres Putzes irre geführt, wenn sie mehr auf die Schönheit der Farben sehn, als solche Farben wählen, die dazu dienen können, ihre eigne Schönheit zu erhöhen.

XIV.

Ich sehe nicht ein, warum man jemänden wegen des Geschmacks, den er an schönen Kleidern findet, mehr Ursache haben soll, für stolz zu halten, als den, der Liebe für Vögel, Blumen, oder Schmetterlinge beweist. Die Phantasie reizt beide, ihr Vergnügen in lebhaften Farben zu suchen, nur, daß der erstere sich bemüht, ihnen eine nähere Beziehung auf sich selbst zu geben. Mich dünkt, es kann jemand Glanz lieben, ohne einigen Grad von Stolz, als welcher mit diesem Geschmack nur dann verbunden ist, wenn jemand wegen seiner schönen Kleider geehrt zu seyn verlangt. Alsdann hört es auf, Geschmack zu seyn, und wird bloßer Ehrgeiz. Doch die Welt ist nicht immer billig genug, diesen wesentlichen Unterschied zu machen.

XV.

Leute von Stand erscheinen nie liebenswürdiger, als wenn ihr Anzug simpel ist. Ihre Geburt, ihr Rang, ihr Titel, und was dazu gehört, erregen doch immer Neid, und, so wie sie der Hülfe des Nutzens nicht bedürfen, so machen sie, wenn sie dem Vorzuge desselben entsagen, daß man jene wahren Vorzüge geduldiger an ihnen erträgt. Ganz anders ist es mit denen, die sich blos auf persönliche

Ver-

Verdienste verlassen müssen, und aus der Ursache glaub' ich, behauptete Quir (der Schauspieler) er könne unmöglich simpel gehn.

XVI.

Es giebt gewisse Figuren und Physiognomien von so ganz niedrigem Schlage, daß sie, auch selbst auf dem Lande, sich nie Ehrfurcht erwerben können, und wenn sie sich durch einen so schimmernden Anzug, als ein Kanzeltuch, zu verschönern suchten.

XVII.

Ein großes Gefolge bei einem geringen Einkommen dient, wie ein Wasserfall bei einem kleinen Wasser, nur seine Geringheit zu zeigen.

XVIII.

Warum sind die Parfumerien so verschrieen? Wenn jemand bei seiner Annäherung davon duftet, erneuert er nicht die Idee, welche die Alten immer von der Herabkunft höherer Wesen hegten, daß sie sich in eine Wolke von Wohlgeruchen hüllten?

XIX.

Die Niedrigsten im Volk sind insgemein die ersten, die Fehler in Putz und Staat finden, besonders bei einer Person, die sich erst kürzlich aus der Dunkelheit emporgeschwungen hat. Sie bedenken nie, daß sie ihnen selbst die Bahn bricht.

3.

Oral' über Taubstumme.

Bruchstück eines Gesprächs mit Becker.

An Becker.

Sie verlangen von mir schriftlich die Antwort der Frage: Warum wir *) es bei dem Taubstummen nicht mit der Schriftsprache bewenden lassen, sondern ihnen auch die Tonsprache beibringen?

Ach! Warum verlangen sie das schriftlich? Ich erkläre Ihnen ja mündlich Alles noch deutlicher, als die Juden ihre mündliche Satzungen zu erklären pflegen **). — Und doch wollte ich Ihnen ungern die erste Bitte abschlagen. Sie kennen mich erst seit gestern und ehegestern, und möchten wohl gar aus meiner Weigerung etwas unangenehmes schließen. Und es wäre nichts anders daran Schuld, als das Bewußtseyn meiner Schriftstellerunfähigkeit ***). Dies ist keine kindische Ziererei, keine weibliche Affektation.

Ueberdies haben Sie ein gegründetes Recht auf meine Gewährung: Sie sind der Freund meines Ebert und Bürger. — Also sey es gewagt!

Die nehmliche Frage that ohnlängst der verdienstvolle Herr Oberkonsistorialrath Gedicke an mich. Aber liebe

Psycho-

*) Heinike und Eschke.

**) Daher meine ziemlich seltsame Ueberschrift: Oral'. Eschke.

***) Herr Becker schrieb Herrn Eschke: daß er ihm sodann auch erlauben müsse, seine Beantwortung einer periodischen Schrift inseriren zu lassen.

Psychologie, Physik und Pädagogik! ohne Tonsprache getrau' ich mir nicht einen Einzigen Begriff den Taubstummen dauerhaft beizubringen. Die Tonsprache entwickelu wir dadurch, indem wir dem fehlenden Gehörsinn den Geschmackssinn substituiren, und diesem — Allein dies führte mich hier von meinem jetzigen Ziel. Sie dürfen nur Heinike's Schriften *) lesen, um das zu erfahren.

Ehe der Taubstumme die schriftliche Folge der Buchstaben mechanisch lernt, welche und wie viel Schwierigkeiten muß er vorher zu überwinden haben! Schwierigkeiten, die sich häufen wie eine rollende Schneeflocke! Schwierigkeiten, die so unübersehbar groß sind, daß ich mir gar keine Idee davon machen kann! Die Buchstaben kann er nicht nennen! Buchstabiren und Silbiren kann er nicht lernen! Wörter kann er gar nicht lesen! Er muß daher von der Buchstabenfolge in den Wörtern ohngefähr so denken: „jezt kommt eine ovalrunde Maschine und ein Haken am Kopfe, hierauf ein Strich herunter mit einem Kleb durch den Fuß, dann ein rundes, fast ganz ofnes Loch mit einem Punkt, als-

*) Beobachtungen über Stumme, und über die menschliche Sprache, in Briefen von Samuel Heinike. Hamburg in der Heroldschen Buchhandlung, 778.

Ueber die Denkart der Taubstummen, und die Mishandlungen, welchen sie durch unsinnige Kuren und Lehrarten ausgesezt sind. Ein Fragment von S. Heinike. Leipzig, bei Hilscher, 780.

Wichtige Entdeckungen und Beiträge zur Seelenlehre und zur menschlichen Sprache von S. Heinike. Leipzig, bei Haug, 784

Auszug aus einem Briefe des Herrn Direktor Heinike an den Abt l'Epee. (in Moritz's Magazin zur Erfahrungsseelenkunde 2ten B. 2tem St. S. 66 — 72. Berlin, 784.)

Besonders:

Ueber graue Vorurtheile und ihre Schädlichkeit, von S. Heinike. Leipzig, bei Böhme, 788.

und

Reflexionen über Thier- und Menschensprache, auch über die sämmtlichen Lehrer der Taubstummen Fragment eines Briefes an Bürger, von Eschke. (in Müller's und Hofmann's medicinischen Annalen. Frankfurt am Mayn, bei Fleischer, 789.)

dann eine größere Figur mit einer Zunge zum Maule heraus, endlich ein langes hagres Ding mit einer Nase — oder mit einem Bein- und Halseisen, wie die Baugefangenen in Dresden, und die Festungsgefangenen in Spandau," — oder wie er sich den Firlefanz sonst denkt. — Und das ganze Wort heißt:

Stork.

Der Himmel mag wissen, welche Gleichförmigkeit er den Buchstaben und Wörtern nun beilegt, und was bei deren Malerei in ihm vorgeht.

Und wie wollten Sie ihm abstrakte Begriffe durch die Tonsprache inokuliren *)? Wie wollten Sie Gerüche, Töne, Empfindungen und andre Dinge für das Gesicht kopeilich darstellen?

Auch vergißt der Taubstumme, der die Schriftsprache ohne Tonsprache erlernt hat, jene bald wieder, indem er sich lieber an seine kurzen pantomimischen Zeichen, als an die langen krüplichten, vorn' und hinten gebuckelten, schiefsüßigen Figuren hält. Der Taubstumme, der blos Schriftsprache erlernt hat, kann sich nicht stets darin üben, und denken kann er in derselben gar nicht; wie Heinike in seinen Schriften erwiesen hat. Dünkt es Sie nun natürlich, daß die mannichfaltigen, und fast unmerklichen Empfindungen, und die Fertigkeiten in der Hand zur Schrift, ohne untergelegte Tonsprache, bei ihm schneller wieder schwinden müssen, als der Nebel am Sommermorgen?

Denn die Artikulationen, aber nicht die Töne allein, die durch andre Mittel bei Taubstummen ersezt werden, sind das Fundament der Tonsprache, und die Schriftsprache ist bloße

*) S. Ein Paar Worte über die Lehrer der Taubstummen; zur Antwort an Herrn J. F. K. von Ernst Adolph Eschke. (in Kanſch's Wahrheit und Freimüthigkeit 1ter B. S. 220 — 225. Nürnberg, 789.)

bloße sichtbare Kopie von jener. Doch davon können Sie sich nur eine Idee machen, wenn Sie die menschliche Denkart studiert haben: der Empirist hat davon keinen Begriff, weil er die Wirkung für die Ursache nimmt. Der Purist hingegen hebt den Begriff der Ursache im Denken bei der Intelligenz an. Erkennen und Denken sind also kein Empfinden; dies gehört zur sensiblen, jenes aber zur intelligiblen Natur. Wer die Synthesen des Denkens nicht kennt, geräth in Begriffmengerei, und formelt Trugschlüsse aller Arten, in allen Wissenschaften, die er jedoch mit reiner Vernunft alle vermeiden, und die Mengerei, Verwechselungen und Erschleichungen zu Begriffen, in allen Sätzen und Schlüssen, gleich den Augenblick endecken kann. Berlin, am 10. Mai 1789.

Eschke.

4.

Das Kind an seine Mutter.

An ihrem Namenstage.

Mutter, der ich dieses Leben,
Das der Himmel mir gegeben,
Danke mit gerührtem Sinn;
Dieses kleine Angebinde
Nimm von deinem erstem Kinde,
Liebe Mutter, nimm es hin!

Und hat sie alle drei gesehen
Und hat sie alle drei gekannt,
Und hat sie alle drei gehalten
Und hat sie alle drei genannt.

Wo Brüder sich vereinen,
Da wohnt der Herr gewiß,
Da ist sein Segen nicht mehr weit,
Da ist sein Himmel nicht mehr weit,
Da ist sein Himmel nicht mehr weit,
Da ist sein Himmel nicht mehr weit.

Wie, ist es nicht so schön,
Wie ist es nicht so süß,
Wenn Brüder sich vereinen,
Wenn Brüder sich vereinen,
Wenn Brüder sich vereinen

IX.

Fragmente.

Palais Royal.

(Aus Merciers neuem Gemälde von Paris.)

Der einzige Punkt auf dem Erdball! London, Amsterdam, Madrid, Wien hat nichts Aehnliches aufzuweisen. Kein Gefangener könnte hier mit Ueberdruß leben, und würde nicht eher an Freiheit denken, als nach Verlauf von mehrern Jahren. Es ist ganz so ein Ort, wie Plato für einen Gefangenen angewiesen haben will, um ihn ohne Kerkermeister und ohne Gewalt, durch sanfte, freiwillige Fesseln zurück zu halten.

Man nennt das Palais-Royal, die Hauptstadt von Paris: alles findet man hier. Ein junger Mensch von zwanzig Jahren soll mit einem Einkommen von 50000 Livres hierher versetzet werden: und er wird den Feenaufenthalt nicht wieder verlassen können. In diesem Palaste Armidens wird er ein Rinaldo; dort verlohr der Held seine Zeit und seinen Ruhm; hier wird der junge Mensch seine Zeit, und vielleicht auch wohl sein Vermögen verlieren. Blos hier wird er von neuen genießen können; sonst überall

wird

wird er lange Weile haben. Dieser bezauberte Ort ist eine kleine luxuriöse Stadt, in einer größern eingeschlossen. Es ist ein Tempel der Wollust, aus dem das glänzende Laster auch den lezten Schein von Sittsamkeit verscheucht hat. In der ganzen Welt giebt es keinen Lustort, wo das sittliche Verderben eine so gefällige Gestalt trüge; man lacht da, und dieses Lachen gilt der Tugend, die noch erröthen kann.

In Absicht auf das Gebäude selbst, ist es zu bedauern, daß der beschränkte Raum keine bessere Entwickelung, keine länglichte Figur, anstatt eines Vierecks erlaubt hat, welches zu klösterlich aussieht. Wie schnell sehn wir es nicht emporsteigen, ein Zauberwerk! Indessen erregt' es dennoch ein ziemlich lebhaftes Murren unter dem Publikum. Als man bei dieser Veranlassung zu dem erhabenen Besitzer sagte, sein Gebäude würde ihm schrecklich viel kosten, gab er lustig zur Antwort: „keineswegs! alle Welt wirft mich ja mit Steinen!“

Was man nur wünschen mag, das findet man hier gewiß: auch sogar Lehrbücher von Physik, Poesie, Chemie, Anatomie, Sprachen, Naturgeschichte u. s. w. Damen, die den pedantischen Ernst ihrer Vorgängerinnen im Hotel Rambruillet abgestreift haben, tändeln hier mit den Wissenschaften, die sie ohngefähr so „amusiren,“ wie ihr Hündchen oder ihr Papagei. Fast überall findet man Clubs, und in diesen Musik oder auch zuweilen Belehrung.

Das Wort Club führt mich auf einige Ideen, die ich hierher schreiben will, sollte man's auch Seitensprung nennen: dann wieder zum Palais-Royal. Der Geschmack an gesellschaftlichen Zirkeln, den unsere Vorfahren nicht kann-

kannten, und den wir von den Engländern angenommen haben, wird in Paris immer einheimischer. In diesen Gesellschaften belehrt man sich, indem man sich amusirt: Geschichte, Physik, Poesie reichen sich hier die Hand. Es ist eine Art von Akademie, die aus Personen von allen Ständen besteht, wo der Geschmack an allen Wissenschaften und Künsten eine glückliche Mischung hervorbringt, die nothwendig ihren Fortgang befördern muß.

Mit Entzücken denk' ich noch der glücklichen Zeit, wo die Musen meine einzige Freude waren, und wo in mannichfaltigen Unterhaltungen ich und fünf oder sechs Freunde, uns alle unsere Ideen mittheilten. Wir suchten die Wahrheit mit dem lebhaftesten Verlangen, welches in der That seltner ist, als man glaubt. Niemals entartete bei uns der Wetteifer in Neid, eine niedrige Leidenschaft, die blos quält, nie belehrt. Wir sprachen über einen gewissen Gegenstand ohne jene Uebereilung, die keinen Gedanken aufkeimen läßt, oder ihn gleich wieder erstickt. Unsere freie Denkart gab öfters unserm Ausdruck eine neue und sonderbare Wendung, die denn bei unsern unschuldigen Zwisten zum Lachen reizte, ohne im geringsten zu beleidigen.

In diesen Zusammenkünften fieng ich an, mich als litterarischen Ketzer zu zeigen. Da sagt' ich öfters mit Freimüthigkeit: „ich habe verschiedene von den so berühmten Schriftstellern lesen wollen, aber sie haben mir nicht gefallen." Da gestand ich meine litterarischen Paradoxen: man wollte mich bekehren, und oft wurde der Prediger selbst bekehrt.

Ich weiß mir keine größere Wollust, als freies Gespräch mit Männern, die uns aufs halbe Wort verstehen,

stehen, die uns errathen, mit welchen man eine Menge von Gegenständen durchlaufen kann. Oft wenn wir glaubten, eine gewisse Materie erschöpft zu haben, wunderten wir uns eben so sehr, als wir uns freueten, neue Beweisgründe für eine Wahrheit zu entdecken, die erst nur einen schwachen Schein von Wahrheit zu haben schien. Man glaubt nicht, wie sehr eine solche Uebung den Verstand schärft. Die Ebbe und Fluth der Ideen, über die man spricht oder streitet, erweckt andere, auf die man sonst nimmermehr gefallen wäre. Hat man eine solche Unterhaltung nur einmal gehabt, so ist es nicht mehr möglich, in dem einförmigen Zirkel alltäglicher Menschen auszuhalten. Man hört das alberne Gespräch nicht, oder mag es nicht hören; man schweigt, und rettet sich, so bald man nur kann.

Ich bin gar nicht so lächerlich ungerecht, daß ich glauben sollte, man spräche nirgends gut, als in der Hauptstadt, die Sonne der Künste schiene blos für Paris, und für die Landstädte bliebe weiter nichts, als der schwache Schimmer einiger Wandelsterne. Immer mag ein Akademicien du Louvre so etwas sagen, ohne es selbst zu glauben. Aber wahr ist es dennoch, daß der menschliche Geist in der Hauptstadt, wo alles von allen Seiten auf ihn einwirkt, mehr als anderswo zu glänzen im Stande ist. Hier sind die Ideen lebhafter und fruchtbarer; denn was sie erweckt, oder bestreitet oder beurtheilt, ist theils das Gedränge der täglichen Begebenheiten, theils die ungeheure Menge von Charakteren, die alle noch stärker und zuweilen noch seltsamer gegen einander abstehen, als in den Provinzen, wo eine gewisse Gleichförmigkeit herrscht. Diese ist dem ruhigen Lauf eines Flusses ähnlich, die Hauptstadt hingegen gleicht dem

dem Meere, auf dem täglich die Winde nach allen Richtungen streichen.

Die Akademiciens du Louvre sind so rühmlich bescheiden, daß sie sich ausschließlich das ewige Vorrecht zueignen, in diesem Pallaste zu glänzen, wo sie sich rühmen, den Thron der französischen Litteratur errichtet zu haben. Allein es giebt doch gegen diese Despoten eine Menge rebellischer Unterthanen, die ihre angemaßte Souveränität nicht anerkennen wollen, oder gar darüber lachen.

Liebe zu den Künsten hat verschiedene kleine litterarische Gesellschaften hervorgebracht, die unendlich mehr als jene großen Gesellschaften zur Uebung des Verstandes und Ausbildung der Vernunft beitragen. In solchen Zusammenkünften lernten die jungen Leute mit Vergnügen nach Anleitung guter Bücher, die überall immer mehr Liebhaber finden, denken und schließen.

Ich kann es nicht läugnen: ich habe einen Widerwillen gegen die Akademien mit Patenten und Jetons. Im Gegentheil bin ich ein großer Freund von litterarischen Zirkeln, in welche der Eingang ohne lächerliche Ceremonien ernsthafter Kinder, und ohne Loos offen steht, aus denen man auch nicht wieder verwiesen wird, weil man denkt oder schreibt, wie der Abt de Saintpierre. Laßt uns, lieben Freunde, von gelehrten Sachen in litterarischen Zusammenkünften sprechen, aber niemals Mitglieder von Akademien werden. Unsere freundliche Offenheit würde sich in Geschwätz, unser Wetteifer in Neid verwandeln, unser Charakter würde bald in hochmüthige Kleinigkeitssucht übergehen. Ich habe herz-

lich

lich gelacht, als ich sah, daß zwei oder drei Männer, die ich mir über dergleichen Armseligkeiten erhaben gedacht hatte, dennoch den Mantel nach dem Winde kehrten, und an die wesentliche Gegenwart des Genies rings um den grünen Teppich glaubten.

Im Palais-Royal kann man alles sehen, alles hören, alles erfahren. Hier ist Stoff genug, um aus einen jungen Menschen einen kleinen Gelehrten en detail zu machen. Aber hier wirkt auch die ganze Macht der Ausschweifung auf eine zügellose Jugend, die nachher in die Gesellschaften verbreitet, einen Ton spricht, den man sonst gar nicht kannte, den Ton der Unbescheidenheit ohne Leidenschaft. Ausschweifung ist hier ewig; zu jeder Stunde, bei Tage und bei Nacht, und für jeden Preis steht ihr Tempel offen. Die Athenienser bauten ihren Phrynen Tempel; die unsrigen finden ihn hier. In einer Anwandelung von Strenge hat man sie aus diesem Bezirke verbannen wollen: aber dieser kleine Sturm hat den Triumph von höherm Range nur noch gehoben.

Die Geldmäkler, ein würdiger Pendant zu den jolies prostituees, kommen täglich dreimal ins Palais-Royal; und aus ihrem Munde hört man von nichts, als von Geld und von politischer Prostitution. Mancher von ihnen könnte sagen: Rom ist nicht mehr in Rom, sondern wo es mir beliebt. Auf den Kaffehäusern wird Bank gehalten: da muß man nun sehn und beobachten, wie sich die Gesichter durch Gewinn oder Verlust verändern; einer triumphirt, ein anderer verzweifelt. Das Palais-Royal ist eine artige Pandorabüchse: die Arbeit daran ist sehr geschmackvoll; aber

jeder-

jedermann weiß doch, was in der Büchse der Pandora enthalten war.

Die Kochkunst drängt sich hier den erhabenen Wissenschaften zur Seite. Der Flitterstaat der Libertinage hängt hier neben den chirurgischen Instrumenten, die ihr bald nothwendig seyn werden. Alle Modetändeleien, die nur einen Tag gelten, befinden sich in ebendemselben Gewölbe zugleich mit den astronomischen Werkzeugen, die Jahrhunderte lang nützlich bleiben. Beim Anblick dieses glänzenden Spielzeugs sagt ein Vorübergehender: **ach! könnt ich das alles genießen!** und seufzt; ein Anderer spricht; **wie Manches, das ich recht gut entbehren kann!** und lacht.

Alle Sardanapale, alle kleinen Lukulle logiren im Palais-Royal, in Zimmern, um die sie die Könige von Assyrien und die Konsulen in Rom würden beneidet haben. Man hört da niemals das Geräusch des Hammers oder der groben Feile. Es ist da ein beständiger Wohlgeruch aus der Küche oder Kaffeebude: hier wäre Gelegenheit, das Genie von zehn Cromwells, zwanzig Gulfen und dreißig Messanielen zu ersticken. *)

Die Kaffeeschenken wimmeln von Menschen, deren einziges Geschäfte den ganzen Tag über blos darin besteht, daß sie Neuigkeiten anhören oder ausbreiten, die man an dem Anstrich, den ihnen jeder nach Verschiedenheit seines Standes giebt, gar nicht mehr erkennt.

Ohn-

*) Die leztere Revolution, von der das Palais-Royal das Hauptquartier war, zeigt vom Gegentheil dieser Behauptung.

Ohnerachtet im Palais-Royal alles dreimal und viermal theurer ist, so scheint hier doch eine gewisse Attraktionskraft zu herrschen, die das Geld aus allen Taschen an sich zieht. Vorzüglich gilt dies von den Börsen der Fremden, die auf dem mannichfaltigen Genuß, den sie hier vor ihren Augen zusammengehäuft sehen, mit ausschweifender Begierde herfallen. Dieser privilegirte Ort ist ein Vereinigungspunkt, wo jeder in einem Augenblicke alles, was er in seiner Lage bedarf, beisammen findet. Auch zehrt er die andern Stadtviertel aus, die schon unbewohnten und öden Ländern ähnlich sahen.

Die Theurung der Miethen, welche die gierige Konkurrenz so hoch hinauftreibt, wird das Verderben der Kaufleute. Es erfolgen häufige Bankerutte; man kann sie zu Dutzenden zählen. Hier steigt die Unverschämtheit der Galanteriehändler zu einem Grade, wie sonst nirgends in Frankreich. Sie verkaufen mit dreister Stirne Kupfer für Gold, Stras für Diamanten, und nachgemachte Stoffe, die von ächten nichts haben, als einen blendenden Schimmer. Der unmäßige Ladenzinß, den sie bezahlen müssen, scheint sie zu Schurkereien ohne Schaam und Scheu zu berechtigen. Die Augen werden durch alle die äußerlichen Dekorationen gleichsam bezaubert, so daß der neugierige Gasser den Betrug nicht eher wahrnimmt, als wenn es zu spät ist.

Es ist ein trauriger Anblick, jenen Schwarm von jungen Wollüstlingen mit bleichem Gesicht und wichtiger Miene zu sehen, die man mit ihrem Brelockengeklingel schon von weitem hört, wie sie sich in diesem Labyrinthe von Bändern, Gazen, Pompons, Blumen, Roben, Masken,

Schminkkästchen und Nadelpäckchen herumtreiben. Sie vertändeln ihre Zeit im Camp des Tartares in jenem tiefen Müßiggange, der eine Nahrung aller Laster ist. Aber bei aller Wichtigkeit, die sie annehmen, können sie doch nicht verbergen, daß sie so gar nichts sind.

Camp des Tartares nennt man die beiden hölzernen Galerien, die einstweilen angebaut sind, bis das prächtige Säulengebäude fertig seyn wird. Hieher kommen alle Abende die Weiber Paar und Paar, um sich den Blicken der Männer zur Schau auszustellen; überladen mit allen zuweilen so phantastischen Moden, die sie für einige Tage ausdenken, und nach einigen Tagen wieder vernichten. Aus den Namen der Moden, die sie jedem Kleidungsstücke geben, ließe sich ein Wörterbuch von mehrern Folianten zusammen setzen. Ein solches Werk fehlt noch der Nation; doch Pankouke läßt, wie man sagt, mit großer Emsigkeit daran arbeiten. Die Häßlichsten sind fast immer diejenigen, die sich am prächtigsten kleiden; und das muß so seyn. Eine Mutter würde sich scheuen, mit ihren jungen Töchtern die lärmende Promenade des Abends zu besuchen; die tugendhafte Gattin, die ehrliche Bürgersfrau mag es nicht wagen, sich in der Gesellschaft dieser frechen Buhlerinnen sehen zu lassen; der Putz, der Anstand, das Betragen, öfters sogar die Reden der Lezteru nöthigen sie, sich eilig zu entfernen.

Unter diesen Bretern, die wohl einmal das Feuer verzehren wird, sieht man vorzüglich die Ausbrüche vorzeitiger Wollust, die sich hier dem Meistbiethenden darstellt. Hier drängt sich eine Menge junger Leute trällernd in die kleinern Spektakle, die mehr, als die größ-

ten

ten besucht werden, weil sie unmoralisch sind. Diese jungen Leute haben ganz besondere Bildungen, wo sich entnervte Seelen, kalte Herzen, und Leidenschaften, ohne Kraft und Freude abmahlen. Handel mit sinnlichen Vergnügungen, Entartung der Rassen, empörende Vertraulichkeit der Kinder, die in ihren Aeltern nichts mehr sehen, als filzige Haushälter, deren Tod sie wünschen, ohne sich dieses entsetzlichen Wunsches zu schämen, — das sind die Laster, die jezt mit dreister Stirne herrschen. Väter sind jezt nichts mehr, als einfältige und verachtete Erzeuger ihrer Söhne; Mütter nichts mehr, als bejahrte und schwachköpfige Aufseherinnen ihrer Töchter. Verbannt und sogar verspottet werden die ehrwürdigen Sitten in den Gesellschaften jener bedauernswürdigen Jünglinge, die schon für die falschen Begriffe einer verderbten Generation empfänglich gemacht sind, die noch schlimmer ist, als ihre Vorgängerin.

Hier hört man laut die schändlichsten Verse aus der schändlichen Pucelle. Hier hört man auch die irreligiösesten Grundsätze jenes Mannes, der Frankreich verführte, aber auch nur Frankreich, weil er blos für Frankreich lebte; jenes Mannes, der mehr die Kunst besaß, einen ausgebreiteten Ruf zu erschleichen, als Vorzüge genug, ihn zu verdienen; jenes Mannes, der mehr auf die Herzen wirkte, die er verdarb, als auf den Geist, dessen Aufklärung er sich anmaßte; jenes Mannes endlich, der nach der eben entworfenen Schilderung, nothwendig Rousseau's Feind werden, und durch seine widrige Hartnäckigkeit einen edlen Mann, der ihn nach seinem Tode beweinte, zu verfolgen, sich selbst entehren mußte. Man dürfte nur noch Voltair's Bildsäule mitten im Garten aufrichten, und auf das Pidestal setzen: au Chartre Gnis-bourdon.

Leider sucht man hier vergebens die schüchterne Sittsamkeit, die angenehme Verlegenheit, das Erröthen der Unschuld, die Blässe, die sie bei der leisesten Berührung überzieht, die gefällige Jugendfarbe, den rührenden Reiz einer jungen und sittsamen Schönheit. Ueberall sieht man deutlich, daß seit zehn Jahren schon, im Physischen der Pariser ein trauriger Unterschied herrscht. Kaum hat ein Mädchen die unschuldigen Spiele der Kindheit aufgegeben, so studiert sie mit Wohlbehagen die wollüstigen Tänze, und alle Künste und Mysterien der Liebe. Kaum sizt die Frau am Tische des Mannes, so sucht sie mit verstohlnem Blick einen Liebhaber. Bald wählt sie nicht mehr; im Dunkeln, denkt sie, sey jedes Vergnügen erlaubt.

Ist das nicht die Schilderung unsrer Sitten im Palais-Royal? Sie ist von Horaz entlehnt; aber was er nicht errathen hat, das sind jene bequemen Nebenzimmer, die der Wollüstling nicht nach Stunden, sondern nach Minuten bezahlt. Eine Berechnung dieser Art hätte ihn in Verwunderung gesezt, und er hätte dann seinen Pinsel einem Juvenal überlassen.

Bei einem solchen Vereinigungspunkte leichter Wollust und feilen Genusses, ist es wohl kein Wunder, wenn man die ehrwürdigste und schönste Verbindung flieht, die einzige Verbindung auf der Welt, durch die sich die glühenden Freuden der Liebe mit den sanften Regungen und dem Glück der Freundschaft vereinigen.

Doch nicht jede Stunde ist solchen zügellosen Ausschweifungen in gleichem Grade gewidmet; es giebt Stunden, wo man wenigstens mit einem Schein von

Wohl-

Wohlstand spazieren geht. So ist es ohngefähr gegen fünf Uhr, im Frühling und Sommer, vorzüglich aber des Morgens um eilf Uhr. Um diese Zeit kann eine schöne und ehrliebende Frau im Garten vom Palais Royal erscheinen, ohne nur über einen Blick klagen zu dürfen. Eine schöne Frau, das schönste Werk der Natur, kann alsdann die Macht ihrer Reize zeigen: man wird sie bewundern, und sie wird das Vergnügen der Promenade in einem Bezirke, der in gewissen Rücksichten ein Feenwerk zu seyn scheint, ungestört genießen.

Der Cirkus ist das schönste, gefälligste, und, wenn man's sagen darf, das originellste Denkmal der Baukunst in Paris. Lächeln muß man freilich, wenn man zugleich an den Cirkus des alten Roms denkt: aber man darf auch nicht vergessen, daß die Bestimmungen von beiden gar keine Aehnlichkeit haben. Ohne Uebertreibung kann man ihn einen Tempel im Kleinen nennen. Es ist ein Gebäude, welches die Vortheile vereinigt, daß man Fete geben, und das Volk versammeln kann; eine unterirdische Schöpfung, durch einen Zauberschlag entstanden.

Der Herzog will, wie man sagt, seinen Pallast auf 140 Säulen aufführen lassen. Alsdenn wird es das schönste und majestätischeste Palais in der Hauptstadt; die Hauptstadt aber wird, wenn es nur einigermaßen so fortgeht, die prächtigste Stadt in Europa.

Uebrigens braucht dieses Viertel eine beständige Vormundschaft, eine Wachsamkeit, die mehr als irgendwo ins Einzelne sich verbreiten muß. Es beschäftigt

die Polizei fast eben so sehr, als die ganze übrige Stadt.

In der Hauptstadt von China, wird ein komische Messe gehalten, die darin besteht, daß die Städte in einem Umfang von einer Viertelmeile in Kleinen vorgestellt werden. Handwerke und Gewerbe, Lärmen und Laufen, alle Beutelschneidereien, alles das wird von einer Menge von Schauspielern vorgestellt. Dieser ist ein Kaufmann, jener ein Handwerker; der hier ein Soldat, der dort ein Officier. Die Läden werden ordentlich aufgemacht, die Waaren ausgelegt, und es erscheinen Käufer. Hier ist ein Viertel der Stadt für Seidenwaaren bestimmt, dort eins für Leinwand, eine Straße für Porcellain, eine andere für lakirte Waaren. Hier findet man Kleider, Möbeln, Frauenzimmerputz; weiterhin Bücher. Es giebt Kneipen und Gasthöfe, wo Tabletkrämer aus- und eingehen; Kleiderverleiher zupfen die Vorübergehenden am Ermel, und bieten ihren Kram an. Man zankt sich, man schlägt sich; die Häscher kommen dazu, bemächtigen sich der Zankenden, und führen sie vor Gericht, wo sie zu Schlägen verurtheilt werden: bei der Vollziehung des Urtheils wird der Verurtheilte kaum merklich angerührt; aber der falsche Thäter macht das Geschrei eines Geschlagenen so gut nach, daß es für die Zuschauer ein großes Fest wird. Auch die Rolle eines Spitzbuben wird nicht vergessen; Schlau zu stehlen ist erlaubt. Kurz, alles städtische Gewühl wird nachgeahmt; alles, Kaiser und Unterthanen, ist sich vollkommen gleich.

Mich dünkt, die Idee von einer solchen pittoresken Messe ist artig. Ich wollte, es würde einmal in Peters-

tersburg die gute Stadt Paris aufgeführt. Man könnte einer großen Monarchin und einem Volke, dem diese Gegenstände neu wären, ein treues Bild von einer entfernten Nation darstellen. Nun denke man, welch ein lautes Gelächter in Madrid, Wien oder Moskau über das Kostum der Pariser und die selle du prix fixe entstehen würden, wo man sich entkleidet, und seine Taille gleichsam errathen findet.

Wollte man eine solche Fete geben, so getraue ich mir zu sagen, daß mein Buch nicht ganz unnütz seyn würde. Auch wenn man sie in Frankreich selbst gäbe, würden die Pariser nicht wenig über die Aehnlichkeit mit ihnen selbst lachen. Die Vermischung der Stände, das Gedränge, die Mannichfaltigkeit, alles gäbe einen ganz neuen Anblick, den ein neuer Lucian schildern müßte. Doch still! es giebt Gegenstände, die man für ehrwürdig hält, und deren Nichts sich durch die Nachahmung verrathen würde. Das Malerische dieser Fete würde alle Stände an sich ziehen; und könnte man endlich noch das Gewirre in den Straßen nachahmen, so würde uns dasjenige, was uns in der Beschreibung so sehr gefällt, in der Vorstellung nicht weniger gefallen.

Zulezt könnte die Fete noch mit einem Theatercoup geschlossen werden. Man weiß, daß es in Paris öfters regnet; wenn nun alle Welt unter freiem Himmel wäre, so könnte man einen Regen nachmachen. Da würde man nun sehen, wie Alles davon liefe; da könnte man das Gezänke mit den Mithkutschern vorstellen; der Kutscher mit dem großen Schnurrbarte würde mit dem Kutscher im leinenen Kittel figuri-

ren; Wagen, Karossen, Kabriolets, Karren, Schuttfuhren, Bagagewagen, warum sollte das alles nicht nach der Natur vorgestellet werden können? Kunst wäre freilich dabei, alle diese Theile nach einem verjüngten Maaßstabe vors Auge zu bringen.

So manches Divertissement wird ausgedacht, das gar nichts sagen will: dieses aber, wo ich nicht irre, würde etwas Neues und Anziehendes haben. Die Märkte (halles) dürften nicht vergessen werden. Und gäb es wohl ein mannichfaltigeres und unterhaltenderes Schauspiel, als jenes Gemisch der Stände, jene Flut von Menschen aus allen Klassen, von jeder Figur und Farbe; als jenes schnelle und rastlose Gedränge, von Wagen und Fußgängern? Nun denke man sich Volanges als Polizeilieutenant, und Dugazon als Prevot des Marchands; andre Schauspieler als Echevies, Exempts, Inspectoren, Kommissarien oder Spionen, alles das mit ein wenig Uebertreibung, die freilich dabei seyn müßte, und gewiß das Vergnügen wäre allgemein.

Dieses Vergnügen würde durch das verworrene Geschrei noch vermehrt werden. Rom hatte seine Saturnalien; ein solches Fest würde, meines Erachtens, den Pariser nicht wenig amusiren; es würde alle Einwohner gleich machen, versteht sich für den Tag; es würde Lachen erregen, und von manchem Lächerlichen heilen. Ein ander Jahr käme London an die Reihe; dann würden nach und nach Italiäner, Holländer, Spanier, Pohlen, Russen und Deutsche Figuren.

Doch ganz vorzüglich könnte wohl das Palais-Royal dem Volk eine anziehende Fete von der Art geben.

ben. Der Ueberwinder Mithridats, der Eroberer von Pontus und Armenien, der Nachahmer Sardanapals, der Anhänger Epikurs, mit einem Worte, Lukull, als er mit asiatischem Luxus, dem Cicero und Pompejus zu Ehren, im Apollosaale seine Feten gab, konnte seinen vornehmen Gästen mit allem Aufwand vom Lande und aus dem Meere, dennoch keinen solchen Genuß verschaffen, wie ihn gegenwärtig ein junger Verschwender hat, oder im Palais-Royal beschränkt, seiner Sinnlichkeit an einer prächtigen Tafel unendlich mehr schmeichelt, als in den schönsten Tagen der Römischen Größe möglich war.

Beschreibung

einiger

ausländischen merkwürdigen Bäume,

aus

Reisebeschreibungen zusammengetragen

von

Professor F. Wadzeck.

1) Der Brodfruchtbaum.

(Artocarpus communis Forsteri.)

Man findet diesen Baum vielfältig in den ostindischen Reisebeschreibungen von Java, Sumatra, Bantam, in Cooks Reisen und Nachrichten von O-Taheiti erwähnt, als einer Frucht, die den Bewohnern dieser Länder eben so zur Nahrung und Speise dient, wie uns das von Mehl zubereitete Brod. Es wäre zu wünschen, daß man diesen Baum durch immer weiter schreitende Pflanzung auch in unsre Gegenden zu bringen suchte. Und wenn er auch nicht die Vollkommenheit erlangen würde, die er in seinem Vaterlande hat, so glaub' ich doch, daß er sich mit der Zeit an unserm Klima gewöhnen könnte. Ob aber dabei deutscher Nationalfleiß gewinnen

nen würde, wenn der Brodtbaum so häufig wie Eichen, Tannen und andre Bäume in unsern Wäldern angetroffen würde, ist eine andre Frage.

Der Baum, darauf die Brodtfrucht wächst, erreicht eine Höhe von funfzig und mehrern Füßen. Er ist in Ostindien zu Hause. Man findet ihn auf den molukischen und philippinischen Inseln. Die Einwohner auf O. Taheiti, Java, Sumatra und andern Gegenden, bedienen sich der Frucht anstatt des Brodes, das wir aus Waizen, Rocken und anderm Mehl verfertigen lassen. Der Stamm ist unterhalb seiner Rinde mit sehr vielem klebrichten Milchsafte versehen, der bei der geringsten Veränderung der Rinde häufig hervorfließt. Diesen Saft läßt man nicht ungenutzt, sondern vermischt ihn mit Sagomehl und braunem Zucker, und macht davon eine Art Theer, Leim oder Kleister, dessen man sich beim Schiffsbau bedient, um die Fugen und Ritzen damit auszustreichen und zu bekleistern.

Die Blätter des Baums sind groß, wie die Blätter an unsern Kürbissen, einen Fuß lang, länglichter Gestalt, mit tiefen Hölungen, wie das Laub der Eichen. Ihre Farbe ist dunkelgrün, und wie alles Laub auf der Oberfläche dunkler, und auf der untern Seite heller.

Die Frucht auf demselben macht den hauptsächlichsten Theil desselben aus. Sie hat die Größe und die Gestalt einer großen Netzmelone, und ist 3 bis 4 Pfund schwer. Sie ist länglicht rund, und mit einer netzförmigen dünnen Schale bedeckt, hat weißes aber dabei wässeriges Fleisch, welches sehr mehlig und von keinem son-

sonderlichen Geschmack ist. Man bricht diese Frucht sowohl wenn sie reif ist, als auch noch früher. In beiden Fällen bedarf sie einer besondern Zubereitung, ehe sie genossen werden kann.

Die Insulaner schneiden dieselbe, je nachdem sie groß oder lang ist, in drei bis vier Theile, und bringen sie in eine Art von Backofen, die sie in der Erde anlegen. Sie legen nemlich eine Lage heiß gemachter Steine in eine tiefe Grube, und die Frucht oben drauf. Alsdenn werden Bretter darüber gelegt, auf welche wiederum heiße Steine und eine Lage Früchte kommen, dann wieder Bretter und so fort, bis der Ofen voll ist. Zulezt bedecken sie ihn mit Erde, und in einer Zeit von zwei bis drei Stunden sind die Früchte gahr.

Nach dieser Behandlung giebt diese Frucht nicht allein eine gute, wohlschmeckende, sondern auch eine gesunde und nahrhafte Speise, und die Reisenden, welche die Gegenden sahen, wo diese Früchte wachsen, sprechen mit Entzücken von dem herrlichen Geschmack dieser Frucht.

Dieser ist nemlich lieblich, süß, mehlicht, und kann füglich die Stelle unsers Brodes ersetzen. So lange die Frucht noch frisch zu haben ist, wird sie nicht leicht auf eine andre Art genossen, sondern alle drei oder vier Tage in mäßiger Menge gebacken. Damit man aber auch in der Zeit, wenn die Bäume keine Früchte tragen oder auf Reisen hinlänglich damit versehen seyn möge, so bereitet man solche auf folgende Art: Sobald die Frucht auf vorbeschriebene Weise gebacken und erkaltet ist, stößt man solche, vermittelst einer steinernen Stampfe zu einem Brei, und nachdem solcher in einer besonders dazu gemachten Grube gegohren hat, bäckt

man

man kleine Brode davon, die sich alsdenn einige Monate lang gut aufbewahren lassen.

Aus dem Holze dieses Baumes werden Geräthschaften verfertigt, und aus der Rinde verfertigen die Insulaner feine Matten u. d. gl.

Der Baum selbst heißt bei Forster Artocarpus communis, und weil man auf demselben männliche und weibliche Blumen zugleich findet, die einzeln an den Knoten der Blätter sitzen, so gehört er nach Linne's System zu den Monoeciis Monandriis zur ersten Ordnung der zweiten Klasse.

Es giebt zwei Gattungen derselben, welche Rima und Duodu heißen. Erstere ist die größeste, und mit einer rauhen und stachlichten Schaale von Borke, wie die Datteln, versehen. Leztre aber hat eine länglichte Frucht, und ist nicht stärker, als eine große Birne. Man findet sie in großer Menge auf der Insel Tinian, einer von den Diebes- oder Marieninseln. Ihr Geschmack soll eine Aehnlichkeit mit den Artischocken haben. Wenn sie aber völlig reif geworden, so bekommt sie einen süßen Geschmack und einen angenehmen Geruch, fast wie eine Pfirsche. Alsdann ist sie aber nicht recht gesund, sondern verursacht Durchlauf.

2) Der Aninga-Iba.

Man findet ihn in Brasilien, wo er im Wasser wächst. Das Holz desselben ist leicht und fest, aber dabei sehr brüchig. Seine Blätter haben eine Aehnlichkeit mit den Seeblumenblättern. Die Neger machen

aus

aus diesem leichten und dichten Holze ihre Fahrzeuge. Mit diesen besuchen sie nicht allein die inländischen Flüsse und Ströme, sondern sie wagen sich sogar damit ziemlich weit in See. Denn wirft auch eine Welle das Kanot um, so verstehen sie sich zu gut aufs Schwimmen, um deswegen besorgt zu seyn.

Wenn dieser Baum blüht, so ist er überall mit großen blaßgelben Blumen besezt, die aber gleich unsern Konvolvulus nur aus einem Blatte bestehen. Die Frucht des Baumes hat die Größe und Gestalt eines Straußeneies. Die äußere Farbe derselben ist grün, inwendig aber hat sie ein ganz weißes sehr mehlichtes Fleisch. Die Neger bedienen sich derselben aber mit vieler Behutsamkeit, und selten anders, als bei einer einfallenden Hungersnoth. Denn da die Frucht sehr kalt und blähend ist, so kann sie leicht üble Krankheiten hervorbringen, wenn man sie übermäßig genießen wollte. Der Baum hat eine Zwiebelartige Wurzel. Auch diese wissen die Neger zu gebrauchen, und pressen ein reines und gutes Oel daraus, welches sie in ihrer Haushaltung gut zu nutzen wissen.

3) Der Ambalam.

Dieser indianische Baum, von dem man nur den Saft zur Verfertigung des Brodes gebraucht, wächst bald zu einem sehr großen Baum, und wird stark. Merkwürdig ist es, daß dieser Baum im Jahr zweimal blüht und zweimal reife Früchte bringt. Die Frucht ist länglichtrund, wie die große länglichte Aprikose, obwohl ungleich größer und dabei sehr hart. Wenn sie ihre Reife erlangt hat, so ist sie von einer gelben Farbe.

Sie

Sie wächst traubenweise, und giebt dem Baum ein ausserordentlich schönes Ansehen, wenn sie von seinen Aesten häufig herabhängt. In der Mitte der Frucht findet sich ein harter Stein, und in demselben der Kern. Das Fleisch, womit der Stein umgeben ist, soll einen lieblich säuerlichen Geschmack haben. Die Indianer pressen aus demselben den Saft heraus, vermischen solchen mit Reis, und verfertigen ein Brod daraus, das sie Apor nennen, und von sehr guten Geschmack seyn soll.

4) Der Kampferbaum.

(Laurus Camphora Linn.)

Sein Vaterland ist Japan, wo er wegen seiner Größe und erstaunlichen Höhe berühmt ist. Die Chineser nennen ihn Tschang, und den daraus gezogenen Kampfer Tschang-nao. Man findet einige Bäume, die über 300 Fuß hoch sind, und deren Dicke mit der Höhe im Verhältniß steht, so daß 20 Männer einen solchen Baum kaum umklaftern können.

Der Stamm ist rund, grade, anfänglich mit einer glatten, grünlichen Rinde bekleidet, welche aber im Alter ungleich, knotig, rissig und grau wird. Das Holz ist weiß, getrocknet aber roth, von lockerm Gewebe, grobfaserig, mit schwärzlichen Masern und Adern durchzogen, und sehr stark riechend. Die Aeste breiten sich sehr weit aus, und sind mit starken Blättern bekleidet, die den Lorbeerblättern ähnlich sehen.

Das

Das Holz ist sehr hart, dauerhaft, und gut zum Schiffsbau, auch wegen der Schönheit und Glätte seiner Oberfläche und wegen der Mannigfaltigkeit seiner Adern zu der schönsten Tischlerarbeit brauchbar. Das innre Gewebe ist fest und der Fäulniß widerstehend, so daß diese Bäume ein sehr hohes Alter erreichen können.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Olla Potrida.

1784.

Viertes Stück.

Berlin,
in der Haudischen Buchhandlung.

I.

Gedichte.

1.

An die Liebe.

In Götterfreuden schwimmt der Mann,
Die kein Gedanke mißt,
Der singen oder sagen kann,
Daß ihn sein Liebchen küßt! —

Bürger.

Göttin! Dir ein Lied zu singen
Ist es was den Geist erhebt:
Du bist's die des Harfners Schwingen
Und sein reges Herz belebt.

Mächt'ge Liebe! Dich erhebet
Wie der Jüngling, so der Greis.
Alles was hinnieden lebet
Reichet willig Dir den Preis.

Mancher Jüngling ward entführet
Seiner Lasterbahn durch Dich:
Und wie gab er nicht gerühret
Dir so ganz zu eigen sich!

Mancher steigt durch Dich geleitet
Zu der Götter Sitz hinan:

Mancher, wenn er durch Dich streitet,
Siegt, wie's keiner je ersann.

Holde Göttin! solche Freuden
Wie Du schenkst, schenkt nie der Wein.
Du bist wahrer Trost im Leiden,
Du bist unschuldsvoll und rein.

Zwar sing' ich noch unerfahren
Deine große Wunderkraft;
Doch vielleicht in wenig Jahren
Trink ich Deinen Nectarsaft.

Woll'st mir einen Engel geben
Wie ein Raphael ihn schuf;
Er begleite mich durchs Leben,
Und Dein Lob sey mein Beruf.

Laß mich bald die Huldinn finden,
Meiner Wünsche Krone, sie!
Unser Leben müsse schwinden
Unter steter Harmonie.

Süße Wonne! an dem Herzen
Eines sanften Mädchens ruhn;
Dies entfernt die längsten Schmerzen
Mehr als kalte Gründe thun.

Wandeln Jahre sich zu Stunden,
Ist entflohen alles Leid,
Und hab' ich so ganz empfunden
Göttin! Deine Seligkeit:

Dann so wag' ich's einst zu singen
Wie mich Deine Macht beglükt;
Zu den Sternen-Polen dringen
Kann ich kühn, durch Dich entzükt.

C. L. C. Sidon.

2.
Bittschrift einer jungen Katze.

Ich Winzchen von der schönsten Art
Lieg schnurrend Dir zu Füßen;
Mich ziert der längste Cypernbart,
Mein Schnäutzchen ist zum Küssen.

Mein feiner Teint, so rein wie Gold,
Erweckt den Neid der Katzen,
Mein schlanker Wuchs ist lieblich, hold,
Und fromm sind meine Tatzen.

Voll Grazie ist mein sanfter Gang,
Mein Auge strahlt Erquicken;
Mein Stimmchen, süß, wie Lautenklang,
Schafft Dir gewiß Entzücken.

Mein Züngelchen entweiht sich nicht
Durch räuberisches Naschen,
Aufs Fangen nur bin ich erpicht,
Kann Ratt' und Maus erhaschen.

Drum, bester Mann, drum nimm mich an,
Du wirst es nie bereuen;
Denn was Dich nur erfreuen kann,
Will ich zum Dank Dir weihen.

Wenn Du mich streichelst, will ich Dich
Mit schlauem Spiele necken,
Laß nur die Süßigkeiten mich
Von Deiner Liebe schmecken.

Ach, käm' ich unerhört zurück —
Wie ängstlich müßt' ich klagen!
Man würde mich den Augenblick
Ins tiefste Wasser tragen.

T.

II.
Auszüge.

Die Rolandsbresche und ihre Eismassen.
(Aus Ramonds Reise durch die Pyrenäen.)

Des Morgens um 7 Uhr, war ich schon wieder zu Gavarnie. Eine halbe Stunde nachher, hatte ich einen Wegweiser; und um 9 Uhr, befanden wir uns am Fuße der Felsenleiter, jeder mit einem beschlagenen Stabe, und Klammern versehen. Behende erstiegen wir diesen steilen Fußpfad, und drey Viertelstunden nachher hatten wir die spanischen Hirten erreicht. Diesmal waren sie noch von ihrer Heerde umringt; die Schafe fiengen an auseinander zu gehen; und die Ziegen, die auf die Felsen geklettert waren, welche über die Freystadt der Schäfer hervorragten, näherten sich, nach ihrer Art von jedem neuen Gegenstande neugierig gemacht, dem Rande, um uns genauer zu betrachten, und wurden uns, durch die Steine, die unter ihren Füßen auf uns herabrollten, so lästig, daß wir unsrerseits ihnen den Krieg ankündigten, und sie mit Steinwürfen von ihren Posten verjagen mußten. Vier spanische Schleichhändler, die in Gesellschaft wanderten, machten dieses bisarre Zusammentreffen von verschiedenartigen Wesen, in einer der grausenvollsten und am wenigsten zugänglichen Wüsten, vollständig.

Diese Schleichhändler, so gewandt, als entschlossen, mit aller Gefahr vertraut, immer zum Tode bereit, deren erste Bewegung darin besteht, ihre Flinte, die nie fehlt, ab-

abzudrücken, würden für viele Reisende ein Gegenstand des Entsetzens seyn; und wo könnte man sie wohl mehr fürchten, als in diesen Einöden, wo das Laster keine Zeugen, und der Schwache keine Hülfe haben würde? Ich für meinen Theil begegnete ihnen, einsam und unbewaffnet, ohne Bangigkeit, und gieng mit ihnen ohne Furcht. Man hat nichts von Leuten zu befürchten, denen man kein Mißtrauen, und keine Habsucht einflößt; und kann alles von denen erwarten, von denen man nur das erwartet, was der Mensch dem Menschen schuldig ist. Die Naturgesetze behaupten noch ihr Recht über den, der das Joch der bürgerlichen Gesetze abwarf. Im Kriege mit der Gesellschaft, lebt er manchmal in Frieden mit seines gleichen. Der Meuchelmörder hat mich in den Irrgängen der Grenzgebirge von Italien umhergeführt; und der Schleichhändler der Pyrenäen mich freundlich auf seinen geheimen Pfaden empfangen.

Bewaffnet, hätten mich beyde als ihren Feind angesehen; ohne Waffen haben sie mich geschonet. In dieser Zuversicht hab ich schon lange diese drohende Rüstung abgelegt. Man bediene sich ihrer wider die reissende Thiere, wenn man sich nicht mit ihnen verstehen kann; aber man vergesse nicht, daß sie gegen einen Verräther nicht schützen, daß sie den Schurken nur reizen, daß sie den einfältigen Menschen schüchtern machen, und daß der friedliebende Mensch, mitten unter den Menschen eine geheiligtere Schutzwehre hat; sein friedliches Ansehen.

Mein Führer beweinte, mit diesen Spaniern, den Tod eines ihrer Kameraden, der vor einigen Tagen bey der Rolandsbresche, ihm zur Seite erschossen ward. Der Schuß kam aus einem Felsenloche; ein Zollgarde von seiner Nation schlich sich zu diesen Höhen empor, um dies Bubenstück zu begehen... Der Unglückliche! man kennt ihn: ein gleicher Tod steht ihm bevor. Ich hatte alle Einwohner von

Gavarnie über diesen Vorfall in Bewegung gefunden. Der Garde war der Gegenstand der öffentlichen Verabscheuung; und sein Schlachtopfer, ein junger Mensch, den die ganze Nachbarschaft liebte, wurde von jedem bedauert. — O! gewiß, wird der Tag kommen, wo es bey allen Nationen, eine gemeine Wahrheit seyn wird, daß der Handel grenzenlos sey; daß es keine Schranken gebe, wo der freye Umtausch der Natur- und Kunstprodukte einhalten muß; daß die Verbote ein eitles Hülfsmittel sind, den Staaten und ihren Erzeugnissen einen Werth zu geben, den sie nicht haben; daß das Gewicht der Nationen, den Gesetzen einer Statik unterworfen ist, die sich nicht nach diesen Künsteleyen abändern; daß weder Verbote, noch Zölle, den Boden, die Lage, die Einwohner eines Reichs geltend machen können; daß sein Wohl geradezu mit der Billigkeit des gesellschaftlichen Vertrags, und der Einfachheit der Gesetze in Verbindung steht; daß es ein der Barbarey des Mittelalters würdiger Irrthum war, zwischen dem Menschen so viele politische, bürgerliche, und fiskalische Sperren zu errichten; daß das persönliche Interesse, wenn es durch Erfahrung erleuchtet, von der Concurrenz geleitet wird, bessere Handelsgesetze vorschreibt, als man abzufassen im Stande ist; daß in diesem Fall, wie in manchen andern, das Gute, welches von selbst entsteht, nicht hindern, für den Menschen, die einzige Art ist, gutes zu wirken. Eines Tages werden die Menschen allgemein überzeugt seyn, daß das Recht und Unrecht sich nicht nach unsern Launen bestimme: daß das größte Verbrechen, dessen man sich gegen die Gesellschaft schuldig machen kann, darin bestehe, nach Gutdünken neue zu schaffen; daß es nur ein unabänderliches, nothwendiges, heiliges, einzig von uns nicht gemachtes Gesetz gebe; daß das natürliche Gesetz sowohl für Könige, als Völker hinreiche; daß es den Thron befestige, wie es das Strohdach unterstützt; daß seine Wirkungen, die ganze,

in

in ihre rechte Grenzen eingeschränkte, politische Ordnung, wie die bürgerliche und moralische Ordnung, aus ihrer wahren Rükſicht erwogen, umfassen; daß es, für die Dinge dieser Welt, keiner Ergänzung bedürfe; und daß, auf Dinge, die es nicht heiligte, den Nachdruck, mit dem es begleitet ist, übertragen wollen, eben so viel heiße, als alles zerrütten, als das Gewissen und die Moral der Völker verderben, als einen Frevel wider die ewige Gerechtigkeit begehen, der sich selbst durch Unordnung bestraft, die nichts abzustellen im Stande ist.

Wenn wir diese glücklichen Tage erleben, so werden wir den beweinenswürdigen Krieg aufhören sehen, der sich zwischen den Gesetzen und Gewohnheiten, zwischen den Vorschriften und Handlungen, erhoben hat, und die unerschöpfliche Quelle von Unordnung und Sittenverderbniß ist; wir werden den Magistrat nicht mehr seufzen sehen, vor den Menschen verdammen zu müssen, was vor seinem Gewissen zu verdammen, ihm weh thut; der Arme, genöthigt Gesetze zu brechen, die oft wider ihn allein gerichtet sind, wird sich nicht mehr eines Verbrechens überführt bekennen, ohne sich strafbar zu fühlen; und der Bürger, der die Gesetze handhabet, wird aufhören, weniger Theil an unserer Hochachtung, als der von ihnen Verdammte, an unserm Mitleid zu haben.

Als wir ein Frühstück, womit uns die Hirten aufwarteten, eingenommen, und ich mich in der milden Sonnenwärme wohl ausgeruhet und meine Brust an die durchdringende und leichte Luft der Höhen gewöhnt hatte, schickte ich mich zur Abfahrt an, warf aber noch vorher einen Blick auf die Berge, die ich vor mir sah: die Hirten nannten sie mir. Man zählt ihrer drey, ausser dem Marbore. Derjenige, welcher diesem Berge am nächsten liegt, heißt die Stazona; der folgende, die Furcherta; und der nächste an Gavarnie ist das Horn von Allanz.

Vom ersten stürzt sich der große Wasserfall. Die Lagen dieser Berge stehen alle aufwärts, und beynahe senkrecht, obschon sie kalkartig sind; und dies giebt ihm ein rauhes und eckigtes Ansehen. Doch sah ich auf ihren Höhen, grüne Rasen; und eine spanische Heerde, die vom Himmel hieher gekommen zu seyn schien, weidete darauf, am Ueberhange eines schaudervollen Abgrunds.

Der Marbore hingegen, der hier den Kamm der Pyrenäen bildet, und sich, nach der Richtung der Kette, in einen langen Wall, an den sich die scheinbaren Richtungen dieser Berge senkrecht anzuschließen scheinen, verlängert, ist blos mit Schnee bedeckt; und seine regelmäßige Masse, die in große, von diesem Standpunkte aus horizontal aussehende Scheiben zerschnitten ist, scheint der zurückgelassene ruhige Satz der Gewässer zu seyn, und zeigt Formen von einer Simplicität, die gewöhnlich auf Höhen von der Art unbekannt sind. Nicht das geringste von Granit findet sich in dieser ganzen Region: die letzten Massen desselben nimmt man unter dem Horne von **Allanz** wahr, dessen Grundlage sie ausmachen, und von da aus verlieren sie sich plötzlich unter die Riesenhaufen von Kalk- und Marmorsteinen, womit die Erdrinde hier überdeckt ist.

Wir erhoben uns sogleich gegen das große Schneethal und indem wir bald an seinen verschiedenen Unterabtheilungen emporstiegen, bald sie durchstrichen, erreichten wir dessen Obertheil. Von da aus unterschied ich auf einmal sieben **Sternelhes** von Eis, alle nördlich gelegen, nemlich: zwischen der **Stazona**, und der **Fourquetta** zwey unterschiedene **Sternelhes**, aus jeder derselben fließt ein Giesbach: eine andere in zwey Absätze getheilet, auf der **Stazona**, unmittelbar über dem großen Wasserfall, dessen Quelle sie zu seyn scheinet: drey auf dem Marbore, von denen eine im Grunde, dem Weg von Gavarnie gegenüber liegt; dies ist die erste, die ich sah: die beyden andern, mehr gegen

We-

Westen auf zwey verschiedenen Absätzen: endlich sah ich die große Sternelha, die unterhalb der Bresche liegt, und die man deswegen, Sternelha de la Breja nennt.

Um halb eilf Uhr, waren wir auf dem obern Theile des großen Thals angelangt, wo sich alle Aeste desselben vereinigen; und ich befand mich zwischen dem Felsen, den ich am vorigen Tage erstiegen hatte, und der höhern Wand, durch welche die Bresche gebrochen ist; der erste, zu meiner Rechten, d. i. gegen Norden, die andren zu meiner Linken, d. h. gegen Süden, denn das Thal erhebt sich, wie ich gesagt habe, von Osten gegen Westen.

Jetzt kam es darauf an, gegen die Wand heraufzusteigen, und einen Schneeabhang zu erklimmen, der sich in einem Winkel von mehr als 45 Graden erhob.

Wir mußten uns mit Krampen bewaffnen; ihr Gebrauch war unentbehrlich; aber die Art wie die Landeseinwohner sie an den Fuß befestigen, machte mir viele Unbequemlichkeiten, und ich unterließ nicht, mir nachher bequemere machen zu lassen.

Der Schnee trug zwar, war aber ein wenig zum Abschießen geneigt. Wenn der Abhang steil ist, und man Fußklammern hat, ist es besser, wenn er mehr Härte hat. Wir maßen daher unsere Schritte langsam und bedächtlich ab, und lenkten schon von ferne um den Gletscher herum, indem wir den Fußstapfen der Schleichhändler nachfolgten, die ihm sorgfältig ausgewichen waren, denn der Höcker, den er bildet, macht seinen Abhang unersteiglich, besonders auf der untern Seite, und ich nahm mir vor, mich ihm von oben zu nähern, wo er aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht so steil seyn konnte; denn sein Abhang neigte sich unten, nach einem Winkel von sechzig Graden.

Endlich gelangten wir oberhalb des Gletschers, und näherten uns der Bresche, als ich am Ende einer Aussicht, die sich zur Rechten öfnete, einen sehr hohen Berg sah, dessen

dessen Gipfel das Thal von Cauterets zu beherrschen scheint, und auf der Nordseite, ein schönes Amphitheater von Eismassen zeigt, worauf meine Blicke einige Zeit verweilten. Mein Wegweiser war mit mir einerley Meynung über seine Lage, und erkannte ihn für einen von den Bergen des Kammes, aber er nannte ihn **Plan del Aubo**, indeß der Winkel, unter welchem ich ihn sah, mich glauben machte, daß es der Vignemale sey. Aus Mangel an bekannten Gegenständen, womit ich ihn hätte vergleichen können, mußte ich in der Ungewißheit bleiben. Nichts ist gewöhnlicher, als daß die Berge eben so oft ihren Namen, als ihre Ansicht verändern. Die Landeseinwohner erkennen sie selbst nicht immer wieder, wenn sie dieselbe von einem andern Orte aus sehen; unter einem Namen begreifen sie viele; einen einzigen vervielfältigen sie durch verschiedene Benennungen; und selbst die Instrumente können den Beobachter nicht so vollkommen gegen Mißverständnisse der Art sichern, daß sich nicht oft Irrthum und Verwirrung in die Charten einschleichen sollten, welche mit der größten Sorgfalt aufgenommen sind.

Als ich der Bresche gegenüber war, glaubte ich jezt geradezu gehen zu können, und stutzte nicht wenig, zwischen derselben und mir einen etwa 20 Fuß tiefen, und trichterförmig ausgehölten Graben zu finden. Er war das Werk der Sonne, der Mittagsstrahlen dies ungeheure Thor durchfallen läßt; und durch eine sonderbare Einstimmung zwischen der Wirkung der Hitze, der Höhe des Schnees und der Tiefe der Bresche, fügte es sich, daß einerseits der halbzirkelförmig ausgehölte Graben, dessen Durchmesser die Schwelle des Thores bildete, durchaus die ganze Oefnung versperrete, und andererseits, daß die Oefnung nur bis zur Fläche des sie umringenden Schnees eingeschnitten war, so, daß sie weder geradezu, aus Mangel einer Brücke, noch vom Grunde des Grabens her, aus Mangel einer Leiter,

zu-

zugänglich war. Wir mußten also den Graben umgehen, bis an eine von den Seiten des Thores klimmen, uns an seine Wände anhaken, und alle Behendigkeit der Bergbewohner aufbieten, um in Spanien herein zu schlupfen. Nie hat man durch ein so riesenförmiges Portal, auf eine so schiefe Art, seinen Einzug gehalten.

Man stelle sich eine drey bis sechshundert Fuß hohe Felsenwand vor, die sich zwischen Frankreich und Spanien erhebt, und ihre natürliche Scheidung ausmacht. Man denke sich diese Mauer wie einen halben Mond gekrümmt, so daß ihre convexe Seite gegen Frankreich gedreht ist. Man denke sich endlich, daß Roland auf seinem Streitroß, mitten durch diese Mauer sich eine Passage öfnen wollte, und mit einem Streich seines berühmten Schwerdtes, eine 300 Fuß breite Oeffnung hineinhieb, und man hat eine Vorstellung von dem, was die Bergbewohner die Rolandsbresche nennen. Die Mauer ist nicht dick, wird es aber auf der Seite gegen die Thürme des Marbore zu, die sich majestätisch über das Thor, und alle seine Zugänge erheben, gleich als wenn sie Roland zu einer Citadelle bestimmt hätte, um den Durchzug zu decken. Außer dem Thor sind noch zwey Fenster, in der Mitte der breiten Hörner des halben Mondes, in gleicher Entfernung vom Thore, durch die nehmliche Wand gebrochen, und zwey Pyramidalische Berge, die den Spitzen dieser Hörner in gleichen Entfernungen gegen über liegen, dienen diesem Gebäude zum Vorwerk, gleichsam den Zirkus zu schützen, den es einschließt: denn hier ist alles symmetrisch, und Roland hat nach einem Plane gearbeitet, der seinem Geiste der Ordnung eben so viele Ehre macht, als der Stärke seines Arms.

Ich fand mich jetzt in einer grausenvollen Wildniß. Keine Pflanze ist zu sehen: der auf der französischen Seite zu einer beträchtlichen Höhe aufgehäufte Schnee, ist auf der

spanischen zwar seltener, entblößt aber, wenn er von der Mittagshitze zerschmelzt lange Regenbette und ungeheure Erdschüsse, die die Natur noch nicht fruchtbar gemacht hat; nach allen Seiten erblickte man Felsen, die rauher und eckigter nach Frankreich zu, mehr abgestuft auf der spanischen Seite sind, und drohender über dem Abgrund hervorhängen: überall Berge, die gegen Norden mehr auf einander gethürmt und höher sind, durch ihre Gestalt und weisse Farbe die Vorstellung von zürnenden Wogen erwecken, und gegen Mittag, wo sie geneigter sind, sich gegen die Ebene herabzusenken, mit ihren grünen und abgerundeten Rücken, den Wellen eines ruhigern Meeres gleichen.

Da öfnet sich ein unermeßliches Perspectiv. Durch die Fenster des Zirkus, über den Zirkus selbst hindurchstreifte das Auge Arragnien; nichts erhebt sich zwischen seiner Einfassung, und den unermeßlichen Ebnen; die Berge senken sich, die Thäler breiten sich aus unter den Augen des Zuschauers; und wenn man vom Gipfel, das natürliche Bild menschlicher Größe, alles unterscheiden könnte, was man übersieht; wenn unsere Schwachheit, nachdem sie sich zu diesen Höhen emporgeschwungen, die Fähigkeit erlangte, ohnerachtet der Kleinheit und Vielfältigkeit, alle Gegenstände unterscheiden zu können, die, wegen ihrer Höhe und Einzelnheit vor ihr ausgebreitet sind; so würden selbst Hueska, und Saragossa, deren Gesichtskreis die Rolandsbresche schließt, meinen Blicken, die in der azurnen Tiefe umherirrten, nicht entgangen seyn.

Auf die Art haben die Rolandsbresche, und das Mittagshorn, nach entgegengesetzten Seiten, vollkommen ähnliche Aussichten; und zwey auf diese beyde zu gleicher Zeit unterscheidbare Spitzen, die eine von Saragossa, die andere von Toulouse ausgestellte Beobachter, würden zwischen diesen beyden, in gerader Linie wenigstens 120,000 Toisen auseinander gelegenen Hauptstädten eine Art von Communica-

tion

tion errichten können, wovon die Vorstellung meine Einbildungskraft ergötzte. Aber, als ich meine Augen auf die Gebirgshaufen warf, welche diese beyden Berge trennen, wie sehr fand ich da den Anblick, unter dem sie mir jetzt erschienen, von demjenigen verschieden, unter welchen ich sie gesehen hatte! Diese Gipfel, die von dem Mittagshorn aus betrachtet, sich vor mir zusammengeordnet hatten, indem sich immer einer über den andern bis an die Thürme von Marbore erhoben, verlohren sich jetzt wieder im Chaos, und die nähern, welche die entferntern beherrschten, verwirrten meine Blicke, in einer unordentlichen Aufhäufung nackter, dürrer und vom Schnee, der ihre mitternächtliche Seite bedeckt, entblößter Felsen.

Das unermeßliche Perspectiv, das die Rolandsbresche gegen Mittag eröfnet; die lange unterbrochen gewesene Aussicht, die sie gegen Norden darbietet; die Berge von Oberarragonien, die man näher unter sich sieht, als die von Bigorre und Bearn; die Ebnen von Frankreich, die nur über die dazwischen gelegenen Berge hinweg, von einer Entfernung von dreyßig bis vierzig Tausend Toisen sichtbar sind, indeß das Auge unmittelbar vom Rücken dieses Kammes herab, die benachbarte Gegend von Spanien übersieht; alles zeigt an, daß sich hier die beyden Abhänge der Pyrenäen nach sehr verschiedenen Winkeln neigen und beweist, daß ohnerachtet der hohen spanischen Thäler, welche machen, daß der Marbore von ihrer Seite zugänglicher ist, ohnerachtet der Rauheit des Bodens von Arragonien der weit bergichter ist, als der unserige, und auf welchen neue Ketten, die sich an die geendigten anschließen, den mittäglichen Abhang der Pyrenäen scheinbar bis an die Ufer des Ebro verlängern, diese Berge demnach sich hier schleuniger gegen Mittag, als gegen Norden zu sich senken, und in der That bilden die Pyrenäen nicht, von Marbore bis an den Ebro, eine ununterbrochene Masse, wie sie es von

diesem Berge aus bis an die Ebenen von Bearn und Bigore thun. Zwischen Jaka und Hueska senkt sich die Hauptkette, und man findet große langstreichende Thäler, wo mehrere Flüsse, welche den Abhang der Pyrenäen nicht mehr spüren, schon dem Senken des festen Landes gegen das Meer nachfolgen. Jaka das nur 14000 Toisen vom Kamme entfernt ist, liegt eben sowohl am Fuße der eigentlich sogenannten Pyrenäen, als Lourdes, das vom nehmlichen Kamme 18000 Toisen entfernt ist; und Hueska ist schon von dieser Bergkette, durch eine glüklich davon abgesonderte Berggruppe geschieden.

Der Kamm der Pyrenäen gewährt noch einen andern Gegenstand der Betrachtung, der für die Geschichte der Erde von großer Wichtigkeit ist. Dieser obere Theil der Kette besteht aus den Materien, die man für nachher entstandene hält, und das in einer Länge, die ich auf nicht minder als auf 12000 Toisen schätzte, denn ich glaube nicht, daß sie vom Vignemale, das am obern Ende des Thales, von Cauterets liegt, an, bis an den Mont-perte, den höchsten Gipfel des Marbore und vielleicht der ganzen Kette, unterbrochen wird; so daß in den Pyrenäen die Kalk- und thonartige Materie, die vom östlichen Ende der Kette bis an das Thal von Aspe entschieden herrscht, und bald den ersten Rang wieder annimmt, um ihn erst am Thal von Aure zu verlieren, einen so ausgezeichneten Platz auf dem Kamme der Kette behauptet, und sich daselbst durch ihren Umfang und Höhe so merklich macht, daß unsere Halbkugel, auf keiner beobachteten Kette so staunenswürdige Denkmäler dieser von allen Systemen dem Meere zugeschriebenen Aufhäufungen zeigt.

Nach allem, was ich vom Marbore gesehen habe, betrachte ich ihn als eine ungeheure Masse grauen Marmors vom gleichartigsten, und feinsten Korne, ohne alle Spuren eingemischter fremder Körper. Lange mit dem Horizonte

paralelle und weit auseinander stehende Spalten, scheinen diese Massen in dicke Lagen zu zerschneiden; und diese Struktur, welche die Gestalt von dem, was man die **Thürme von Marbore** nennt und von dem Amphitheater, das sie krönen, bewirkt, und die zerrissenen und senkrechten Lagen der unmittelbar angrenzenden Kalkberge, horizontalen Lagen und abgestumpften Winkeln, entgegengestellt, tragen zugleich mit dem Umfange und der Höhe dieses Kolosses dazu bey, um ihn zu einem großen geologischen Probleme zu machen. Ich glaube indeß nicht, daß die Lagen dieses Berges von Norden gegen Mittag horizontal sind, wie ich sie von Osten gegen Westen gefunden habe. Wenn es hier wirklich Lagen giebt, die durchaus mit dem Horizonte parallel sind, so müssen sie sich gegen den Gipfel der Thürme zu finden: Weiter unten überzeugt mich der Anblick der spanischen Abhänge, daß sie sich gegen Mittag neigen, und die Vermuthung bestätigt sich durch die Situation, die diese nämlichen Lagen am obern Ende des Thales von Estaube annehmen, wo ein Beobachter 1) sie unter einem Winkel von etwa 45 Graden gegen Spanien abfallen sah, so daß der Fuß des Marbore mir schräg auf den aufrechten Lagen der hintern Kalkberge, und diese wieder auf dem Granitkern der mitternächtlichen Berge zu ruhen scheinen.

Diese Bemerkungen und viele andere, die im Verlauf dieser Reise vorkommen werden, beweisen, wie wichtig es für einen Naturforscher, der die Pyrenäen bereiset, sey, die allgemein berühmten Berge, wo nur zu viel Beobachter stehen bleiben, hinter sich zu lassen, die Porte zu besuchen, die nur für die kühnen Bergbewohner, deren Wohnungen am Fuß der Centralspitzen anstoßen, ersteigbar sind, in Gesellschaft des Hirten, des Isardjägers, des Schleichhändlers, den Gefahren ihrer geheimen Pfade zu trotzen.

Hier an der Grenze auf dieser erhabenen Linie, die man gewöhnlich als die Scheidung beyder Reiche ansieht,

weil sich von beyden Seiten alles senkt, weil sie die Gewässer scheidet, die sie ihnen zusendet, weil sie gemeiniglich ein mächtiges Hinderniß der freyen Communication ihrer beyden Völker ist, hat noch Schätze für die Beobachtungen desjenigen, dem die Struktur der Berge angelegen ist; und eine einzige Uebersicht über beyde entgegengesetzte Seiten der Kette zugleich, klärt manche Zweifel auf, die bey dem Anblick des Fußes derselben entstanden.

Ich hatte alles betrachtet, was der Ort, wo ich mich befand, meinen Blicken darbot, und ganz der Trägheit zu handeln und zu denken überlassen, die man nach und nach mit der Luft der Höhen einathmet, hatte ich mich auf einen Stein gesetzt, und mich in den milden Strahlen der gewölkten, und doch nicht brennenden Sonne, eine lange Weile, in einem tiefen Frieden ausgeruht, als ich mich entschloß diesen Standpunkt zu verlassen, und die Eisregion, die ich nur flüchtig durchstreift hatte, genauer zu untersuchen.

Ich gieng wieder durch das Thor, drehte mich rechter Hand, und hielt mich immer an der Felsenmauer. Der Schnee hatte sich ein wenig von ihrer Seite zurük gezogen, und durch den Zwischenraum, der ihn davon trennte, sahe ich die zusammengefrorne Höhlungen die seinen unermeßlichen Teppich trugen. Ich faßte den Entschluß in denselben herabzusteigen: Die rauhen Ecken des Felsen begünstigen diese Fahrt, und ich brachte sie glücklich zu Stande. Als ich den Grund dieser Höhlen erreicht hatte, sahe ich, daß an dieser Stelle der alte Schnee nur 12 Fuß dick sey, daß aber seine Dicke in einiger Entfernung von der Mauer fast noch einmal so viel betrage; denn längst der Mauer hin war ein 30 bis 40 Fuß breiter im Schnee ausgehöhlter Graben, entweder, weil im Winter die Höhe dieser Mauer ihren Fuß schützt, wenn die Süd- und Westwinde, welche die Wolken hieher führen, den Schnee schräg herab treiben,

oder

oder weil im Sommer ihre Richtung ihn dem Zurückprallen der Sonnenstrahlen aussetzt, oder aber die geringe Dicke, die sie in diesem Theile hat, die Hitze, die sie auf der mittäglichen Seite erlangt, in einem fühlbaren Grade durchdringen läßt.

In diesen Graben war ich herabgestiegen. Auf dem alten Schnee, lag noch ohngefehr 30 Fuß neuer, der im Verlauf des verwichenen Winters gefallen, und bestimmt war, in 6 Wochen zu schmelzen, und noch vor dem Falle des Herbstschnees bis auf einige Zolle dick zu verschwinden. Gewöhnlich ist im Monat August nicht mehr so viel übrig, aber von 1786 bis 1787 war ein langer Winter gewesen, und den 9. May war eine so große Menge Schnee gefallen, daß mehrere Gletscher im Verlauf des folgenden Sommers nicht davon entblößt werden konnten, und daß sie alle weit merklicher wachsen mußten, als sonst in mehrern Jahren nicht geschieht. Eben so fand ich zehen Jahre vorher in den Alpen, die fast unerhörte Aufhäufung des Schnees vom Winter 1776 bis 1777.

Ich war unter 40 Fuß dicken Schnee begraben und unterschied alle seine Lagen. Ich sah die strengen Winter, zwischen denen mehrere Jahre verflossen waren, nur wenige Zoll auseinander. Ich erkannte die heißen Sommer an den schmälern und durchsichtigern Schichten; die mildern Jahre, an den porösern Lagen. Ich bemerkte in der ganzen Masse besonders den unmerkbaren Uebergang, von leichten sechseckigten Schneeflocken in derbem und schwerem Schnee; von diesem in das undurchsichtige, zerreibbare, in kleine sphärische Theilchen zertrennliche Halbeis; von diesem dunckten in ein durchsichtigeres härteres Eis, dessen Bruch doch noch mit nezartig durchkreuzenden Ritzen, die das Zusammenbacken der verschiedene Theile anzeigen, gefurcht ist; und endlich von diesem wenig zusammenhängenden Eise, in eine durchaus harte und so durchscheinende

Eislage, daß ich die kleinsten Gegenstände durch 4 Zoll dicke Stücke desselben vollkommen unterscheiden konnte; doch schloß auch dieses Eis noch Luftblasen ein; es war noch leicht, und zeigte in seinem Bruche keine vollkommene Oberfläche. Ueberdies war die Lage desselben sehr dünn; sie überzog blos die untere Fläche des Schnees und die Wölbung seiner Höhlen.

Obschon dieser Schneehaufen eisartig ist, so ist er doch kein Gletscher. Er enthält nur die geringe Eisportion, die ihm von Umständen, deren Wirkung sehr beschränkt ist, zu bilden erlaubt wird. Man sieht ein Beyspiel von dem Zustande des immerwährenden Schnees, wenn eine hohe Lage, oder besondere schützende Umstände sich seiner schleunigen Auflösung entgegensetzen, so daß seine Anhäufung weniger durch das Aufthauen, als durch das Abgleiten in Gestalt von Lawinen, und die beständige Ausdünstung seiner Oberfläche beschränkt wird.

Vergleicht man den Zustand des unvollkommenen Zusammenfrierens, das man hier bemerkt, mit der Kernfestigkeit des Eises, das man auf der nämlichen Linie, und in der nämlichen Lage gegen die Sonne, wahrnimmt, so sieht man insonderheit, daß, da diese Verschiedenheit durch den Schutz gegen die Sonnenstrahlen, oder durch den Mangel desselben verursacht wird, man das Aufthauen eines Theils von Schnee, und die Entstehung der Gletscher nicht der Wirkung der Erdwärme zuschreiben könne, und daß sie so sehr von der Gegenwart der Sonne und einem richtigen Verhältnisse zwischen dem Widerstande des Schnees, und der Macht dieses Gestirnes abhänge, daß eben so wenig an Stellen, wo die Sonne nicht hinkommt, welche entstehen können, als an solchen, wo die Sonne den Sommer über den Schnee des Winters gänzlich verzehrt.

Starr von Frost verlies ich diese Höhlen und stieg gegen die Sernelhe der Bresche herab; mit äußerster Vorsichtig-

sichtigkeit mußten wir klettern. Es war 1 Uhr; die Beweglichkeit des Schnees, die noch durch die Sonnenhitze vermehrt wurde, machte ihren Abhang sehr gefahrvoll, und dieser Abhang wurde immer jäher, je näher wir an den Gletscher kamen. Glitschten wir aus, glitt der Schnee nur einen Augenblick unter unsern Füßen weg, so waren wir hin; der Fall führte uns auf den Abhang des Gletschers, wo es unmöglich war, sich anzuhalten, und dieser stürzte uns in Tiefen, die mit eckigten Felsen überbedeckt sind. Jeder Schritt war daher ein bedenkliches Geschäfte, eine Arbeit, der Stoff zu einer Ueberlegung; und diese Vorsicht wurde immer nöthiger, je mehr wir uns dem Eisfirnis näherten; der uns die Sernelhe anzeigte. Endlich waren wir ihr so nahe, daß es unmöglich war einen Schritt weiter zu wagen, und daß ich auf ein Mittel sinnen mußte, sie zu erreichen.

Von da aus betrachtete ich sie, und bemerkte nicht weit unter mir eine Querspalte, die nur etwa zwey und einen halben Fuß breit war, aber sich sehr weit hinzog. Diese brachte mich auf einen Gedanken; und vollkommen gewis, daß ich mich an seiner gegenüberstehenden Seite würde anhalten können, entschloß ich mich, setzte mich nieder und rutschte gemach herab, indem ich immer den Stachel meines beschlagenen Stockes, und die Klammern, die ich an meinen Füßen befestiget hatte, gegen die Spalte richtete. Wirklich stemmte ich mich an, und befand mich gerade über der Spalte; und damit nichts an dem Erfolg meiner Unternehmung fehle, hatte ich das Vergnügen, sie zu einer grossen Tiefe eindringen zu sehen, und einen wahren Gletscher zu erkennen. Das Eis hatte vollkommen die Härte, die bey Entstehung der Gletscher gebildet wird; kaum konnte mein Stock und meine Klammern eindringen; seine Farbe war die schöne Bläue des Himmels, die der Wiederschein des Eises ist; sein Bruch war glasicht; seine Fragmente wa-

sehr durchscheinend; schöne Hölungen wölbten sich unter demselben; es war mit einem Worte, ein wahrer fester, beständiger Gletscher, gleicher Art mit denen, die sich in den Alpen in einer großen Höhe erzeugten, und welche weder sich kreuzende Ritze, noch Furchen, noch Ecken haben, weil sie im Stande der Ruhe sind, und diese Eigenschaften nur bey denen statt finden, die sich gegen die untern Thäler verlängern, und die brüchige Masse ihres Eises auf die abhängende und höckrigte Fläche, worauf sie ruhen, herabdrücken.

Der Gletscher, den ich beobachtete, hat keine so große Ausdehnung, weil er nur spärlich durch den ihn bedeckenden Schnee genährt, nicht wie die Gletscher der hohen Alpen, mit Gewalt das untere Thal einnehmen kann, und weil der geringfügige Ertrag seines langsamen Wachsthums gleich durch die brennende Sonne verzehrt wird, so wie er sich weiter gegen seine Tiefen verlängern will. Um ihm Nahrung zu seiner Ausdehnung zu geben, mußte die Bresche sich sehr hoch erheben, und der Schnee sich hier beträchtlich anhäufen. In dem Zustande, worinn dieser Gletscher sich jetzt befindet, kann er sich kaum in seiner Wiege erhalten und sich eben so wenig zehn, als zehn tausend Toisen von derselben entfernen.

Dies alles bemerkte ich an seinem untern Theile; denn ich hatte mit vieler Mühe und Vorsicht meine vorige Situation verlassen, und war um den Gletscher herum heruntergestiegen: hier fand ich das Eis von dem Schnee, theils durch das Wasser, das durch das Zerschmelzen desselben erzeugt wird, theils durch dasjenige, welches aus den Hölen des Gletschers hervorrinnt, feucht, und bemerkte, daß dieser Theil des Eishaufes mit Nachtheil gegen die mildere Luft des Thales, und die von den gegenüber liegenden Felsen zurückprallenden Sonnenstrahlen kämpfen mußte. Ich hörte unter meinen Füßen einen Strom brausen der

sich

sich durch Eis und Schnee, eine unsichtbare Bahn wühlte und nur 50 Toisen weiter unten zum Vorschein kam, um sich von einem jähen Felsenhang herunter ins große Schneethal zu stürzen.

Dieser Stand konnte auf die Länge gefährlich werden; ich verlies ihn sogleich, um das untere Thal zu erreichen, von wo aus ich mich so viel, als möglich den Sernelhes nahete, die ich auf den Stufen des Marbore sah, und nachher rutschten wir mit Hülfe unsrer Stöcke in einigen Minuten bis zu der Felsenwohnung unsrer Schäfer herab. Wir setzten uns noch einmal zu diesen wackern Leuten auf ihren Felsen, nahmen wieder den hölzernen Löffel zur Hand, und theilten ihre frugale Mahlzeit mit ihnen. Nicht ohne Wehmuth schied ich, ohne Zweifel auf immer von ihnen. Kaum hatten sie für ihre mir erwiesene Gastfreundschaft eine kleine Vergütigung annehmen wollen, die ich ihnen nicht hätte anbieten dürfen, wenn sie Eigenthümer der Heerde gewesen wären, und die ich ihnen halb aufdringen mußte, ob sie schon Miethlinge waren, und die Livree der Armuth trugen. Was ich aber nicht bezahlen konnte, und was ganz und gar unbezahlbar ist, war die Mine des Wohlwollens, mit welcher sie mich aufgenommen hatten; diese Mine des Interesses für seines gleichen, die das Herz des Menschen aufschließt, wo, und unter welchen Umständen er sie auch, auf dem Gesichte eines andern wahrnimmt; der rührende Ausdruck der allgemeinen Bruderempfindung, die so ganz, besonders bey dem Anblick eines Fremden erwacht, weil er blos Mensch ist, ohne nähere Umstände von Freund oder Freundschaft, mit einem Wort, ohne alles, was ihn von dem Geschlechte unterscheidet, um ihn unter eine besondere Klasse zu stellen, weil sein Anblick nur die Vorstellung von gleicher Bestimmung und gemeinschaftlichen Bedürfnissen erregt, worauf die unzerstörbare Gleichheit der Menschen gegründet ist.

Sehr abgemattet stieg ich den Felsen herunter. Meine Füße waren fast blos, denn der Schnee hatte meine Schuhe und Strümpfe zerrieben. Da ich einigemal genöthiget war, mich auszuruhen, so nutzte ich diese Zwischenzeit, diesen seltsamen Pfad zu betrachten und überzeugte mich, daß es unmöglich sey, ihn ohne einen kundigen Wegweiser zu finden, weil man jeden Augenblick neue, unübersteigliche Schwierigkeiten antreffen würde. Es war nun das Viertemal, daß ich den Weg machte, und als ich versuchte ihn allein wieder zu finden, hatte ich kaum 10 Schritte gethan, als ich mich am Rande des Abgrunds, in einer so gefährlichen Stellung erblickte, daß ich wieder dahin zurückgehen mußte, wo ich hergekommen war; und in der That, ob man schon zu gleicher Zeit den Anfang und das Ende des Weges sieht, so weis man doch unter der Menge von Abwegen diejenigen nicht auszuwählen, welche zum Ziel führen, wenn man diese Wahl nicht schon mehr als einmal gemacht, und sich sehr wohl gemerkt hat.

Als ich bey dem Cirkus, von welchem sich die Wasserfälle herabstürzen, und dem ersten darauf folgenden Becken vorbey war, erblickte ich eine schöne Sernelhe, in der Richtung des Felsen, dessen mittägliche Seite ich Tages zuvor erklettert hatte. Ich hatte von der Bresche aus den Berg, wo sich diese Sernelhe befand, sehr wohl gesehen; aber er zeigte mir damals denjenigen Abhang, wo der Schnee nicht ausdauert.

Als ich zu Gavarnie anlangte, bemerkte ich gleichfalls, daß auf der Nordseite des Allanzer Berges auch eine Sernelhe vorhanden sey, die man sogar vom Gasthof aus sehen konnte. An diesem Tage hatte ich also Gletscher genug theils besucht, theils gesehen, um vollkommen von dem Daseyn dieser Naturerscheinung in den Pyrenäen überzeugt zu seyn, und um in mir das Verlangen rege zu machen, die Eismasse irgend einer andern Region der nämlichen

Ket-

Kette, die es in der Höhe mit ihnen aufnehmen könnte, mit den beobachteten vergleichen zu können. Den Abend brachte ich in Gesellschaft der Einwohner von Gavarnie und ihres Vikarius, eines Mannes von wahrem Verdienste zu.

Der Umgang mit diesen Gebirgbewohnern ist nichts minder, als uninteressant. Es ist eine geistreiche, unternehmende und kühne Menschenart. In der Nachbarschaft hält man sie für gefährliche Leute, da ich aber nie etwas mit ihren Leidenschaften zu thun gehabt habe, so kann ich nicht bestimmen, in wie fern diese Meynung Grund hat. Ich habe übrigens die merckwürdigsten unter ihnen zu wiederholtenmalen besucht; ich habe bey ihnen jene Festigkeit des Tones, die bey raschen Leuten, Erfahrenheit in verwickelten Lagen anzeigt, jene Auswahl der Ideen, die nur einem gebildeten und an Combinationen gewöhnten Geist eigen ist, jene natürliche Politur, die durch eine so geübte, als delikate Empfindsamkeit hervorgebracht wird, wahrgenommen; und stimme darinn ein, daß ein Charakter von der Art, wie man ihn aus dieser Außenseite abnehmen kann, sehr reizbar seyn muß, und wenn man damit den Geschmack zu gefahrvollen Abentheuern, eine entschiedene Neignng Grenzkriege zu führen, ein Freyheitsgefühl, das durch die unersteigbaren Bollwerke begünstigt, und durch Verachtung der Handelseinschränkungen angespornt wird, verbindet, so ist es klar, daß bey einem Charakter und bey Anlagen von der Art, solche Leute für jeden, der nicht gleiches Interesse mit ihnen hat, sehr schwer zu lenken seyn müssen.

III.

Abhandlungen und vermischte Aufsätze.

I.

Beschluß der Schilderung von Paris, von einem Augenzeugen.

An Lustbarkeiten fehlt es zu Paris nicht: man kann sie sich nach seinem Stande, seiner Laune, oder seinem Beutel aussuchen: Promenade, Spiele, Komödien, Ballette ꝛc. fast in jedem Viertel trift man etwas dergleichen an.

Bald ist es ein berühmter, englischer Bereuter, (Astley) der aufrecht auf einem Pferde steht, das in vollem Galoppe ist; bald eine Hetze von wilden Thieren, die sich zerfleischen, weil ihr Herr geizig ist, und weil Wildheit und das Gräßliche, für's Publikum Schauspiel geworden sind.

Will man den Salpeter in der Luft knittern und blitzen sehn, so geht man zum Feuerwerker, der zweymal in der Woche dem Publikum ein Rendezvous giebt. Ein Vauxhall steht fast täglich offen, um die Pein des Müßigseyns zu versüßen, und die Markise für die Länge des Tages zu trösten.

Ist es **Opernzeit**, so erstickt man bald am Einlaß im Gedränge. Man nimmt Platz; das Orchester präludirt, und zerreisst das Gehör des armen Fremden, der sich in einer Judenschule wähnt. Endlich fährt der Vorhang in die Höhe. Die Gottheiten treten auf, traurig oder wü-

theud,

thend, und singen ihren kurzen Refrain ab; Teufel und Stürme, Finsternisse, und Donner und Blitz, mengen sich darinn, und der verwunderungsvolle Zuschauer geht heraus, ohne recht zu wissen, was er gesehn und gehört hat.

Das **französische Theater** spielt alle Tage. Bald wird **Racine** geradbrecht, bald **Moliere**. Die neuen Tragödien bringen immer das Publikum zum Lachen, das sich so in etwas für das ernsthafte Schofelzeug der schlechten mo[illegible]schen Lustspiele entschädigt. Man erinnert sich des **Preville**, des **le Kain** ꝛc. man zuckt die Achseln, man gähnt, und doch ist dieses Theater beständig angefüllt.

Das Schauspielhaus, wo die kleinen französischen Operetten, und die mit Gesängen untermischte Lustspiele in eben der Sprache, vorgestellt werden, wird die **italienische Komödie** genannt. Nach meiner Meynung hätte man diesen Namen ändern sollen, sobald Harlekin und Skaramuzz von diesem Theater verschwanden. Man hört in diesem Schauspiele eine reizende Musik, und die hübschen Aktrizen, womit es besetzt ist, entzücken eben so sehr durch die Feinheit ihres Spiels, als durch die Schönheit ihrer Stimmen und Gestalt. Dieses Theater hat das Recht, Operetten, Komödien, Drama's u. s. w. zu geben. Aber es ist ihm verboten, die neuen **Shakespeare** von Paris heulen zu lassen.

Auf diese drey großen Theater, folgen die Theater **de Palais royal**. Die Variétés amusantes, welche vor diesem auf der Foire St. Germain umherzogen, haben den Thron des **Jeannot's** und **Pointu's** *), am Eingange des Palais royal aufgeschlagen. Ihre Vorstellungen sind etwas besser, als die in den Schauspielsälen des Bouleward, aber für ein gutes Stück, muß das Publikum mit 200 vorlieb nehmen, wo nicht der gesunde Menschenverstand herrscht. Die petite Bourgeoisie frequentirt dieses

Schau-

*) Rollen in berühmten Possenspielen.

Schauspielhaus, zuweilen kommen auch die Herzoginnen dahin, um den Schornsteinfeger als Prinzen zu beklatschen. Diese Farce brachte die verschuldeten Unternehmer der Variétés wieder in Aufnahme; und doch ist es das erbärmlichste Ding von der Welt: ein Schornsteinfeger, der sich als Prinz verkleidet; ein Prinz der daran Spas findet ꝛc.

Seit ein paar Jahren ist im Palais royal ein Theater von einer neuen Art entstanden. Die ersten Akteurs dieses Schauspiels waren große Puppen, weswegen sie die hölzernen Komödianten genannt wurden. Man führte mit diesen an Drath gezogenen Marionetten kleine Operetten auf. In die Kulissen waren Personen gestellt, welche für sie sprachen und sangen. Aber das Publikum wurde bald des Puppenspiels satt, und der Director dachte auf Mittel es wieder anzukörnen. Er ersetzte die hölzernen Schauspieler durch Kinder, und diese jungen Mimen, lockten eine Menge Zuschauer herbey. Das Théatre italien berief sich auf sein Privilegium, und wirkte ein Verbot aus. Da aber die Kinder, welche auftraten, nicht sangen, sondern nur Pantomimen der Sänger waren, welche in der Kulisse standen, folglich dieses Schauspiel keine Eingriffe in das Eigenthum die Comédiens italiens du Roi that, so erhielt die Operette des Palais royal, von neuen Erlaubniß zu spielen. Nun wurde dem Director untersagt kein Stück vom Théatre italien zu geben, und keine musikalische Komposition executiren zu lassen, die auf diesem Theater aufgeführt worden wäre. Es fanden sich bald Dichter und Tonkünstler in Menge ein, welche für dieses neue Theater schrieben und setzten, und jetzt steht es unter dem Schutz eines von den Prinzen des Herzogs von Orleans. Es gehört unter die niedlichsten Pariser Schauspiele. Der Director sollte nur junge Schauspieler von acht oder neun Jahren auftreten lassen, aber er hat Aktrizen, von 14 und 15 Jahren, und das Publikum ist nicht böse darüber. Diese jun-

jungen Mime besitzen eine solche Geschicklichkeit, daß die Hälfte der Zuschauer darauf schwört, daß diese Kinder wirklich sprechen und singen.

Manchmal stellt man auch kleine Lustspiele vor, und dann reden die Kinder, und niemand steht in der Kulisse.

Wir wollen nun das **Bouleward** aufsuchen. Das Ambigu-comique ist ohnstreitig das beste Boulewards Spektakel. Vor diesem wurden die kleinen Stücke dieses Theaters, durch Kinder vorgestellt, aber jetzt ist es mit Schauspielern von jedem Alter besetzt.

Nun folgen die Seiltänzer, oder **Nicolets Theater.** Außer den Springern, Tänzern und Voltigirern, wird hier auch Komödie gespielt. Es ist ein Mischmasch von Dialogen, die man weder Komödie noch Farce nennen kann. Der gemeine Pöbel strömt haufenweise in dieses Schauspiel.

Die Akteurs des großen, französischen National Theaters, haben auf dem Bouleward ihre Rivale. Der Wasserträger, der Kohlenhändler, die Flickerinn, sehn hier für ein zehn Sols Stück Phädra und Zaire aufführen. Das Theater heisst, le Théatre *des associés* Aber das große Theater läßt seine Rivale gern ihr Wesen treiben, weil es eine Art von Triumph ist; denn die Akteurs der Associisten, sind herzlich schlechte Schauspieler.

Das Bouleward beym Tempelhof enthält Schauspiele von allen Arten. Außer den Komödienbuden, trift man hier auch Taschenspieler an, und der Ausrufer an der Thüre schreyt sich bald heiser, um physikalische Experimente, Kartenkünste ꝛc. anzukündigen.

Etwas weiter hin, werden Automaten gezeigt, deren Mechanismus eben so sinnreich als auffallend ist.

Das Kabinet des Curtius hat zwey wächserne Figuren am Eingange. Die Ausrufer halten euch an, um sie euch zu zeigen, und laden euch ein, einzusprechen, mit dem

Zu-

Zusatze, daß man erst beym Weggehn bezahlet. Sobald ihr im Kabinet seyd, erblickt ihr Büsten von allen Arten und Personen. Die Büsten eines gewissen großen Mannes und einer Prinzessin, stehn neben **Cagliostro** und **Cartouche.** Die Wachsfiguren des **Curtius** sind schön und natürlich. Es mangelt diesem Manne nur an ein wenig mehr Beurtheilungskraft in Anordnung seines Kabinets.

Die asiatischen und afrikanischen Thiere gehören auch unter die Akteurs des **Boulewards.** Es giebt da zwey oder drey Menagerien, wo der erstaunte Pariser, für zwey Sols, lebendige Löwen und Tyger, in großen eisernen Käfichen beschauen kann.

Neben allen diesen Schauspielhäusern, sind Kaffeebuden errichtet, wo der Kaffeeschenke, dessen Waare nichts taugt, auch durch eine lärmende Musik, heisere Singstimmen, und verstümmelte Arien zu trösten sucht.

Alle Buden des Boulewards beym Tempelhof, sind mit Bratenköchen, Pasteten beckern, Weinschenken, Kaffeewirthen ꝛc. angefüllt; man bezahlt hier alles theuerer, als anderswo, und es ist schlechter. Aber das schöne Geschlecht liebt das Boulewards.

Täglich werden zu Paris neue Versuche gemacht, um Geld zu gewinnen. Man sucht um Privilegien nach, man errichtet Comtoirs ꝛc. und alle diese Speculationen schlagen gemeiniglich zum Nutzen des Publikums aus. So sind, zum Beyspiel, die Fiakers, eine große Bequemlichkeit. Man trift sie zu jeder Stunde an, und sie haben ihre festgesetzte Taxe.

Es giebt Remisenkutschen: wer den vornehmen Junker spielen will, kann Tag- oder Monatweise, den schönsten Wagen zu seiner Disposition für so und so viel haben. Außer den Pferden vermiethet man ihm auch noch Lakeyen, und kleidet sie, nach seiner Phantasie.

Eine

Eine andre nützliche Entreprise sind die Wagen, die zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht, nach Versailles oder dem Orte, wo der Hof sich aufhält, abgehn. Auch hält noch eine Gesellschaft Kutschen, die den Reisenden nach **St. Denis, Vincennes, Mont-Rouge,** und andern Oertern bringen, die 4 oder 5 Lieues von der Hauptstadt entfernt sind.

Im Jahr 1786 errichtete man zu Paris ein **Büreau** oder **Regie**, welche die Bestellung der Packete, Frachten, Waarenkeller u. d. g. in Paris übernahm. Diese Societät besorgt auch den Transport der Meublen, wenn man aus seiner Wohnung in eine andere zieht. Sie steht für alles, was ihr anvertraut wird, ein Vortheil, den man bey den gewöhnlichen Commissionären, die sich an den Ecken der Gassen aufhalten, nicht hat. Dieses **Büreau** ist ohngefehr auf den Fuß der **kleinen Post** eingerichtet.

Die erstaunenswürdigste und nützlichste von diesen Entreprisen, ist ohnstreitig die, welche es möglich gemacht hat, vermittelst der Maschinen, die durch Feuer getrieben werden, alle Gassen von Paris, mit **Seine**-Wasser zu versehn. Das Wasser wird aus dem Flusse in große Behälter gebracht, aus welchen man es in die verschiedene Gassen, und selbst in die Häuser der Privatpersonen vertheilt, die sich bey der Gesellschaft abonnirt haben. Auch versieht dieselbe Maschine, in allen Vierteln von Paris, einen Brunnen, der beym ersten Feuerlärm geöfnet wird, so daß die Spritzenleute nicht mehr gezwungen sind, auf die, oft zögernde, Zufuhre des Wassers zu warten. Es sind jetzt drey dergleichen Maschinen, an drey verschiedenen Plätzen von Paris angelegt. Dieselben Entrepreneurs haben sich auch zu einer Brandassecurirung der Häuser erboten; eine Anstalt die London besitzt, und die Paris noch mangelt.

Zu Paris ist alles privilegirt. Man kehrt und reinigt die Gassen, mittelst eines Privilegii: eine andre privilegirte

Gesellschaft läßt die Pferde abdecken: selbst die Fegung der Cloaken und heimlichen Gemächer hat eine Kompagnie gepachtet, die mit chemischen Kenntnissen pralt; und täglich brütet man neue Plane aus, die Abtritte gefahr- und geruchloser auszutragen: demohngeachtet, wird, selbst die verstopfteste Nase, die Gegenwart eines Cloakfegers, doch noch auf zweyhundert Schritte weit spüren.

Bey öffentlichen Lustbarkeiten und Festen handelt man immer klug, sich nicht zu tief ins Gedränge zu machen. Denn steckt man einmal darinn, so verliert man entweder etwas von seinen Sachen, oder trägt wenigstens Puffe und Stösse davon.

Ich muß bey dieser Gelegenheit des Festes zu St. Cloud gedenken. Mit Anfang Septembers, ist alle Sontage ein großer Zusammenfluß von Menschen, im Garten zu St. Cloud; Die Wasser springen, und ein Feuerwerk macht den Beschluß. Manchmal erscheint sogar die königliche Familie daselbst, was dann noch mehr Pariser dahin zieht.

Mit dem frühen Morgen wimmelt der Weg von St. Cloud von hin- und her Reisenden. Das dauert fast die ganze Nacht fort. Da die Seine an St. Cloud vorbey fließt, so kann man diese Lustreise entweder zu Lande oder zu Wasser machen.

Zu Lande trift man verschiedene Arten von Wagen und Fuhrwerken an, die den ganzen Tag, von Paris nach St. Cloud, und von St. Cloud nach Paris fahren. Man zahlt dreißig Sols für den Platz, und eben so viel für die Rückfahrt. Wer mit diesen Kutschen reiset, hat nicht den geringsten Unfall zu besorgen. Allein das gemeine Pariser Volk, hat die Raserey, sich auf Karren zu packen, die weder sicher noch dauerhaft sind. Weil man aber mit diesen Fuhrwerke am wohlfeilsten fährt, so läßt sich der neugierige und unbesonnene Pariser, durch die Beyspiele

der

der vielen Unglücksfälle nicht irre machen. Funfzehn oder sechszehn setzen sich auf einen solchen Karren, der die ganze Woche durch Mist gefahren hat. Der grobe, ungeschickte Fuhrmann, der den andern Wagen nicht auszubiegen weiß, bleibt hängen, und schmeißt um, oder es bricht eine Achse an dem alten Dinge, so daß die Wundärzte, an solchen Sonntagen, immer vollauf Arbeit bekommen.

Zu Wasser thut man die Reise am sichersten in den **Galiotten**, die zwey oder dreymal des Tages abgehn. Die kleinen Boote sind höchst gefährlich wegen der vielen Menschen, die sich hineindrängen. Man muß an solchen Sonntagsmorgen bey der königlichen Brücke Wache stellen, um zu verhüten, daß nicht viele von denen, die nach **St. Cloud** sich einschiffen wollen, in die **Seine** fallen. Ohne diese Wache, die nicht über 15 oder 16 Personen in ein Boot steigen läßt, würden die Boote schon im Hafen von der zu großen Menge Last sinken müssen. Es herrscht bey dieser Einschiffung eine solche Unordnung, daß immer einer oder der andre in der Seine ertrinkt. Allen Fremden ist zu rathen, sich nicht in dieses Gedränge zu mischen, und entweder zu Wasser die Galiotte, oder zu Lande die sogenannten Voitures de la banlieue zu wählen.

Zu Paris muß man mehr auf seiner Hut seyn, als an einem andern Orte, weil es da so viele Gauner und Betrüger giebt: ein Fußgänger muß flinke Beine haben, damit er den Kutschen und Cabrioletten ausweichen kann, worinn die müßigen **Elegants** der Hauptstadt, durch die Straßen rennen; er muß stark und fest auf seinen Füßen seyn, damit er nicht mit der Nase im Koth liegt, wenn ihn ein Lastträger anrennt, der erst dann **vorgesehn!** ruft, wenn er auch schon gestoßen hat. Leute von zartem Gehör, leiden unendlich, denn das Geschrey der Höker, das Geheule der Trödler, und das Gerassel der Kutschen, wirken peinlich auf ihr Trommelfell.

III. Abhandlungen

Der Lärm, der Wirrwarr und die Gefährlichkeiten, denen man in gewissen Gassen von Paris beständig ausgesetzt ist, überreden viele Fremde, daß man in dieser Stadt unmöglich einiger Ruhe und Stille genießen könne. Allein sie irren sich. Es giebt Distrikte in Paris, wo es so still ist, wie auf dem Lande, und wo Kinder und Greise, auf den Gassen gehn können, ohne fürchten zu dürfen, überfahren zu werden.

Das Gute überwiegt in Paris das Böse und Unangenehme, und diese Stadt wird immer mit Recht geschätzt, bewundert, vorgezogen, und von allen Nationen besucht werden.

2.

Versuch eines Beweises des Daseyns Gottes.

Die Frage ist: sind die menschlichen und thierischen Geschlechter auf Erden, ewig ohne Anfang? — oder hat ihre Existenz irgend einmal angefangen? — In jenem Falle müßte der Glob selbst von Ewigkeit her da gewesen seyn. Dies ist eine Voraussetzung, welche nächstens in einer besondern Abhandlung, aus astronomischen und mathematisch-physikalischen Gründen widerlegt werden soll.

Hier nur so viel. —

War die Erde, wie Leibniz und Büffon wollen, irgend einmal ein brennender Körper, so war sie also auch irgend einmal unbewohnt. Die Gluth zerstört alle thierische Körper, die wir kennen. Damals konnte es weder Menschen noch Thiere, noch Pflanzen, auch keine Eyer und Samen geben. Eyer und Samen können der Gluth nicht widerstehen, und setzen auch schon das Daseyn thierischer und

vege-

Kalbin, die ihr Kalb verloren hat, und sie wird
[illegible]

„nicht, der ehemals eine große wüste Insel im unermeßli-
„chen Luftocean war.“ — —

Ist die Natur der Welt ewig und absolut nothwendig, so muß es die Natur der Erde auch seyn, die ein Theil der Welt ist. Mithin könnte die Erde nicht durch Alter unfruchtbar geworden seyn. Sie müßte jene Zeugungskraft noch haben, wenn sie jemals dieselbe gehabt hätte. Nun aber lehrt die Erfahrung, daß Menschen, nicht, wie Pilze, aus der Erde hervorwachsen. Die ersten Menschen — die doch nothwendig anzunehmen sind, *) können also auch nicht auf diese Art entstanden seyn. Denn die Natur der Erde, der Elemente, und der Menschen, ist im wesentlichen gewiß sich immer gleich geblieben.

Die Voraussetzung ewiger Samenkeyer ist für's erste völlig unbewiesen. Zum andern: wie konnten sie sich bey den vielen Zerstöhrungen, die der Glob durch [redacted] und Wasser erlitten hat, erhalten, und bald der [redacted] bald der Fäulniß widerstehen? — — Sie waren von Ewigkeit her, also absolut nothwendig, ist die Antwort. Allein diese Antwort taugt nichts. Wo sind diese ewigen, nothwendigen, unvergänglichen Dinger jetzt? Aus ihnen sind Menschen und Thiere geworden. — — Aber so sind sie nun verwandelt, und also keine Eyer mehr. Wie kann aber ein Ding, welches nothwendig ewig ist, seine Natur ablegen, und etwas werden, [redacted] es zuvor nicht war? — — Man setze, alle Menschen, die jetzt mit uns zugleich hier auf Erden leben, würden heute noch, keinen ausgenommen, plötzlich getödtet. Will man glauben, daß die Erde, die nun ihrer vernünftigen Bewohner beraubt wäre, morgen, oder über hundert, oder über tausend Jahre, Menschen, halb oder ganz gebildet, aus ihrem Schooße hervortreiben würde? —

Der

*) Weil die uralte Beschaffenheit des Globs ihn unbewohnbar machte. — —

Der Ursprung des menschlichen, und der thierischen Geschlechter ist aus keinem Mechanismus der körperlichen Welt zu erklären. Wenn es irgendwo erlaubt ist, zu einem Wunder seine Zuflucht zu nehmen, so ist es gerade hier.

Der Atheist muß entweder die anfangslose Ewigkeit des Globs und des menschlichen Geschlechts, der gesunden Vernunft zum Trotze, behaupten; oder, wenn er einen Anfang der Reihe der Zeugungen im menschlichen, und den thierischen Geschlechtern zugiebt, die ersten Menschen und Thiere jeder Art, wie Schwämme, aus der Erde hervorwachsen lassen. Da die Eyer und Samen der Thiere, nur in den thierischen Körpern, und aus deren Säften gebildet werden, so ist die Voraussetzung, daß Hünereyer ohne Hennen existirten, sehr ungereimt. — — —

3.

Die weissen Pferde.

Weiß war bey den Alten die Farbe, die sie an den Pferden am meisten schätzten; sie galt sogar als Merkmal von Vorzug und höchster Würde. Nach Herodots Erzählung gaben die Cilicier dem Könige von Persien, Darius, jährlich einen Tribut von 360 weissen Pferden; und auf dem Zuge des Xerxes wider Griechenland wurde der Wagen Jupiters von acht weissen Pferden gezogen. Die Könige von Juda hatten den Gebrauch, der Sonne Pferde zu weihen. Die alten Deutschen hatten, wie Tacitus berichtet, gewisse Pferde, die ihren Göttern heilig waren, und alle weiß seyn mußten, auch keine Arbeit verrichten durften, sondern bloß die heiligen Wagen bey feyerlichen Gelegenheiten ziehen mußten.

Livius erzählt, Dionysius und Hiero hätten sich von vier weissen Pferden fahren lassen; und dabey rechnet er ganz besonders die weissen Pferde zu den Attributen der königlichen Würde, so gut wie den Purpurmantel, die Leibwache und das Diadem. Diodor spricht von 300 weissen Pferden, die bey dem Einzug eines Ueberwinders in Agrigent gebraucht worden wären. Bey den Römern wurden die Triumphwagen gewöhnlich mit weissen Pferden bespannt. Nero hielt seinen Einzug in Neapel auf einem mit vier Schimmeln bespannten Wagen. In spätern Zeiten nahmen verschiedene christliche Fürsten diesen Gebrauch an, oder vielmehr, sie setzten diesen Gebrauch fort, der mehrere Jahrhunderte hindurch auf das sorgfältigste beobachtet wurde, weil die weisse Farbe beständig als eines von den Kennzeichen, der kaiserlichen Würde und der höchsten Gewalt geheiligt, angesehen wurde. Auch die Päbste wählten sie zu ihrer Lieblingsfarbe, und ertheilten den Bischöfen und Fürsten sogenannte Indulgenzien, sich weisser Pferde bedienen zu dürfen.

Der König von Neapel hat bisher dem heiligen Stuhle zu Rom den sogenannten weissen Zelter jährlich als Lehnserkenntnis wegen des Königreichs Neapel überreichen lassen. Als König Johann von Frankreich in der Schlacht bey Poitiers gefangen, und nach England gebracht worden war, trat er bey Southwark ans Land, und es kam ihm ein großes Gedränge von Volk entgegen. Eduard, oder wie man ihn zu nennen pflegte, der schwarze Prinz, behandelte ihn mit der größten Achtung und Ehrerbietung, um ihn zu überzeugen, daß er in seinem Gefangenen noch den König erkannte. Als solchen ließ er ihn auch bey seinem feyerlichen Einzuge in London erscheinen. Der gefangene Monarch war mit dem königlichen Mantel angethan, und ritt ein weisses Pferd von vorzüglicher Schönheit und edlem Wuchs; der Prinz hingegen ritt neben ihm ganz einfach gekleidet, auf einem schwarzen Pferde. Bey dem Besuche,

den

den Kaiser Karl der IV. seinem Vetter, dem Könige Karl dem V. von Frankreich im Jahr 1377 machte, zeigte dieser so viel Sorgsamkeit für seine Würde, und so viel Entschlossenheit, den Rang in seinem eigenen Königreiche zu behaupten, daß er nicht im geringsten den Schein von Gleichheit zugestehen wollte. Der Kaiser und sein Sohn mußten bey dem feyerlichen Einzuge auf Rappen reiten; er ritt auf einem Schimmel zwischen beiden als Souverain. Karl der VII., mit dem Zunamen der Siegreiche, hielt seinen öffentlichen Einritt in Paris auf einem weissen Rosse ohne Decke; und so auch Margarethe, Königs Jakob von Schottland Tochter, als Dauphine, den ihrigen zu Tours; wobey das ganze Gefolge des Dauphins auf Pferden von verschiedenen Farben ritt. Saint Louis erscheint bey Montfaucon beständig auf einem weissen Rosse. Der König von Yemen in Arabien reitet alle Wochen mit seinem Gefolge jedesmal auf einem Schimmel aus.

Diese Vorliebe für die weissen Pferde, die man sogar für heilig hielt, war auch die Ursache, daß die Sachsen, oder eigentlicher zu reden, die Fürsten oder Heerführer der Deutschen ein weisses Roß zum Sinnbild und zum Fahnenschmuck wählten. Hengst und Horst führten ein weisses Roß im Wappen; wenn man das weisse Roß der Sachsen nach der Bemerkung eines gelehrten und scharfsinnigen Alterthumsforschers genauer betrachtet, die Art, wie das in dem Wappen des Braunschweigischen Hauses vorgestellt wird, damit vergleicht, und sieht wie das Roß in vollem Galopp, ohne Sattel und Zaum erscheint, so wird man geneigt zu glauben, daß man eines von den weissen heiligen Rossen die Tacitus beschreibt, habe vorstellen wollen. Auf der andern Seite aber, wenn man glauben will, wie Virgil und andere, daß man von der Farbe der Pferde und andern Merkmalen auf ihre natürlichen Eigenschaften schliessen könne, so müßte

man die weissen Pferde ganz verwerfen, weil sie nur wenig von dem hätten, was ein Pferd angenehm und nützlich macht.

Nach einer Meinung, die immer vorgewaltet hat, sollen diejenigen Thiere, deren Haut oder Haar ganz weiß ist, nicht so gut seyn, als die von andern Farben; vorzüglich soll dies von den Pferden gelten. Ein scharfsinniger beobachter der Natur, Herr von Paw, erklärt sich ganz bestimmt gegen die weisse Farbe an den Pferden. „Ganz unstreitig, sagt „er, hat man seit 1800 Jahren die Bemerkung gemacht, „daß die vierfüßigen Thiere, mit weisser Haut ohne Strei„fen und Flecken, nicht so stark und kraftvoll sind, als die „ihnen analogischen Arten mit gefärbtem und gesprenkeltem „Haar. Ein Schimmel hat in seinen Muskeln und Ner„ven nicht so viel Kraft als ein Rappe oder ein Brauner.“ Auch in Absicht auf andere Thiere giebt es ähnliche Meinungen von dem Einfluß der Farbe auf ihr Haar.

Indessen behaupten doch verschiedene Ausleger, Virgil meine hier keine milchweisse Pferde, sondern sehr blasgelbe, oder von einer Farbe, die sich einem ganz hellen Braun nähert, weil sonst, wie schon Servius sehr richtig bemerkt, Virgil sich selbst widersprechen würde. Virgil empfiehlt nemlich an einer anderen Stelle seines Gedichts die weisse Farbe an den Pferden, und setzt hinzu, die Rosse des Turnus hätten an Schnelligkeit die Winde und an Weisse den Schnee übertroffen; eben so wie Homer die Rosse des Königs von Thracien rühmt. Klaudian, Horaz, Statius und Palladio stimmen in den Lobsprüchen auf die weissen Pferde überein. Palladio insonderheit giebt ihnen vorzüglich in Rükficht auf das Beschälen den Vorzug: nun aber ist zu glauben, daß er nach der Meinung geschrieben habe, die damals die herrschende war. Freilich giebt es gute und schlechte Pferde von allen Farben, mag sich auch die Liebhaberey für diese oder jene ausschließlich erklärt haben. Indessen ist doch die weisse Farbe an den Pferden, die auch

an

an sich selbst die reinste und schönste ist, von den ältesten Zeiten her, der Macht und der höchsten Würde geheiligt gewesen. Die Menschen haben sie gleichsam von den Göttern entliehen, und die gottesdienstlichen Mysterien zu ihrem Stolze und zu ihrer Eitelkeit gebraucht. Bey den meisten Nationen waren bekanntlich gewisse Thiere den Göttern gewidmet, weil man glaubte sie gefielen ihnen, oder sie wären Sinnbilder ihrer Eigenschaften. Aus diesem Grunde ließ man den Wagen der Venus von Tauben ziehen, und gab Minerven die Eule zum Lieblingsvogel. So finden wir, daß die Perser den Wagen ihrer höchsten Gottheit mit acht weissen Rossen bespannten; vielleicht als Anspielung auf die Reinigkeit und den Glanz des Feuers. So ließ man den Sonnenwagen von Pferden von einem schimmernden Rosenroth ziehen; Pluto hingegen hatte schwarze vorgespannt. Der Mondwagen wurde von einem weissen und von einem schwarzen Pferde gezogen; die verschiedenen Eigenschaften beider Gottheiten sollten dadurch symbolisirt werden.

In der Folgezeit vergaßen die Menschen was sie waren, und träumten sich Götter: Tempel, Altäre und Götterverehrung wurden ihnen gewidmet. Julius Cäsar ließ seine Bildsäule auf ebendemselben Wagen mit den Bildsäulen der Götter fahren. Unter ähnlichen Umständen sollen, wie Sueton vermuthet, die Fürsten und Großen der Erde die weissen Pferde allen andern vorgezogen haben. Kamillus zog in das eroberte Veji auf einem mit weissen Pferden bespannten Wagen ein: aber die Einwohner erstaunten und fanden sich darüber beleidigt; nach ihren Begriffen maßte sich Kamill eine größere Ehre zu, als irgend einem Menschen auf dem Erdboden gebührte; sie glaubten, er wollte so viel seyn als Jupiter, dessen Macht ohne Grenzen ist; Juvenal sagt:

Nihil est quod credere de se
Non possit, cum laudatur Diis æqua potestas.

4.

Urbain Grandier, und der Cardinal Richelieu: Schreckliches Beyspiel von Intoleranz, Mönchshaß und Verfolgung.

Urbain Grandier, Pfarrer zu St. Pierre du Marché, in der Stadt Loudun in der Provinz Poitou, und Domherr des heiligen Kreuzes-Capitels, zog sich durch den Besitz dieser beiden Pfründen, die Anfeindung und den Neid der Geistlichkeit der Stadt zu: seine Schönheit, seine Beredsamkeit, seine Neigung zur Galanterie, erwarben ihm auch Neider und Nebenbuhler in andern Ständen. Er war mit den Geistlichen und Ehemännern gespannt, aber der Günstling der Damen, und genoß die Achtung der Gelehrten und Biedermänner seines Landes. Er stand in dem Rufe eines guten Predigers. Er hatte zu Bordeaux, bey den Jesuiten seine Studien vollendet, die an ihm seltene Talente bemerkten. Er hielt dem berühmten Scävola von St. Marthe die Leichenrede. Dieser große Mann starb in Grandier's Armen, der, nach des Sohnes, des Abts von St. Marthe, Ausdruck, ihm in seinen letzten Augenblicken Vater, Sohn, und Freund gewesen war. Grandier schrieb ein Traité du célibat des Prêtres, das seine Feinde verbrennen ließen, aber er war nicht Verfasser des Pasquills, Lettre de la Cordonnière de la reine mère, à Mr. de Baradas.

Die Mönche waren seine heftigsten Widersacher, weil er gegen die geistlichen Brüderschaften predigte: doch hätte Grandier nur sie zu Gegnern gehabt, so würde er leicht den Sieg davon getragen haben, denn sein Genie und seine Beredsamkeit gaben ihm zu große Vortheile über sie, so aber hatte er einen allmächtigen Mann gegen sich, der

die

die Gewalt eines Monarchen in Händen hatte, aber nicht seine Tugenden besaß, den Cardinal von **Richelieu**. Er zeigte bey dieser Gelegenheit, daß sein Haß seinem Ehrgeize gleich kam, und jedermann weiß, daß sein Ehrgeiz ohne Grenzen war. Zu der Zeit als **Richelieu** gezwungen wurde, sich nach seiner Priorey **Coussoy** im **Loudünschen** zu flüchten, bekam er Streit mit **Grandier**. Dieser als Pfarrer von **Loudün** und erster Geistlicher der Stadt, wollte dem **Richelieu**, der nur Prior von **Coussoy** war, bey einer Procession den Vorrang nicht lassen. **Richelieu** konnte sich damals nicht an dem Pfarrer **Grandier** rächen, aber als er Staatsminister wurde, fand er bald Gelegenheit dazu, und zwar ereignete es sich folgendergestalt.

Einige Kostgängerinnen bey dem Ursuliner-Nonnen zu **Loudün**, machten sich den Spaß, die alten Matronen durch Spückereyen zu ängstigen. **Grandier's** zahlreiche Feinde glaubten in diesem Possenspiele ein Mittel zu finden, ihre Rache zu befriedigen.

Der Canonikus **Mignon** vom heiligen Kreuz-Capitel, wurde damals zum Beichtvater der Ursulinerinnen erwählt. Er war einer von **Grandier's** wüthigsten Widersachern, und brannte vor Verlangen, seinen lang verborgenen Grimm an ihm auszulassen. Einige alte, leichtgläubige Nonnen, beichteten ihrem neuen Beichtvater, welchen Schrecken sie von den Geistern und Gespenstern ausgestanden hätten, die seit einiger Zeit im Kloster umgiengen; er suchte sie aber nicht eines bessern zu belehren. Die jungen Kostgängerinnen, welche diese Spuckereyen getrieben hatten, bekannten ihm ebenfalls diesen ihren Scherz, aber weit entfernt, es ihnen zu verbieten, ermahnte er sie vielmehr, ihr Possenspiel fortzusetzen, und nutzte der einen Leichtgläubigkeit, und der andern Leichtfertigkeit zur Erreichung seiner Absichten. Nur verwandelte er die Geister und Gespenster, in Teufel und Besessene, und gewöhnte

unvermerkt die Keckſten des Kloſters, allerhand Taſchenſpielerſtückchen zu machen, zur rechten Zeit in Verzuckungen zu gerathen, kurz, ſo ziemlich die Rolle der Beſeſſenen zu ſpielen.

Dieſe Nonnen, die in den feſten Ueberzeugungen ſtanden, daß die ſchändlichen Farcen, zu welchen man ſie beredete, zur Ehre Gottes, des Kloſters, und ihrer Beichtväter ausſchlagen ſollten, erklärten ohne Scheu bey dem erſten öffentlichen Exorcismus, daß der böſe Feind in ihre Leiber, durch ein Roſenbuket gefahren ſey, woran ſie gerochen hätten. Auf die Frage, wer ihnen dieſe Roſen geſchickt habe? gaben ſie zur Antwort: Urbain Grandier.

In den darauf folgenden Verhören, bekannten die Beſeſſenen, daß der Teufel durch's Waſſer bey ihnen Eingang gefunden, daß er aber immer von Urbain Grandier abgeſendet worden. Sobald dieſe Exorcismen vor unpartheyiſchen Perſonen, in Gegenwart des Amtmanns von Loudun, und einigen vernünftigen Aerzten geſchahn, ſo beantwortete der Teufel die vorgelegten Fragen ſchlecht, und weigerte ſich, entweder Antwort zu geben, oder nahm auf der Stelle ſeinen Abſchied aus dem Körper der Beſeſſenen. Einsmals fragte der Amtmann die Superiorinn, wo in dieſem Augenblicke Urbain Grandier ſey? der Teufel der in ſie gefahren war, antwortete; im großen Schloß-Sal. Man ſchickte hin, und es war nicht wahr. Wenn man in den Teufel drang, in der griechiſchen, hebräiſchen, oder in einer andern, wenig bekannten Sprache zu antworten, ſo ſchwieg er entweder, oder entſchuldigte ſich durch ein, nimia curioſitas, „übertriebene Neugier!“ Eben dieſer ungelehrte Teufel antwortete auf eine, ihn in Verlegenheit ſetzende Frage, durch einen derben Sprachſchnitzer: Deus *non volo* ſagte er, ſtatt non vult.

Man entdeckte alſo den Betrug gar bald, da aber die Mönche, die Geiſtlichkeit, einige Magiſtratsperſonen der Stadt,

Stadt, und selbst der Bischof von Poitiers, dem Grandier feind waren, so dauerten diese Beschwörungen, Unanständigkeiten und Verleumdungen noch einige Monate fort. Endlich erfuhr der Erzbischof von Bordeaux, als er seine Priorey St. Jouin zwey Stunden von Loudün besuchte, den ganzen Vorgang. Er sah zu gut ein, daß Pfaffen- und Mönchshaß, der einzige Teufel sey, welcher bey diesen gotteslästerlichen Farcen sein Wesen treibe, und ließ also zu Anfang des Jahres 1733 eine Verordnung ergehn, in welcher er das Verfahren vorschrieb, das bey solchen Exorcismen beobachtet werden sollte, um die boshaften Ränke der Exorcisten, und die Unverschämtheit der Besessenen aufzudecken. Diese Verordnung war ein Donnerschlag für die Cabale der Feinde des Grandier, und wirkte ein Wunder. Die Teufel zogen aus, die Exorcismen nahmen ein Ende, und alles wurde ruhig. Das aufgebrachte Publikum suchte die Urheber dieses, eben so boshaften, als schlecht eingefädelten Anschlags, mit Spott und Verachtung heim. Die Eltern nahmen ihre Kinder aus dem Kloster aus der Kost, und man scheute sich diesen Nonnen junge Mädchen wieder anzuvertrauen. Grandier triumphirte, aber zu früh.

Der Cardinal von Richelieu hatte befohlen, daß alle Schlösser und feste Plätze in Frankreich, die an den Grenzplätzen ausgenommen, geschleift werden sollten. Der Staatsrath Laubardemont erhielt den Auftrag, die Burg zu Loudün demoliren zu lassen. Bey diesem Manne vertrat der Wille des Cardinals Tugend und Gesetz; er gehorchte ihm mit der knechtischsten Unterwürfigkeit. Er war schon lange der heimliche Vollstrecker seiner tyrannischen oder blutigen Befehle gewesen, und in seinen Augen galten Gerechtigkeit und Vernunft nichts, hingegen Geld und der Wille seines Herrn, Alles.

Bey

Bey seiner Ankunft zu Loudün wurde er von Grandier's Feinden bestürmt, die ihm diesen Geistlichen als einen Hexenmeister schilderten, welcher die Nonnen und Mädchen von Loudün behext habe, und ihn zugleich als den Verfasser eines plumpen und abgeschmakten Pasquills, anklagten, das vor vielen Jahren auf den Cardinal gemacht worden war, woran aber Grandier nie Theil gehabt hatte. Sie führten hierauf den Laubardemont in das Ursuliner-Kloster, und gaben ihm eine Vorstellung von einer Beschwörungs-Farce, wo die Nonnen ihre ganze Geschicklichkeit in solchen Teufeleyen auskramten.

Laubardemont reisete ab, und versprach den Exorcisten volle Rache. Plözlich kehrten nun, zum Erstaunen der ganzen Stadt, die Teufel in zahlloser Menge nach Loudün zurück. Die Nonnen waren nicht im Stande sie alle zu beherbergen; die Leute der Stadt wurden auch von ihnen besessen, und für viele war es eine verdienstliche Sache, einen Teufel im Leibe zu haben.

Die Exorcismen giengen ihren vorigen Gang. Der Franciskaner-Mönch Lactanz schrieb ein Buch, la demonomanie de Loudun, worinn die Namen aller Teufel, so wie die Mädchen, in welche sie gefahren waren, und die ganze Litaney der Leiden aufgezeichnet stand, welche leztere von erstern erdulden mußten. Die Absicht bey dieser Schrift war, alle Einfältige und Leichtgläubige auf die Seite der Beschwörer zu lenken. Zu eben der Zeit schrieben die Kapuziner von Loudün an den berichtigten Pater Joseph, das Factotum des Cardinals, und meldeten ihm, daß Grandier der Verfasser des Pasquills, la cordonnière de Loudun sey. Laubardemont seiner Seits, benachrichtigte den Cardinal, wie verhaßt Grandier zu Loudün sey, und wie er sich jezt an ihm wegen der alten Streitigkeiten rächen könne, die er als Prior von Coussoy mit diesem Pfarrer gehabt habe.

Es

Es bedurfte nicht halb so viel um die Rachsucht des furchtbaren Prälaten aufzuwiegeln. Er ertheilt dem **Laubardemont** die unumschränkteste Vollmacht, und dieser reisete mit dem festen Vorsatze ab, seinem Herrn Genüge zu leisten, wenn es auch auf Kosten der Gesetze, der Vernunft, und des Wohlstandes geschehn sollte. Er kam zu **Loudün** den 3. December 1633 insgeheim an, und ließ alle Feinde des **Grandier** zusammenrufen.

In diesem heimlichen Rath wurde der Plan entworfen, wie man den **Grandier** zu Grunde richten wolle. Der erste Gebrauch, den **Laubardemont** von seiner Gewalt machte, war ein Befehl, den **Grandier**, auf die widerrechtlichste Weise, ehe noch eine gerichtliche Untersuchung vorhergegangen war, in Verhaft zu nehmen. Das war das Vorspiel von jenem unregelmäßigen, empörenden, und abscheulichen Verfahren, das man sich gegen den armen, unschuldigen Mann erlaubte, und wovon die Jahrbücher der menschlichen Bosheit nichts ähnliches aufweisen können.

Man bemächtigte sich des Pfarrers, als er in die Kirche gehn wollte; man ließ ihn auf das Schloß **Angers** bringen, wo er in den vier Monaten, die er daselbst gefangen saß, jedermann durch seine Ergebung und Frömmigkeit erbaute. Alle Bemühungen der Verwandten des Pfarrers, waren fruchtlos; alle Hülfsmittel, welche die Gesetze, selbst den größten Bösewichtern zu ihrer Rechtfertigung gestatten, wurden ihm versagt; denn man wollte nicht seine Rechtfertigung, sondern seinen Tod.

Den 9. April 1634, wurde **Grandier** aus dem Gefängnisse zu **Angers**, nach **Loudün** in einen eigenen Kerker gebracht, welchen **Mignon**, der Beichtvater der Ursuliner-Nonnen, hatte für ihn zurechtmachen lassen, und wo alle Fenster und Oefnungen, vermauert oder vergittert waren. Hier blieb er ohne Bette, und mußte auf Stroh liegen. Damals schrieb der unglückliche Geistliche an seine Mutter:

„Lie-

„Liebe Mutter, ich habe Ihren Brief, und alles er„halten, was Sie mir geschickt haben, die sarschenen „Strümpfe ausgenommen. Ich ertrage mein Leiden mit „Geduld, und beklage Ihren Kummer mehr als den meini„gen. Ich bin sehr unpäßlich, weil ich kein Bette habe; „suchen Sie mir das Meinige zu verschaffen, denn wenn „der Körper keine Ruhe hat, so unterliegt der Geist. „Schicken Sie mir auch ein Brevier, eine Bibel, und einen „Thomas a Kempis, um Trost schöpfen zu können. „Betrüben Sie sich nicht, ich hoffe, daß Gott meine Un„schuld an Tag bringen wird. Ich empfehle mich meinem „Bruder, meiner Schwester, und allen unsern guten Freun„den ꝛc.“

Der Bischof von **Poitiers**, Namens **la Rochepoſai**, sein Theologal, ein Franziskaner, Pater **Lactanz** mit Namen; vier Kapuziner, die Pater **Luc**, **Tranquille**, **Protois** und **Eliſée**; zwey Karmeliter, Pater **St. Thomas** und Pater **St. Mathurin**; **Barré**, Pfarrer zu St. Jaques de Chinon; **Mignon**, Beichtvater der Urſuliner-Nonnen: das waren die vornehmſten Exorciſten und Feinde des **Grandier**, und die Haupttheilnehmer an der ſchändlichen That, welche der Cardinal von **Richelieu**, beſchloſſen hatte. Ferner gehören dazu, der Rädelsführer der Bande **Laubardemont**, und die ſämtlichen Commiſſarien. Nur wenige hatten ſo viel Redlichkeit und Seelenſtärke, um dem Willen des Tirannen nicht zu gehorchen, und ſich nicht zu Mitſchuldigen dieſer Ungerechtigkeit zu machen: Ihre Namen verdienen aufbewahrt zu werden. **Conſtant**, königlicher Anwald beym Präſidial von **Poitiers**, wurde zum Commiſſar ernannt, allein er weigerte ſich einer zu ſeyn. Der Amtmann von **Loudün**, ein biederer, einſichtsvoller Mann, ließ viel Feſtigkeit bey dieſer Sache, und eine große Verachtung gegen die niederträchtigen Werkzeuge der Rache des Cardinals blicken. **Auguſt dû Moutiers**,

und

und Carl Chauvet, Assessor, waren sogar mit Drohungen von Laubardemont aufgefodert worden, Mitglieder der Commission zu werden, schlugen es aber standhaft aus. Moutier wurde das Opfer seines Heroismus. Laubardemont, der Gelegenheit suchte ihm zu schaden, nutzte einen Aufstand zu Loudün, um ihn als den Urheber desselben gefangen zu nehmen. Er wurde an Händen und Füßen gefesselt nach Fort l'Evesque gebracht, allein kurze Zeit darauf losgesprochen und freigelassen.

Der berühmte Pater Joseph kam in eigener Person nach Loudün. Er weigerte sich hartnäckig die Jesuiten zum Exorcismus zuzulassen, weil er ihnen nicht traute, und sich von ihnen keine völlige Ergebenheit in seinen Willen versprach.

Dieser unruhige Mönch, dieser grausame Hofmann faßte den Entschluß, den seltsamen Satz in dem Buche des Paters Tranquille über die besessnen von Loudün, als erwiesen anzunehmen, nemlich „daß ein in gehöriger Form „beschworner Teufel gezwungen ist, die Wahrheit zu bekennen, und daß seine Aussage für einen gerichtlichen Beweis „gelten kann.“ Dieser sonderbare Satz wurde zu Loudün zum Grund bei dem Verfahren gegen den Grandier gelegt, und ihm darnach sein Urtheil gefällt, ob es gleich ganz der klaren Entscheidung der Sorbonne widerspricht, welche sagt: „daß der Teufel der Vater der Lügen ist, „daß man ihn also nicht zum Ankläger eines Menschen „aufstellen, viel weniger sich des Exorcismus bedienen „kann, um durch ihn eines andern Missethaten aufzudecken ꝛc.“ Allein Pater Joseph wollte aus diesem Satz einen Glaubensartikel machen, und behauptete, dadurch die persönliche Gegenwart Jesu Christi im Abendmahl unwidersprechlich darzuthun. Er schmeichelte sich, wenn diese Lehre einmal eingeführt wäre, eine Art von Inquisitions-Gericht darauf zu gründen, und sie als ein Mittel zu brau-

chen, das Vermögen, die Ehre und das Leben der Bürger, sonderlich der Protestanten, von dem Willen der Mönche abhängig zu machen.

Die Exorcismen wurden mit noch größerm Aufsehn fortgesetzt. Unzählige Menschen, Gläubige und Ungläubige strömten von allen Seiten nach **Loudün**, um Zeugen so vieler Wunder zu seyn. Aber die Teufel, welche in den Leibern der Nonnen hausetten, wirkten nie die Wunderdinge, welche sie versprochen hatten, und deren Vollziehung die Exorcisten immer aufzuschieben suchten.

Einer von den Teufeln der Superiorinn, (sie hatte deren sieben) versprach, sie zwei Fuß hoch in die Luft zu führen. Pater **Laktanz** ermahnte vergebens zu widerholtenmalen, dem Teufel Wort zu halten: er konnte es nicht; die Superiorinn, um die Augen des Publicums zu blenden, versuchte, sich etwas in die Höhe zu heben, allein einer von den Zuschauern, der nicht sehr gläubig war, hob den Saum ihres Rockes auf, und zeigte der Versammlung, daß sie auf die Zehen trat. Der Teufel **Behreit** um die Ehre seiner Collegen zu retten, gelobte, das Käppchen des **Laubardemont** von seinem Kopfe zu nehmen, und es ein **Miserere** lang in freier Luft zu halten. An dem dazu bestimmten Tage, wurde der Teufel aufgefodert, sein Versprechen zu erfüllen, jedoch er blieb zu allen Bitten und Drohungen taub, und **Laubardemonts** Käppchen, wich zum großen Aergerniß der Exorcisten nicht von seinem Haupte. Jemand, der an das Wort des Teufels nicht glaubte, war auf das Decke-Gewölbe der Kirche gestiegen, in welcher die Exorcismen vorgenommen wurden, und hatte ein kleines Loch entdeckt, unter dem **Laubardemont** in gerader Linie saß. Er that einen Faden weg, der aus dem Loche herunter hieng, und an dessen Ende ein kleiner Haken war, den **Laubardemont** an seiner Kappe hatte befestigen sollen, indem er sich stellte, als ob er sie zurechte rückte:

auf

auf diese Art benahm er dem Teufel seine Macht, und das Wunder schlug fehl.

Ein anderer Teufel, der gewahr wurde, daß die mehresten von den Anwesenden an seiner Macht zweifelten, drohte den ersten Ungläubigen, der es wagen würde, seinen Unglauben merken zu lassen, bis an das Kirchengewölbe in die Luft zu führen. Der Abbe **Quillet**, den diese lächerliche Aufschneiderei verdroß, trat kühnlich vor, und verspottete in Gegenwart der Versammlung den Teufel mit seiner Drohung. Der arme Schwächling von Satan verhielt sich aber ganz leidend, und die ganze Bande der Exorcisten und besessenen gerieth in Verlegenheit. **Laubardemont** fertigte in vollem Aerger einen Verhaft-Befehl gegen den Abbe aus, der aber **Loudün** und Frankreich verließ, und sich glücklich nach Italien flüchtete.

Man murrte laut zu **Loudün** gegen diese schändlichen Betrügereien, und selbst die Leichtgläubigsten beschuldigten die Exorcisten eines boshaften lügnerischen Verfahrens. Diese suchten das Volk zu überreden, es sey Pflicht an die Besessung zu glauben, **weil der König, der Cardinal, und der Bischof sie glaubten.** Laubardemont ließ sogar eine Verordnung anschlagen, wodurch verboten wurde, über die Besessenen von **Loudün** und ihre Beschwörer zu spotten, oder sonst etwas gegen sie zu unternehmen, wenn man nicht gewärtig seyn wollte, eine Geldbuße von 10000 Livres erlegen zu müssen, oder gar, im ereignenden Falle mit Leibesstrafe belegt zu werden.

Die unzüchtigen Reden, die unehrbarsten Stellungen und die Gotteslästerungen, welche den Beschwörungen bei den besessenen Nonnen wirkten, wurden von der Cabale der Exorcisten, als die deutlichsten Beweise der Gegenwart des Satans ausgelegt: die skandalösesten und ärgerlichsten Auftritte, waren für sie ein Triumph, und die Unverschämtheit und Frechheit der Nonnen, vertraten bei ihnen die

Stelle der Wunderwerke, die sie zu thun nicht im Stande waren.

Die Schwester **Elisabeth Blanchard**, warf sich in Gegenwart des Bruder des Königs, und einer zahlreichen Versammlung dreimal auf den Rücken; ihr Körper war wie ein Sprenkel gebogen, so, daß sie den Boden nur mit den Fußzehen und der Nasenspitze berührte. Die Superiorinn **Johanna Belois**, sperrte, unterandern Seiltänzer- und Springerstükchen, ihre Füße so weit voneinander, daß ungeachtet ihrer Kleinheit, ein Raum von 7 Fuß zwischen beiden Füßen war. Sie legte sich auch auf den Bauch, und bog Füße und Arme über sich zurück, bis ihre beiden flachen Hände ihre beiden Fußsolen berührten. Wenn vornehme, oder zahlreiche Zuschauer zugegen waren, so ermangelte sie nie, sie mit diesen letzten Kunststückchen zu beehren. Die 3 Nonnen behaupteten in ihren Aussagen und bei ihren Confrontirungen mit **Grandier**, daß sie vier Monate lang Tag und Nacht von der sündlichen Lust gepeinigt worden wären, sich mit ihm fleischlich zu vermischen. Schwester **Clara von Sapilli** gestand sogar, dieses Verlangen hat sie einsmal beim heil. Aaendmahl, mit einer solchen Heftigkeit angewandelt, daß sie vom Gottestisch weg, und auf ihre Zelle gegangen sey, um das Feuer das sie verzehrte, auf eine andere Art zu löschen. **Elisabeth Blanchard** bekannte, mehr als einmal bei **Grandier** geschlafen zu haben, der ihr den Vorschlag gethan, wenn sie mit ihm auf den Hexentanz gehen wolle, so sollte sie Hexen-Königinn werden. Das Abgeschmackte dieser Aussage, ist schon allein Beweis, welche Lügen man sich erlaubte.

Die seltsamen und angreifenden Rollen, welche diese Nonnen, Anfangs zu ihrem Kurzweil, und zuletzt aus Gefälligkeit gegen **Grandier's** Widersacher, gespielt hatten, fiengen endlich an ihnen zur Last zu werden. Schwester **Clara** bekannte öffentlich in der Schloßkirche, wo man sie

exor-

exorcisiren wollte, daß alles, was sie seit 14 Tagen gethan und gesagt hätte, lauter Trug und Lug, und lauter Verleumdung sey, wozu sie von dem Pater **Laktanz**, dem Pfarrer **Mignon** und den Carmelitern beredet worden. Sie versprach, wenn man sie von diesen Exorcisten befreien wolle, alle ihre boshaften Streiche und Betrügereien zu entdecken. Sie wiederholte dieses Geständniß zwei Tage hintereinander; sie versuchte sogar, beim Ausgang aus der Kirche, den Exorcisten zu entwischen, allein ein Mönch hielt sie auf, und zwang sie durch Drohungen umzukehren.

Schwester **Agnes** folgte dem Beispiel der Schwester **Clara**, und widerrief öffentlich in der Kirche. Sie beschwor die Anwesenden mit Thränen in den Augen, sie von der schrecklichen Gefangenschaft zu befreien, in welcher sie seufze. Beide Schwestern setzten hinzu, sie wären überzeugt, man würde sie nun im Kloster auf das äußerste mißhandeln, weil sie ein Geheimniß entdekt hätten, das ihnen auf die Seele gebunden worden, aber sie wollten lieber alles leiden, und ruhig in ihrem Gewissen seyn. Auch die **Noyaret** gestand, daß sie einen Unschuldigen verleumdet habe, und Gott deswegen um Verzeihung bitte. Sie wendete sich bald zum Bischof von **Poitiers**, bald zum **Laubardemont**, und sagte, sie fühle sich in ihrem Gewissen verbunden, dieses Bekenntniß abzulegen. **Laubardemont** lachte nur darüber, der Bischof und die Beschwörer aber behaupteten, es wäre dieses eine listige Eingebung des Teufels, um die Leute in ihrem Unglauben zu bestärken.

Ein Arzt that an eine besessene Nonne eine Frage in Griechischer Sprache; diese Nonne, die ihrer Rolle eben so überdrüssig, als die vorhergehende war, antwortete sehr treuherzig; „Ich verstehe keine Sprache, die ich nicht gelernt habe: ich bin nicht besessen. Man plagt mich schon lange, daß ich vor den Leuten Verdrehungen und Grimassen machen soll, aber wenn mich Gott nicht gestärkt hätte, so wäre

ich schon lange in Verzweiflung gerathen, denn ich bin recht unglücklich, daß ich diesen Leuten in die Hände gefallen bin. "

Wir wollen die Geduld unsrer Leser, nicht mit einer längern Erzählung der Abgeschmacktheiten, Ungerechtigkeiten, Verleumdungen, und Gewaltthätigkeiten aufhalten, welche Haß, Fanatismus und Wuth, dem **Laubardemont** und seinen Helfershelfern eingaben, um der einfältigsten und Himmelschreyendsten Erdichtung Glaubwürdigkeit zu verschaffen. Das ungerechte und unregelmäßige Verfahren wurde so weit getrieben, daß man den Beklagten nicht einmal zur Vertheidigung zuließ, sondern sich weigerte, seine Widerlegungen und Vertheidigungs-Schriften anzunehmen, oder ihm die wider ihn producirten Urkunden und Beweise zur Beantwortung mitzutheilen. Man eilte vielmehr, sein Todesurtheil zu fällen, das am 18ten August 1635 im Kloster geschah. **Laubardemont** und die Commissarien sprachen an diesem Tage über den unglücklichen **Grandier** folgendes Urtheil aus. „Wir erklären gedachten **Urbain Grandier** des Lasters der Zauberei, der Beherung und teuflischer Besitzung einiger Nonnen dieser Staot **Loudün** und einiger Layinnen schuldig und überwiesen: wir verurtheilen diesen **Grandier**, vor der Hauptthüre der St. Peterskirche, und der Kirche der heil. **Ursula**, in bloßem Haupte, mit dem Strick um dem Halse, und mit einer zweipfündigen brennenden Kerze in der Hand Buße zu thun, und Gott, den König, und die Obrigkeit kniend um Verzeihung zu bitten; er soll, wenn dieses geschehen, auf den heil. Kreuzplatz gebracht, auf dem zu dem Ende errichteten Scheiterhaufen, an einen Pfahl gebunden, und so nebst seinem mit dem Teufel geschlossenen Pact, seinen magischen Caractern, und seinem im Manuscript vorgefundenen Buche wider die Ehelosigkeit der Priester lebendig verbrannt, seine Asche aber in die Luft gestreuet werden: von Rechts- und Commissions wegen. "

Vor

Vor Fällung dieses Todesurtheils, ließ man den Wundarzt **Fourneau** mit Gewalt in **Grandier's** Kerker bringen. Dieser Wundarzt hörte, wie **Grandier** zu einem von den Exorcisten sagte: „Barbarischer Henker, bist du gekommen „mir den Garaus zu machen? Du weißt's, Unmensch, wel„che Grausamkeit du an meinem Leibe verübt hast. Hier! „tödte mich vollends!" — Einer von den Richtern befahl hierauf dem **Fourneau**, dem Gefangenen alle Haare abzuschneiden, und ihm sogar die Augenbraunen und Nägel auszureißen: aber der Wundarzt weigerte sich, diesem grausamen Befehl zu gehorchen.

„Ich glaube, sagte **Grandier**, Sie sind der einzige, „der Mitleiden mit mir hat." — **Fourneau** antwortete: „lieber Herr, Sie sehn nicht alle Leute." Man suchte an seinem Körper die sogenannten Teufelszeichen auf, aber man fand alles natürlich, und nichts außerordentliches. Ein andrer Wundarzt, sein Feind, hatte ihm schon zu wiederholtenmalen die Sonde ins Fleisch gestoßen, um diese vorgeblichen Merkmale, welche der Teufel den Hexenmeistern aufdrücken soll, zu entdecken, und ihn die heftigste Pein ausstehen lassen. Endlich wurde er in den Sal des Gerichtshofes geführt, wo verschiedene Damen von Stande, und die Frau des **Laubardemonts**, auf den Stühlen der Richter saßen. Er empfieng hier nur Mißhandlungen, und wurde von dem Franciskaner **Laktanz** exorcisirt, worauf der Greffier ihm das Urtheil verlas. **Grandier** hörte es unbewegt an, und wendete sich hierauf mit folgenden Worten an seine Richter. „Meine Herren! ich rufe Gott den Vater, Sohn und heiligen Geist, und die heil. Jungfrau, meine einzige Fürsprecherinn, zu Zeugen an, daß ich nie ein Hexenmeister gewesen bin, daß ich nie Zaubereien getrieben habe, und daß ich von keiner andern Magie weiß, als der in der heil. Schrift enthaltenen, deren Lehren ich beständig predigte, auch daß ich mich nie zu einem andern Glauben

bekannte, als dem Glauben unsrer Mutter, der heil. katholischen, apostolischen und römischen Kirche. Ich entsage dem Teufel und seinem Wesen, ich bekenne unsern Heiland Jesus Christ, und flehe ihn an, daß sein am Kreuz vergossenes Blut mir zu gut kommen möge. Sie aber, meine Herrn, beschwöre ich, mäßigen Sie die Strenge meiner Hinrichtung, und bringen sie meine Sele nicht zur Verzweiflung."

Diese Worte, die von Thränen und Schluchzen begleitet wurden, rührte niemand, so sehr verhärtet Fanatismus die Herzen. Man brachte ihn auf die Folter, um von ihm das Geständniß seiner Mitschuldigen zu erzwingen, und doch hatte er keine. Die Franciskaner und die Kapuciner waren gegenwärtig, um die Folterwerkzerge zu exorciſiren, aus Furcht, sagten sie, daß der Teufel die Wirkung der Tortur vereiteln möchte. Diese Mönche legten sogar beim Foltern selbst Hand an, und überhäuften den Leidenden mit Schmachreden. **Grandier**, dessen Körper schon durch so vieles ausgestandenes Ungemach entkräftet war, wurde einigemal ohnmächtig, aber man rief ihn durch noch heftigere Schmerzen, ins Leben zurück. Man schlug sogar bei den Beinstöcken zwei Keile mehr als gewöhnlich ein, so, daß die Beine bersteten, und das Mark aus den Knochen spritzte.

Grandier wurde von neuem ohnmächtig, und als er wieder zu sich kam, wiederholte er seine Betheurung, daß er keine Mitschuldige habe, und unschuldig sey. Er verlangte den Pater **Grillaut**, Gardian der Barfüßer, der sein Freund gewesen war, um ihm seine Beichte abzulegen. Aber er wurde ihm hartnäckig verweigert, und man schlug ihm seinen Todfeind, den Pater **Laktanz** zum Beichtvater vor. Pater **Grillaut** fand jedoch Mittel einen Augenblick vor seiner Hinrichtung bis zu ihm zu dringen: „Erinnern sie sich, rief er ihm zu, daß unser Heiland Jesus Christus durch Martern und den Kreuzestod zu Gott seinem Vater kam;

kam: überlaßen Sie sich nicht der Verzweiflung; ich bringe Ihnen den Segen ihrer Mutter; sie und ich, wir bitten Gott, daß er Ihnen gnädig seyn wolle." Diese tröstlichen Worte, schienen den unglücklichen **Grandier** zu erfreuen und aufzurichten. Er wendete sich voll Vertrauen gegen diesen guten Geistlichen, und bat ihn, seine Mutter zu trösten, und bei ihr Sohnsstelle zu vertreten; er versicherte ihn, daß er in dem beruhigenden Bewußtseyn seiner Unschuld, und im festen Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit, seinen Geist aufgeben werde.

Der Gerichtsvogt hatte in Gegenwart aller Richter versprochen, daß man dem armen Sünder einige Augenblicke Zeit lassen wolle, um eine Rede an das Volk zu halten, und daß er erdrosselt werden sollte, ehe der Scheiterhaufen angezündet würde. Allein die Mönche, **Grandier's** Feinde, fanden Mittel und Wege, dieses mitleidige Versprechen zu vereiteln.

Als **Grandier** auf den Scheiterhaufen gestiegen war, und das Volk anreden wollte, schütteten ihm die Mönche, denen daran gelegen war, daß er schweige, eine solche Menge Weihwasser ins Gesicht, daß es ihm die Sprache versetzte: und als er zum zweitenmal den Mund öffnete, verschloß ihm ein anderer Mönch denselben durch einen Kuß: **das ist Judas Kuß**; rief **Grandier** voller Unwillen, daß man ihn des Trostes beraubte, dem Volke seine Unschuld zu bekennen. Der wütende Exorcist ergriff ein eisernes Crucifix, stellte sich, als ob er es ihn küssen lassen wollte, und schlug ihn einigemal damit ins Gesicht. **Grandier** litt es geduldig, und betete eifrig zu Gott.

Das Versprechen, das der Gerichtsvogt dem **Grandier** gethan hatte, ihn erdrosseln zu lassen, ehe der Scheiterhaufen angezündet würde, konnte ebenfalls nicht gehalten werden, weil die Mönche in den Strick, der zu diesem Zwecke bestimmt war, heimlich einen Knoten geknüpft hatten.

Grandier hatte noch so viel Kräfte, den Strick höher hinaufzuziehn, und die Schlinge so zu legen, wie sie seyn sollte, allein Pater **Laktanz**, ergriff eine Handvoll Stroh, brannte sie an einer Fackel an, und fuhr dem armen Sünder damit ins Gesicht, indem er ihm zuschrie: „Willst du nicht in dich „gehn, Nichtswürdiger, und dem Teufel entsagen?“ — Ich habe nichts mit dem Teufel zu schaffen, erwiederte **Grandier**, ich entsage ihm und seinem Wesen, und bitte Gott, daß er mir barmherzig seyn wolle.“ — Der Pater, ohne des Gerichtsvogts Befehl abzuwarten, griff dem Henker ins Handwerk, und zündete selbst den Scheiterhaufen an. Der arme **Grandier**, als er diese barbarische That sah, rief mit kläglicher Stimme: „Wo bleibt das Versprechen, das man mir gethan hat? Pater **Laktanz**, es ist ein Gott im Himmel, und er wird Richter seyn zwischen dir und mir.“ Hierauf schlug er die Augen gen Himmel, und betete; Deus meus ad te vigilo, miserere mei! Aber die Kapuziner, damit das Volk diese seine letzten Worte nicht hören möchte, schütteten ihm alles noch übrige Weihwasser ins Gesicht.

Der Gerichtsvogt rief dem Henker zu, den **Grandier** zu erdrosseln, wie ausgemacht worden war, allein der Pater **Laktanz**, der zehnmal mehr Henker war, als der Nachrichter, hatte den Scheiterhaufen so in Brand gesetzt, daß man wegen der lodernden Flammen nicht mehr zu dem armen Sünder kommen konnte: Der Körper dieses beklagenswürdigen unschuldigen Opfers, fiel ins Feuer, und wurde lebendig verbrannt.

Durch solche abgeschmackte, ungerechte und grausame Mittel, wußten **Richelieu**, und eine Bande hartherziger erbitterter Pfaffen, ihre Rachsucht zu befriedigen. Der Cardinal hatte befohlen, daß man den **Grandier** schuldig finden sollte, und eine Menge Böswichter wetteiferten aus Haß, oder aus niedrigem strafbaren Gehorsam, ihm, unter

ter dem Schein des Rechts erdichtete Verbrechen aufzubürden, und ihn den Tod in den Flammen sterben zu lassen.

Am Tage der Hinrichtung **Grandier's** machte man folgendes Gedicht auf **Laubardemont**:

Vous tous qui voyez la misère
De ce corps qu'on brûle aujourd 'hui,
Apprenez que son commissaire
Mérite mieux la mort que lui.

Pater **Lactanz** starb einen Monat darauf, von Gewissensbissen zerfleischt, und in der Raserei.

Der Cardinal von **Richelieu**, dessen Zorn nun gestillt war, und der sich vor einer zu großen Publicität dieser Ungerechtigkeiten und Lächerlichkeiten fürchtete, zog die 4000 Livres Pension ein, welche er den Exorcisten ausgesetzt hatte. Es schien, als ob der Teufel bloß auf diesen Umstand gewartet hätte, um **Loudün** auf ewig zu verlassen; Besessne und Beschwörer verschwanden auf einmal; nur das Andenken dieser Abscheulichkeiten blieb zurück. Noch jetzt, nach anderthalbhundert Jahren, sind die Einwohner von **Loudün** gekränkt, daß ihre Stadt der Schauplatz dieser Gräuelthat war. Sie hatten eine Vorstellung beim Könige eingereicht, worinn sie den Betrug der Exorcisten enthüllten, und um Schutz gegen die Ungerechtigkeiten des **Laubardemont** und seiner Helfershelfer baten, allein diese Vorstellung wurde, so wie die Bittschriften **Grandier's** und seiner Verwandten, unterdrückt.

Diese Scene, welche das Gepräge der Jahrhunderte der Barbarei, der Blindheit, und Finsterniß führt, trug sich in dem so glänzenden und so gerühmten Zeitalter Frankreichs, dem Zeitalter der schönen Geister und der Genies zu, das die **Corneilles**, die **Molieres**, die **la Fontaines** entstehen

stehen sah; und ihr Urheber, war jener gepriesene Cardinal, der nach dem Ruhm eines Beschützers der Aufklärung und Künste geizte, und den die stolze Französische Akademie für ihren Stifter erkennt. —

Arme Menschheit!

2.

Ueber das Eingestehen von den Verdiensten anderer.

(Aus dem Englischen des Shenstone.)

Ein gewisser Mann drückte sich einst in einer Gesellschaft folgendermaßen aus:

Ich gestehe es, ich finde nicht viel Geschmack an der Poesie, aber, wenn ich sie liebte, so glaubte ich fast, ich würde keine andere Gedichte lesen, als die von Pope. Andere Dichter bringen es kaum bis zur Mittelmäßigkeit in ihrer Kunst, und in der That, mittelmäßige Gedichte gewähren nur ein armseliges Vergnügen.

Ich weiß nicht, sagte ein andrer, was den Herrn mag bewogen haben, diese Meinung zu äußern, aber das bin ich überzeugt, viele behaupten dasselbe bloß aus Eifersucht und Neid.

Der Leser betrachtet den Schriftsteller als einen Menschen, der Ansprüche auf vorzüglichere Talente macht. Er ist daher immer geneigt, ihm diese Ansprüche streitig zu machen, weil, wenn es ihm glückt, sie zu entkräften, wenigstens einer weniger ist, der den Vorzug vor ihm hat.

Ob

Ob nun gleich die Verdienste eines Menschen an sich nicht von den geringern Vorzügen des andern abhängen, so verändert sich doch sein komparativer Werth in Rücksicht auf den Werth andrer Leute. Die Selbstliebe sieht daher immer sehr genau darauf, nicht mehrere in die Classe der Vorzüglichern aufzunehmen, als es unmöglich ist, davon auszuschließen. Ja, könnte sie sogar die Zahl bis auf einen einzigen herabsetzen, so würde sie es bald unternehmen, auch diesen zu untergraben. Selbst dem **Pope** hätte man seinen Ruhm versagt, wenn nicht der Zwang, oder vielmehr die Ungereimtheit, ihre Augen zu verschließen, den Leuten eben so lästig geworden wäre, als die Vortreflichkeit des Dichters, die sie, sobald sie die Augen öffneten, nicht umhin konnten zu bemerken.

Aber die Eigenliebe erreicht ihren Endzweck auch noch auf eine andere Art. Sie sucht nicht allein den Ruhm vieler zu verkleinern, die geschrieben haben, sondern unterdrückt auch das Genie derer, die künftig sich aus der Niedrigkeit erheben könnten.

Laßt uns **Popen** die Lobsprüche nicht verweigern, die ein warmer Liebhaber der Dichtkunst immer einem Manne ertheilen wird, der sich darinnen hervorgethan hat, aber laßt uns auch den Parnaß mehr für eine Republik, als für eine Monarchie ansehn, wo, wenn auch einige einen kultivirten Fleck im Besitz haben, doch auch andere ein eben so fruchtbares Land besitzen können, wenn sie auf seine Cultur eben so viel Fleiß verwenden.

Ueberhaupt laßt uns bedenken, daß die Beschaffenheit des Bodens, und der Grad seiner Fruchtbarkeit unentdeckt bleiben müßten, wenn der niederschlagende Grundsatz jenes Mannes gebilligt werden sollte.

Popens größter Vorzug besteht darinnen, daß er Gedanken zusammendrängen kann, ohne der Leichtigkeit und Deutlichkeit zu schaden. In der fließenden Versification

sind

sind ihm andre gleich gekommen, in der Erfindung haben ihn viele übertroffen.

Man setze hinzu, wenn die Schriftsteller des Alterthums als unsre besten Muster zu betrachten sind, so ist **Pope** witziger, und weniger simpel, als sein Vorbild **Horaz** in irgend einem seiner Werke sich beweißt, witziger und weniger simpel, als der neuere **Boileau**, welcher auf das Verdienst Anspruch machte, den Stil des **Juvenal** und **Persius** mit der Manier des **Horaz** zu vereinigen.

Die Satire thut der Eigenliebe wohl. Dies war eine Quelle seines allgemeines Beifalls, und er scheint dies selbst so gut zu wissen, daß er manche Personen brandmarkt, die niemanden etwas zu Leide thaten.

Die genaue Beobachtung der Cäsur, und alles, was das Abgemessne der Harmonie befördern kann, hat seinen Versen für die Leser seines Zeitalters etwas Zaubervolles gegeben, aber sie haben auch, wie nicht zu leugnen ist, eine gewisse Einförmigkeit, der man in die Länge überdrüssig wird.

Doch vielleicht dürfen wir nie das Fließende des **Waller**, die Schilderungen des **Thomson**, das Feuer des **Dryden**, die Einbildungskraft des **Shakespeare**, die Einfalt des **Spenser**, die Artigkeit des **Prior**, die Laune des **Swift**, den Witz des **Cowley**, die Feinheit des **Addison**, die Zärtlichkeit des **Otway**, die Erfindungskraft, den Geist und die Erhabenheit des **Milton** in **Einem** Schriftsteller vereinigt zu sehn erwarten. Die Liebhaber der Dichtkunst sollten also denen, die in irgend einem dieser Stücke glänzen, immer einiges Lob zugestehn, und sie nur nach der Gattung, worinnen sie sich hervorthun, classificiren. **Quare agite, o iuvenes!** Verbannt die selbsterniedrigenden Grundsätze, und achtet die Unbilligkeit der Leser nicht! Demuth hat manches Genie zu einem Einsiedler herabgedrückt, aber nie jemanden zu einem Dichter der ersten Größe erhoben.

3.

Schiffbruch und Gefangenschaft des Fräuleins von Burde, 1719.

Der Graf von **Burde**, ein Irrländischer Officier, in Spanischen Diensten, war zum außerordentlichen Abgesandten seines Hofs in Schweden ernannt worden, und seine Gemahlinn, welche sich in Frankreich aufhielt, reisete ab, um sich zu ihm nach Madrid zu begeben. Sie erhielt einen Paß, für sich und ihre ganze Familie, welche sie begleitete, einen drey bis vierjährigen Sohn ausgenommen, den sie bey ihrer Mutter, der Markise von **Varennes** zurückließ. Bey ihrer Durchreise durch **Avignon**, leistete ihr Bruder, ein königlicher Seeofficier, ihr bis **Montpellier** Gesellschaft. In **Montpellier** rieth man ihr ab, ihre Reise zu Lande, durch die französischen und spanischen Heere zu thun; unerachtet der Marschall von **Berwick** sich erboten hatte, alle Sorge für ihre Sicherheit bis an die spanische Gränze zu tragen, von da sie sein Sohn der Markis von **Berwick**, durch eine Escorte, bis **Girour** geleiten lassen wollte, wo er mit den Truppen seiner katholischen Majestät stand. Aber die Furcht vor den Armeen, und die größere Bequemlichkeit des Transports, machte, daß sie den Vorstellungen Gehör gab, sich so viel Gefährlichkeiten und Kosten zu ersparen, und den kürzesten Weg zu ergreifen, nemlich sich zu **Cette** *) einzuschiffen, von da sie in 24 Stunden zu **Borcellona** seyn könnte. Sie ergriff diesen Vorschlag um so williger, weil sie schon mehrere Seereisen gethan hatte. Sie ließ sich einen andern Paß geben,

und

*) Stadt in **Nieder-Longuedoc**, mit einem Hafen am Mittelländischen Meer; hier fängt der Canal von **Longuedoc** an.

und begab sich nach **Cette**, wo sie verschiedene Französische Barken antraf, die aber für andere Spanische Oerter geladen hatten: sie war also gezwungen eine genuesische Tartane zu miethen, die eben nach **Borcellona** segelfertig lag.

Frau von **Burde** gieng an Bord dieser Tartane; mit ihr schifften sich ein, ihr achtjähriger Sohn, und ihre zehnjährige Tochter; der Abbe von **Burde**, ein Kammermädchen aus **Valence** gebürtig; eine Hofmeisterinn für ihre Kinder; noch ein junges Mädchen, das sie aus Barmherzigkeit von den Nonnen zu **Villefranche** unweit **Lyon**, zu sich genommen hatte; ein drittes Kammermädchen aus **Strasburg**; ein Haushofmeister, und ein Bediente; diese Personen, und noch zwei andre, machten ihr ganzes Gefolge aus. Sie hatte einen Theil ihrer Mobilien, und viele Kostbarkeiten bei sich; unter andern, ein sehr ansehnliches Silbergeräthe; ein Portrait des Königs von Spanien in einen massivgoldnen Rahm gefaßt, und mit Diamanten besetzt, eine prächtige Kapelle, die aus drei Kelchen und sehr reichen Ornaten bestand; sechs Hofkleider u. s. w. Alles dieses war in 17 Ballen, oder plombirte Kisten gepackt.

Die Tartane gieng den 22. October 1719 unter Segel. Den 25. desselben Monats, mit Anbruch des Tages, zeigte sich ein Corsar von **Algier**, von 14 Canonen, den ein Holländischer Renegat kommandirte, in einer Entfernung von zwei Lieues, von der Tartane, die damals auf der Höhe, und im Gesichte der Küste von **Palamos** war. Der Corsar schickte seine Schaluppe ab, die er mit zwanzig bewaffneten Türken besetzte, um sich der Tartane zu bemeistern. Diese thaten bei ihrer Annäherung sieben oder acht Flintenschüsse, von denen aber niemand verwundet wurde, weil das Schiffsvolk sich auf den Bauch gelegt, oder versteckt hatte. Die Türken enterten die Tartane mit dem Säbel in der Faust; einer versetzte dem innern Bedienten der Frau von **Burde** zwei Hiebe. Sie begaben sich hierauf

in

in die Kajüte, wo diese Dame war, und besetzten sie mit vier Schildwachen: alsdann führten sie die eroberte Tartane, zu dem Schiffe des Corsaren. Auf dieser Fahrt plünderten die Türken, was ihnen vorkam. Sie fanden Schinken, die sie ins Meer warfen, allein die Pasteten, die sie antrafen, schmeckten ihnen so treflich, daß sie unmäßig darauf los aßen, und auch eben so unmäßig den Wein und Brandwein in sich schütteten.

Bei ihrer Ankunft beim Corsaren wurden alle Genueser an dessen Bord gebracht, und sogleich in Ketten gelegt. Der Kapitain kam selbst auf die Tartane, und in die Kajüte der Frau von Burde. Er fragte sie, wer sie sey? Was sie für eine Landsmänninn? Woher sie komme, und wohin sie wolle? Sie gab zur Antwort, sie sey eine Französinn, und reise von Frankreich nach Spanien. Er verlangte ihren Paß zu sehn, den sie ihm zeigte, aber nicht aus den Händen lassen wollte, aus Furcht, diese Barbaren möchten ihn zerreißen. Doch, auf die Versicherung des Capitains, daß sie ihn wieder erhalten sollte, wenn er examinirt worden wäre, gab sie ihn von sich. Nachdem er ihn, mit seinem Dollmetscher durchgelesen hatte, stellte er ihr den Paß wieder zu, und sagte, er sey gut, und sie habe für sich, ihr Gefolge und ihre Sachen nichts zu befürchten. Frau von Burde stellte ihm vor, da sie nach ihrem Paß und ihrem Vaterlande frei sey, so möchte er sie in seiner Schaluppe, an die Spanische so nah liegende Küste bringen lassen: er sey dieses aus Achtung für den Französischen Paß zu thun schuldig; er würde ihr auf diese Weise sehr viele Mühe und Beschwerlichkeiten, und ihrem Gemahl eine tödliche Unruhe ersparen, und sie würde sich für diesen Dienst zu seiner Zeit erkenntlich zu bezeigen wissen. Der Capitain erwiederte, als Renegat dürfe er so etwas nicht wagen, weil sein Kopf darauf stünde; der Dey von Algier könnte sich einbilden, er habe unter dem Vorwande eines Franzö-

stischen Passes, sich von einer feindlichen Familie Lösegeld zahlen lassen, und sie an eine Christliche Küste ausgesetzt. Sie müsse ihm nothwendig nach Algier folgen, damit ihr Paß und ihre Person dem Dey vorgelegt und vorgestellt werden könnten, der sie alsdenn dem Französischen Consul ausliefern würde, um ihre Reise nach Spanien, auf eine ihr selbst beliebige Art fortzusetzen. Uebrigens wolle er ihr die Wahl lassen, ob sie an Bord seines Schiffes gehn, oder auf der Tartane bleiben wolle, wo sie weit freier und ruhiger seyn würde, als auf seinem Schiffe; er müße ihr sogar rathen, diese Parthei zu ergreifen, weil sie und ihr weibliches Gefolge unter den 200 Türken und Mohren, welche die Besatzung seines Schiffs ausmachten, gar vielen Unannehmlichkeiten ausgesetzt werden könnte. Frau von Burde beschloß also auf der Tartane zu bleiben, und der Capitain besetzte sie bloß mit sieben Türken und Mohren, um das Manöver zu besorgen; er befestigte sie an sein Schiff, um sie hinter sich her zu bogsiren, und nahm die Schaluppe drei Anker, und alle den Mundvorrath heraus, welcher nicht der Frau von Burde zugehörte. Er richtete nun seinen Lauf nach Algier; Frau von Burde machte ihm ein Geschenk mit ihrer Uhr, auch schenkte sie eine dem Türkischen Commendanten der Tartane, nebst vier Carolinen an Geld.

Den 28, 29, und 30. erhob sich ein wütender Sturm; das Bogsir-Tau riß, und die Tartane wurde vom Schiffe getrennt. Der Commendant und die übrigen Türken, die sehr unwissend in der Schiffahrt waren, indem der Corsar, nicht seine besten Matrosen dazu genommen hatte, und denen es überdieß an einem Compaß gebrach, weil beim Entern der Compaß der Tartane zerbrochen wurde, überliessen sich der Willkühr der Winde und Wellen; zum Glück wurde die Tartane am 1. November auf die Küste von der Barbarei, in eine Bucht verschlagen, welche Colo heißt,

und

und östlich von *) Gigery liegt. Man ließ den Anker fallen, und der Commendant der Tartane, der das Land nicht kannte, schickte zwei Mauren schwimmend ab, um bei den Einwohnern Erkundigung einzuziehn, wo sie sich befänden.

Die Mauren aus der Gegend waren die Tartane gewahr geworden, und hatten sich bewaffnet und in großer Anzahl an den Strand verfügt, um sich ihrer Landung zu widersetzen, weil sie in dem Wahn standen, es sey ein Christliches Schiff, das sie oder ihr Vieh wegführen wolle: aber die beiden Mauren des Corsaren, belehrten sie eines bessern, und sagten ihnen, daß es eine Christliche Prise sey; auf der sich eine große, Französische Prinzessinn befände, die man nach Algier führe. Einer von den Mauren blieb am Lande, der andre schwamm zurück, um Bericht von seinem Auftrag abzustatten, und dem Patron der Tartane zu melden, an welche Küste er getrieben worden, und wie weit er von Algier entfernt wäre: er müßte bei dieser Stadt vorbei gefahren seyn, weil er sich ganz dem Lauf des Windes überlassen hätte, welcher seit einigen Tagen herrschte. Auf diese Zeitung nahm sich der Commendant der Tartane in seiner Ungeduld, Algier und den Corsaren zu erreichen, nicht die Zeit, den Anker zu lichten, sondern kappte das Tau

*) Ein Districkt, der unter dem Bey von Constantin, (eine von den drei Provinzen Algier's) steht. Das Schloß bestreicht die umliegende Gegend in einer beträchtlichen Weite. Man trift darinn weder Städte noch Dörfer an; eine sehr hohe Gebirgkette, Cuco genannt, durchschneidet dieses Gebiet, das von unabhängigen Mauren und Arabern bewohnt wird, die sehr eifersüchtig auf ihre Freiheit sind. Sie haben wegen ihrer vortheilhaften bergigen Lage, bis jetzt noch nicht unterjocht werden können. Wenn ein Schiff an der Gigery-Küste scheitert, so kommen die Bergbewohner haufenweise aus ihren unzugänglichen Felsenlöchern an den Strand, und plündern ohne Unterschied der Nation, was sie finden. Diese Barbaren heißen Cabails, und leben unter der eingeschränkten Herrschaft ihrer Scheichs, in einer Art von fliegenden Lägern oder Dörfer genannt.

und gieng ohne Anker, Schaluppe, und Compaß unter Segel.

Er war noch keine halbe Stunde aus der Bucht, als er seine Unbesonnenheit theuer bezahlen mußte. Es erhob sich ein conträrer Wind, über den er nicht Meister werden konnte, und der ihn nach dem Lande trieb. Er wollte sich der Ruder bedienen, aber die Mannschaft war zu schwach, und aller seiner Bemühungen ungeachtet, stieß die Tartane an eine Klippe und scheiterte. Das ganze Hintertheil des Schiffs gieng sogleich unter, und Frau von Burde, die in ihrer Kajüte mit ihrem Sohne und ihrem Kammermädchen im Gebet begriffen war, ertrank mit ihnen. Diejenigen, welche in der Gegend des Vordertheils des Schiffs sich befanden, der Abbe von Burde, Herr Artur ein Irrländer, der Haushofmeister, ein Kammermädchen und der Bediente, klammerten sich an die Trümmer des Schiffs, welche auf dem Felsen lagen.

Herr Artur wurde etwas im Wasser gewahr, das mit den Fluthen kämpfte, stieg hinab, und zog Fräulein von Burde heraus, die er der Fürsorge des Haushofmeisters empfahl und übergab: Er setzte hinzu, da er der einzige sey, welcher schwimmen könne, so wollte er sich ins Meer werfen; aber er wäre glücklicher gewesen, wenn er sich nicht so sehr auf seine Geschicklichkeit verlassen hätte, denn von dem Augenblicke an, kam er nicht wieder zum Vorschein. Der Abbe war der erste, welcher von den Trümmern auf die Klippe kletterte, an welcher die Tartane gescheitert war. Einige Zeit widerstand er hier der Wut der Wellen, mittelst seines Messers, das er mit Gewalt in einen Felsenritz gestoßen hatte: sie schlugen einigemal ganz über seinem Kopf zusammen, sie trieben ihn sogar nach der Seite eines trocknen Felsens, von welchem man nun, ans Ufer zu gelangen, nur einen Arm des Meeres zu passiren hatte; der Abbe wollte es auf einem Brette vom Schiffe versuchen

suchen, allein es entwischte ihm; endlich bediente er sich dazu eines Ruders, und erreichte so eine Klippe, die mit dem festen Lande zusammenhieng.

Die Mauren am Strand ergriffen ihn, zogen ihn aus, nahmen ihm seine Kleider bis aufs Hemde, und mißhandelten ihn. Die andern Mauren, sprangen in großer Anzahl und um die Wette ins Meer, weil sie eine gute Beute zu machen hofften. Der Haushofmeister, welcher das Fräulein von Burde in seinen Armen hielt, winkte zwei von diesen Barbaren, welche auf ihn los kamen, und als sie noch 4 Schritte von ihm entfernt waren, warf er sie ihnen aus allen seinen Kräften zu; sie fiengen sie auf, der eine faßte sie beim Arm, der andre beim Fuß, und so brachten sie das Fräulein an den Strand, wo sie ihr nur einen Schuh und einen Strumpf zum Zeichen ihrer Knechtschaft auszogen. Als der Haushofmeister sie noch in seinen Armen hielt, und diese Barbaren sich ihnen näherten, sagte sie mit einem Wesen, das weit über ihr Alter erhaben war; „ Mir ist nicht bange, daß mich diese Leute „umbringen, aber ich fürchte, sie werden mich meine Reli„gion wollen ändern lassen, und lieber will ich sterben, als „nicht halten, was ich Gott versprochen habe.“ Der Haushofmeister bekräftigte sie in diesen Gesinnungen, und versicherte ihr, daß er dasselbe zu thun entschlossen sei, wozu sie ihn denn auf das dringendste ermahnte.

Der Bediente und das Kammermädchen, sprangen ebenfalls ins Meer, wo die Mauren sie in Empfang nahmen, und über den oben erwehnten Arm des Meeres brachten. Sie führten sie auf den Strand, wo sie gänzlich ausgezogen wurden. Der Haushofmeister, welcher sich zuletzt den Flathen Preiß gegeben hatte, und sich vermittelst eines Stricks von Klippe zu Klippe forthalf, wurde von einem Mauren ergriffen, der ihn ebenfalls auszog, ehe er ihn ans Ufer brachte.

In diesem schimpflichen und jämmerlichen Zustande führte man sie zu den Hütten des ersten Berges. Man zwang sie durch Schläge zum Gehn; die Wege waren so rauh und höckericht, daß ihre Füße blutrünstig wurden. Sonderlich war das Kammermädchen zu beklagen, die fast ganz mit ihrem Blute überzogen war, weil sie sich an den Klippen an vielen Stellen ihres Leibes verwundet hatte. Ueberdieß müßte jedes von ihnen ein Packet von ihren nassen Kleidern und wechselsweise das Fräulein tragen. Sie langten halb todt auf dem Berge an, und wurden unter dem Spottgelächter der Mauren, und dem Jauchzen der Kinder empfangen. Diese Barbaren hatten viele Hunde bei sich, die in diesem Lande häufig sind, und den Lärm noch durch ihr Gebelle vermehrten; einer biß den Bedienten ins Bein, und ein andrer riß dem Kammermädchen ein Stück aus dem Schenkel.

Die Unglücklichen wurden vertheilt. Das Kammermädchen und den Bedienten überließ man einem Mauren im Dorfe; aber zum Glück bekamen der Abbe, der Haushofmeister und das Fräulein, Einen Herrn. Dieser gab jedem einen schlechten, von Ungeziefer wimmelnden Caput, und statt aller Stärkung und Erholung nach so vielen ausgestandenen Mühseligkeiten ein kleines Stück Brod, von Türkischem Korne, ohne Sauerteig geknetet, und unter der Asche gebacken, und ein wenig Wasser; die bloße Erde war ihr Bette. Der Haushofmeister, der das Fräulein in ihren vom Wasser vollgesognen Kleidern von Kälte erstarrt sah, erhielt mit vieler Mühe, daß ein kleines Feuer angemacht wurde, woran er ihre Kleidungsstücke eines nach dem andern hielt, und sie ihr halbtrocken wieder anzog, weil sie nicht länger nackt bleiben konnte. In diesem Zustande brachte sie die erste Nacht sehr unbequem, und in Schrecken und Angst zu.

Das Dorf hatte ungefehr 50 Einwohner, die sich sämmtlich in 5 oder 6 Hütten aufhielten, welche von Baumästen und Schilf gebaut waren, und wo Männer, Weiber, Kinder, und alle Arten Vieh durcheinander lagen. Diese Barbaren versammelten sich in der Hütte, wo die 3 Gefangenen sich befanden, und berathschlagten, was sie mit ihnen anfangen wollten. Einige stimmten, aus einem Grundsatz ihrer falschen Religion, auf den Tod, um sich durch den Tod dieser Christen Mahomets Paradis zu erwerben; andre aber waren aus Eigennutz und Hoffnung eines starken Lösegelds dagegen; und so gieng die ganze Versammlung auseinander, ohne etwas darüber beschlossen zu haben.

Den folgenden Tag stellten sich auch die Einwohner aus andern Dörfern ein, und so kamen sie in weit größerer Anzahl. Es war ein sehr stürmischer Tag für die neuen Sclaven. Viele von diesen Barbaren stießen die heftigsten Drohungen gegen sie aus, zeigten aufs Feuer, und gaben ihnen zu verstehen, daß sie lebendig verbrannt werden sollten. Andre zogen ihre Säbel, als ob sie ihnen den Kopf abschlagen wollten. Einer ergriff Fräulein von Burde bei den Haaren, und setzte ihr die Schneide seines Säbels an die Gurgel. Einige ladeten ihre Flinten mit Kugeln, und schlugen auf sie an. Der Haushofmeister suchte ihnen durch Zeichen begreiflich zu machen, daß sie es sich für das größte Glück schätzten, wenn sie für die Christliche Religion sterben könnten, und daß aller Schaden sie allein treffen würde, weil sie sich durch diese Unmenschlichkeit um die Ranzion brächten. Die Ungestümesten schienen sich etwas zu besänftigen, allein die Weiber und Kinder verdoppelten mit jedem Augenblicke ihre Beleidigungen.

Man bewachte sie mit solcher Sorgfalt, daß ein Maurer mit der Hellebarde in der Hand, sogar nicht von ihnen wich, wenn sie sich eines natürlichen Bedürfnisses entledig-

ten, aus Furcht sie möchten entwischen, oder ihnen mit Gewalt genommen werden. Denn der Bey von Constantin hatte von ihnen die Auslieferung der Gefangenen verlangt, und gedroht, daß er widrigenfalls in Person mit seinem Lager kommen und sie abholen würde. Allein die Maurer gaben zur Antwort, sie fürchteten weder ihn, noch sein Lager, und wenn Algiers ganze Heereskraft bei ihm wäre. Denn diese Mauren erkennen Algiers Botmäßigkeit nicht, ob sie gleich mitten in diesem Reiche wohnen, und eigentlich unter die Zahl seiner Unterthanen gehören. Sie leben, unter dem Namen der Cabails oder Rebellen, in Unabhängigkeit; und die Gebirge Cuco schützen sie, als ein unüberwindliches Bollwerck gegen Algiers Macht.

Diese Barbaren schienen so ergrimmt gegen die armen Schiffbrüchigen, ihre Sclaven, daß ihre Augen funkelten, wenn sie mit ihnen sprachen, und man darinn nichts mehr von dem Weißen erblickte, das bei den Schwarzen und Mauren so merklich ist. Das Kammermädchen und der Bediente, die in demselben Aduard oder Dorfe sich befanden, waren keinen geringern Leiden ausgesetzt, und überdieß des Trostes beraubt, ihre Gebieterinn wieder zu sehn, oder Nachrichten von ihr zu erhalten.

Die Mauren waren nicht zufrieden, die fünf einzigen, welche dem Schiffbruche entgangen waren, in ihrer Gewalt zu haben, sondern sie geizten auch nach den Reichthümern, welche das Meer verschlungen hatte, und die sie für beträchtlich hielten. Da sie eben so gute Taucher, als Läufer in den Bergen sind, so hatten sie bald aus der Tiefe des Meeres die Kisten und Ballen, und die todten Körper herausgeholt. Sie nahmen den Haushofmeister und den Bedienten mit sich, damit sie, was sie auffischen würden, ins Gebirge tragen sollten. Sie zogen die todten Leichname auf den Strand, um sie zu entkleiden, und schnitten ihrer Ringe wegen, der Frau von Burde die Finger, aber mit

Kie-

felsteinen ab, weil sie ihre Messer zu schänden glaubten, wenn sie solche an Christenkörpern brauchten.

Es war ein trauriges Schauspiel für die Gefangenen, die Leichname so lieber und hochgeachteter Personen, den wilden Thieren zum Fraß hingeworfen, und den Beschimpfungen der Mauren ausgesetzt zu sehn, die um die Wette mit Steinen darnach warfen, und sich freuten, wenn die vom Wasser aufgelaufene Körper bei jedem treffenden Wurfe, einen Schall von sich gaben. Der Haushofmeister wollte ihnen, so gut er in seiner Bestürzung konnte, vorstellen, daß sie alle Menschlichkeit beleidigten, und wenigstens erlauben sollten, sie begraben zu dürfen; allein sie gaben zur Antwort, Hunde begrabe man nicht. Ein Maurer, der dem Bedienten einen Ballen aufgeladen hatte, wollte ihn zweimal an diesem todten Körper hingehen lassen, weil das der kürzeste Weg war; aber er konnte ihn nicht dazu bringen, denn der ehrliche Kerl kletterte lieber in seinem Entsetzen einen jähen Felsen hinan, als daß er einen so traurigen Anblick in der Nähe haben wollte. Der Haushofmeister verbarg bei seiner Rückkunft sorgfältig vor Fräulein von Burde, den gräßlichen Auftritt, von dem er Zeuge gewesen war.

Die Mauren theilten nun ihre Beute. Die reichsten Stoffe wurden in Stücken geschnitten, und den Kindern zu ihrem Kopfputz gegeben. Das Silberwerk wurde an die Meistbietenden verkauft. Die drei Kelche, von denen ein einziger wenigstens 400 Livres werth war, giengen zusammen für fünf Livres weg, weil sie durch das Seewasser unscheinbar geworden waren, und die Mauren, welche nicht die Arbeit daran kannten, sie für kupferne Gefäße von geringem Werthe hielten. Die Bücher, die sie fanden, dünkten ihnen ganz unnütze Dinge, und sie überliessen gern einige davon dem Haushofmeister und Bedienten. Der Haushofmeister fand auch sein Schreibzeug, das, wie man gleich hören wird, sehr gute Dienste that.

Denn in den drei Wochen, die sie in diesem Dorfe verweilten, schrieb Fräulein von **Burde** vermittelst dieses Schreibzeugs, auf einige Blätter weißes Papier, die vorn und hinten in die Bücher des Haushofmeisters geheftet waren, drei Briefe an den Französischen Consul zu **Algier**, die aber nicht bestellt wurden. Nach Verlauf dieser drei Wochen, wurden sie mitten in das Gebirge **Cuco** transportirt, wo wahrscheinlich der Scheich, das Oberhaupt dieser Barbaren, seine Residenz hatte. Zwölf Mauren mit Säbeln, Flinten und Hellebarden bewaffnet, machten ihre Begleitung aus. Da diese Mauren gewohnt waren, diesen Weg in großer Geschwindigkeit zurückzulegen, so zwangen sie ihre Gefangene durch Schläge, trotz ihrer Ermüdung hurtiger zu marschiren, als sie vermochten. So thaten sie eine starke Tagereise. Gegen Abend gab man jeder Person ein Stück Brod, und sie genossen die Erholung zum erstenmal auf Brettern zu schlafen, statt daß sie vorher immer auf der bloßen Erde gelegen hatten.

Der Scheich und die Vornehmsten der Mauren hielten eine große Berathschlagung über diese Gefangenen; da sie aber über ihre Theilung nicht einig werden konnten, so fiel der Schluß dahin aus, sie wieder an den Ort ihres ersten Aufenthalts zurück zu schicken. Vor ihrem Aufbruche nahm der Haushofmeister ein wenig Stroh von der Streue des Viehs, das nicht weit von ihnen stand, um es dem Fräulein unter zu legen; darüber erboßte sich der Herr von der Hütte dergestalt, daß er ein Beil ergriff, ihn zwang, den Kopf auf einen Klotz zu legen, und im Begriff war, ihm denselben abzuhacken, wenn nicht ein Maurer, der noch zur rechten Zeit darzu kam, ihn daran verhindert hätte. Drei- oder viermal des Tages, wenn sie die barbarische Grille anwandelte, faßten sie die Gefangenen bei der Gurgel, schlossen die Thüre zu, um nicht gestört zu werden, und schickten sich mit entblößtem Säbel an, sie zu tödten: doch

eine unsichtbare Hand schien immer ihren Arm zurückzuhalten, und ihre Wut zu dämpfen.

Da der Scheich, des gefaßten Entschlusses ungeachtet, sie an ihren ersten Herrn zurückzuschicken, noch immer fortfuhr sie zu behalten, so stellte sich ihr alter Herr, in Begleitung eines Türken aus *) **Bugia** ein, um sie abzuholen, allein sechszehn Gebirg-Mauren zwangen ihn mit bewaffneter Hand, von seinem Vorhaben abzustehn. Der Barbar, der seinen Raub zurücklassen mußte, ergriff das Fräulein, und zog den Säbel, um ihr den Kopf abzuschlagen, doch die Vorstellungen des Türken, fruchteten so viel, daß er ihr nichts zu Leide that. Endlich traten sie den Rückmarsch an. Ihre Führer waren fast jeden Augenblick aus falschem Religionseifer oder Blutdurst im Begriff, sie niederzu machen, und zogen sogar den Abbe und den Haushofmeister hinter einen dicken Busch, um sie ihrem Propheten zu opfern; sie entgiengen aber noch glücklich dieser Gefahr.

Sie erreichten gegen Abend das Dorf, den Ort ihrer ersten Sclaverei. Man gab ihnen rohe Steckrübenblätter ohne Brod zu essen, was ihnen mehrmals begegnet ist. Die Freundschaft, welche die Kinder nach und nach für das kleine Fräulein bekamen, verschaffte letzterer die Annehmlichkeit, ein wenig Milch zu ihrem Brod zu erhalten. Denn die Mauren pflegen ihrem Sohne zu Liebe, die Bitte zu bewilligen, die er, oder die man in seinem Namen thut. Auch bedient man sich, wenn man sich eine Gnade von ihnen erbitten will gewöhnlich der Formel: „**Beim Antlitze deines Sohnes bewillige mir das und das!**“

Ein vierter Brief endlich, den Fräulein von **Burde** an den Consul schrieb, und der allein bestellt wurde, kam glücklich zu **Algier** den 24. November an. Der Dey schickte

*) Feste, volkreiche Seestadt im Königreiche **Algier**, zwischen Algier und Gigery gelegen.

schickte ihn an den Französischen Consul, welcher sogleich den Herrn Dúsault davon benachrichtigte. Das unglückliche Fräulein schilderte darinn, in einer einfachen aber rührenden Schreibart, die schreckliche Gefangenschaft, in welcher sie mit ihrem Gefolge, seit dem Schiffbruche ihrer Mutter schmachte; wie sie Hungers sterben, und vom Ungeziefer aufgefressen würden, und wie sie alle die Mißhandlungen erdulden müßten, die man von den Feinden der Menschlichkeit und der Christen erwarten könnte. Sie flehten ihn inständig an, Mitleiden mit ihrem Elende zu haben, und ihnen einige Hülfe zu leisten, bis er ihnen ihre Freiheit würde verschaffen können, an deren Widererlangung sie wegen der beständigen Drohungen der Barbaren fast verzweifelten.

Dieser Brief rührte alle, die ihn lasen. Ein jeder bot dem Herrn Dúsault seinen Beutel und seine Dienste an; aber er bedurfte in diesem Stücke gar keiner Aufmunterung, denn er kannte die Familie des Fräuleins von Burde sehr genau. Er gab sogleich Befehl, eine Französische Tartane, die im Hafen lag, in segelfertigen Stand zu setzen, er kaufte Kleider und Proviant ein, und wirkte vom Dey ein Empfehlungsschreiben an den Groß-Marabut, oder Mufti von Bugia aus, der bei diesen Völkern das meiste auszurichten vermag. Er schrieb auch an das Fräulein, und schickte ihr einige Präsente. Die Tartane gieng noch denselben Abend ab, und langte in kurzer Zeit zu Bugia an.

Der Französische Dollmetscher, Ibrahim Aga, den Herr Dúsault mit der Tartane abgeschickt hatte, händigte sogleich die Briefe des Dey und des Herrn Dúsault, dem Groß-Marabut ein, und dieser, ob er gleich sich unpäßlich befand, setzte sich unverzüglich zu Pferde, und nahm mit dem Marabut von Gigery, dem Dollmetscher, und 6 oder 7 Mauren, den Weg nach dem Gebirge, das fünf oder

sechs

sechs Tagereisen von Bugia entfernt liegt. Die Mauren und Herrn der Gefangenen, wurden den Trupp von ferne gewahr, und verschlossen sich bei ihrer Ankunft, zehn oder zwölf an der Zahl, mit entblößtem Säbel in ihrer Hütte. Die Marabuts schlugen hart an die Thüre, und fragten wo die Christen wären? Man ertheilte ihnen zur Antwort, sie befänden sich an dem Ende des Dorfs. Allein ein Maurer, der außen stand, gab ihnen durch Zeichen zu verstehn, sie wären in der Hütte. Sogleich stieg die ganze Gesellschaft vom Pferde, und ließ sich die Thüre öffnen. Die Mauren ergriffen die Flucht, und die Marabuts traten hinein.

Bei ihrem Anblick glaubten die Gefangnen, daß die Stunde ihrer Opferung gekommen sei, allein der Groß-Marabut riß sie bald aus ihrem Irrthume, als er sich dem Fräulein näherte, und ihr den Brief des Consuls übergab; er theilte ihr auch Brod und Nüsse von seinem Vorrathe mit, denn wer in Africa reiset, muß seine Lebensmittel bei sich führen. Er brachte die Nacht mit seinem ganzen Gefolge in der Hütte zu, und den andern Morgen ließ er die Mauren durch ihre Kinder aufsuchen. Sie stellten sich seinem Befehle gemäß ein, und küßten ihm alle ihrer Gewohnheit nach die Hand, denn die Mauren haben die tiefste Ehrfurcht für ihre Marabuts, und ihr Fluch ist ihnen furchtbarer, als alle Drohungen Algiers. Die Armen betteln nicht im Namen Gottes, sondern im Namen des Marabut um ein Allmosen,

Der Groß-Marabut ließ auch den Ober-Befehlshaber im Gebirge, und die Häupter der Hütten des Dorfs rufen, und als sie sich in der Hütte, wo er war, versammelt hatten, machte er ihnen bekannt, daß er gekommen sei, um die von dem Schiffbruche entgangene Franzosen zurückzufordern: Frankreich hätte Frieden mit Algier, und sie dürften nicht gegen den Inhalt der Vorträge, diese Franzosen zurückbehalten, die schon unglücklich genug wären, ihre Familie

und

und ihre Habe eingebüßt zu haben, ohne auch noch ihre Freiheit und ihr Leben zu verlieren; die Mauren vom Gebirge ständen zwar nicht unter Algiers Botmäßigkeit, allein sie genössen doch gleichfalls die Vortheile des Friedens mit Frankreich, und sie würden so die größte Ungerechtigkeit begehn, wenn sie die Sclaven nicht losließen, da sie schon genug Gewinn an der reichen Beute des Schiffbruchs gehabt hätten. Die Mauren machten, so gut sie konnten Einwendungen, und führten verschiedene leere Gründe zu ihrer Rechtfertigung an.

Die niedergeschlagenen Schiffbrüchigen, verloren während dieses Wortwechsels, nach und nach alle ihre gefaßte Hoffnung, ihre Freiheit zu erlangen, und ihre Bestürzung wuchs, als der Dollmetscher ihnen sagte, daß die Mauren zwar durch das Ansehn und die Gründe des Marabuts bewogen, in die Rückgabe der Gefangenen willigten, doch unter der Bedingung, daß der Scheich das Fräulein behalte, indem er sie zur Frau für seinen vierzehnjährigen Sohn bestimme: sie setzten hinzu, sie dürfe sich einer solchen Verbindung nicht schämen, und wenn sie die Tochter des Königs von Frankreich wäre, weil sein Sohn, als Sohn des Königs der Berge, gewiß eben so viel werth sei.

Fräulein von **Burde** und ihre Gesellschaft, blieben so lange in dieser quälenden Unruhe und traurigen Lage, als sich der Scheich unerbittlich zeigte; aber, als ihn der Marabut bei Seite zog und ihm einige goldne Sultaninnen, unter Versprechung einer größern Anzahl, in die Hand steckte, machte ihn das Gold im Augenblicke geschmeidiger. Man wurde einig, die Gefangenen gegen baare Erlegung von 900 Piastern, jeder $2\frac{1}{2}$ Pistole an Gewicht, frei zu geben; diese Bergbewohner erklärten zugleich beim Schluß des Accords, daß ihre Nachgiebigkeit in diesem Stücke bloß die Frucht ihrer Ehrfurcht für ihre Marabuts, keinesweges aber die Wirkung der Furcht vor dem Dey von Algier sei. Der

Groß-

Groß-Marabut ließ einen Türken, und den Schmuck seiner Weiber zum Pfande zurück, und nahm die fünf Sclaven mit sich.

Auf der Rückreise nach **Bugia**, herbergten sie des Nachts in den Hütten der Mauren, wenn sie welche antreffen konnten. Einsmals hatten sie ihr Nachtlager bei einer alten Möhrinn genommen. Dieses böse Weib ärgerte sich, daß die Bergbewohner diese Christen nicht umgebracht hätten. Sie schalt sie Thoren, dem Mahomet kein solches Opfer gebracht, und sich nicht dadurch das Paradis erworben zu haben. Sie setzte in voller Wut hinzu, wenn ein solcher Fall sich in ihrem Aduard ereignet hätte, und diese Christen in ihrer Gewalt gewesen wären, so würde sie mit ihren eigenen Händen sie erwürgt haben, wenn ihr Mann sie nicht hätte tödten wollen. Indem die alte Vettel diese wütige Reden führte, war sie mit Zurichtung der Speisen für die Marabuts beschäftigt, aber sie that es auf eine so unreinliche Art, daß man ihr nur zuzusehn brauchte, um selbst beim nagendsten Hunger allen Appetit zu verlieren.

Bei ihrer Ankunft zu **Bugia**, den 9ten December, gab man den erlöseten Gefangnen Hemden unter ihre Caputs, weil die, für sie übersendete Kleidungsstücke zu Geschenken und zur Erleichterung ihrer Freigebung hatten angewendet werden müssen. Man schiffte sie Abends den 10. auf der Tartane ein, welche zu Algier den 13ten mit Anbruch des Tages anlangte.. Sobald sie der Capitain des Schiffs des Herrn **Dusault** gewahr wurde, that er einen Stückschuß, welchen die Tartane durch 4 Schüsse aus Steinstücken, beantwortete. Dieses Signal verkündigte ihre Ankunft, die man mit Ungeduld und Bekümmerniß erwartete. Man schickte die Schaluppe des Schiffs ab, um

sie

*) Herr **Dusault** war als außerordentlicher Gesandter des Königs von Frankreich, nach Algier geschickt worden.

sie ans Land zu setzen. Der Consul und die Vornehmsten der Franzosen, welche sich zu Algier befanden, giengen ihnen entgegen, um sie vom Hafen bis zur Wohnung des Gesandten zu begleiten, welche mit Christen, Türken, und sogar mit Juden angefüllt war. Der Gesandte empfieng das Fräulein am Eingang des Hofes, gab ihr die Hand, und führte sie zuerst in die Capelle, wo sie Messe hörte. Hierauf wurde das Te Deum angestimmt, um Gott für diese glückliche Befreiung zu danken.

Jedermann hatte Mühe sich der Thränen zu enthalten. In der That verrieth dieses Fräulein, das noch nicht volle zehn Jahre erreicht hatte, nach so vielen ausgestandnen Leiden, Ungemach und Sorgen, in ihrem Betragen und Reden, etwas Edles und Großes, das von einer glücklichen Erziehung, und einer Seele zeugte, die über alle Proben des Schicksals erhaben war. Die Personen von ihrem Gefolge versicherten, daß sie ihnen Muth und Trost eingesprochen, und sie oft ermahnt hätte, lieber den Tod zu leiden, als ihre Treue gegen Gott zu brechen. Man versuchte einigemal ihr den Kopf mit Oel zu salben, wie die Mauren mit ihren Kindern zu thun pflegen; aber aller gewaltsamen Mittel ungeachtet, konnte man sie nie dazu bringen es zu leiden, weil sie diese Salbung für einen Gebrauch der Mahomedanischen Religion hielt.

Nachdem die Befreiten und die Mauren ihre Begleiter, einige Tage ausgeruht hatten. Lieferte man dem Bevollmächtigten des Groß-Marabuts, die 900 Piaster aus, welche das Lösegeld für Fräulein von Burde und ihr Gefolge ausmachten, und Herr Düsault begleitete sie noch mit einigen Geschenken, für diesen Marabut, und die andern Personen, welche ihm bei dieser Unterhandlung behülflich gewesen waren.

Den 5. Januar 1720, gieng Fräulein von Burde mit ihrem Onkel und ihrem Kammermädchen an Bord des

Schiffs

des Herrn Düsault, und trat den 20. März zu Marseille ans Land, wo der Marquis von Varenne, sie aus den Händen des Herrn Düsault empfieng.

Fräulein von Burde blieb noch einige Zeit im Schooße ihrer Familie, bis sie sich mit dem Markis von T.... verheirathete. Sie lebte in dieser Ehe sehr glücklich, und ist erst vor einigen Jahren gestorben. Ihre Kinder behaupten einen angesehenen Rang in der Provinz.

Anmerkung des Herausgebers der Olla.

Die Erzählung dieser wahren Geschichte steht in der Histoire des états barbaresques, Paris, 1757. Man hat sie 1785. noch einmal, unter dem Titel gedruckt: La belle captive, ou histoire du naufrage & de la captivité de Mademoiselle Adeline, comtesse de Saint-Farget, âgée de 16 ans, dans une partie du royaume d'Alger en 1782. Es ist aber ein untergeschobener Name, um diesen Nachdruck bei Gelegenheit des feierlichen Umgangs, der 1785 vom Orden de la Merci losgekauften Gefangenen, in einem andern Gewande an Mann zu bringen. Die wahre Heldinn der Geschichte bleibt Fräulein von Burde.

IV.
Naturgeschichte.

Der Kranich.

Nicht nur den Gehölzen und Feldern hat die Natur eine unendliche Mannigfaltigkeit von Vögelarten gegeben, sondern auch dem Wasser. Dabei hat sie für ihren Aufenthalt in beiden Elementen mit gleicher Aufmerksamkeit gesorgt. Das Wasserhuhn kann schwimmen, wie die Henne auf dem Lande laufen kann. Die Federn des Wasserhuhns sind durch eine gewisse natürliche Fettigkeit verwahrt, und ihre Zehen durch eine Haut verbunden. Zwischen den Vögelarten, die sich vor Flüssen und Teichen scheuen, und denjenigen, die sie aufsuchen und zum Aufenthalte wählen, giebt es eine zahlreiche Mittelgattung, die mit jenen beiden manches gemein zu haben scheint. Sie besitzen abgesonderte Zehen und alle übrige Eigenschaften zur Wohnung auf dem Lande: dabei lockt sie mehr als ein Trieb vorzüglich nach dem Wasser. Man kann sie eigentlich weder Landvögel noch Wasservögel nennen: und wiewohl sie ihre Nahrung im Wasser suchen, so sind sie doch vermöge ihres Baues nicht im Stande, sie an tiefen Orten zu erreichen, wo sie ihnen reichlicher vorkommen würde.

Die Vögel von der sehr mannichfaltigen Kranichsart unterscheiden sich von einander mehr durch ihre Eigenheiten

als durch ihren Bau. In Absicht auf diesen, scheinen sie von der Natur ein wenig vernachlässigt zu seyn. Denjenigen, die im Wasser leben müssen, ist gleichwohl die Gabe zu schwimmen versagt. Sie haben zum Theil sehr lange Füße, um in wenig tiefen Wassern schreiten zu können, und lange Schnäbel zum Suchen gemacht.

Man erkennt die Vögel dieser Art, die in sumpfigen Gegenden leben, theils an ihren langen Füßen, theils aber und noch mehr an den Schuppen, womit diese bedeckt sind. Meistens haben sie von der Mitte des Schenkels an, oder wenigstens über dem Gelenke keine Federn. Da sie beständig im Wasser zu wandern pflegen, so bleiben diese Theile beständig feucht, und können daher keine Federn treiben. Sonderbar ist daher der Unterschied zwischen dem nackten Fuß eines Kranichs und dem Fuß eines Falken, der beinahe bis an die Krallen mit Federn bewachsen ist.

Nicht weniger merkwürdig ist an den meisten dieser Vögelarten ihr Schnabel. Er ist, im Durchschnitt genommen, länger als an den andern Gattungen; bei einigen auf beiden Seiten vertieft. An der Spitze ist er äußerst reizbar, so daß sie ihren Raub, auch wenn sie ihn nicht sehn, auf dem Boden des Wassers spüren können. Zum Theil haben sie lange Schnäbel, lange Hälse, und lange Füße. Aber nicht alle sind in gleichem Grade gut versorgt: es giebt welche, die kurze Füße und einen langen Hals haben. Nach einer allgemeinen Regel, die jedoch einige Ausnahmen leidet, steht die Länge des Halses mit der Länge der Füße im Verhältniß. Mehr fehlerhaft würde der Bau des Vogels seyn, wenn er auf hohen Beinen, mithin in einer gewissen Entfernung von seiner Beute stünde, und doch kein Werkzeug hätte, sie zu erreichen.

Die verschiednen Angaben von der Größe des Kranichs weichen sehr von einander ab. Willoughby und Pennant geben ihm vom Kopfe bis zum Schwanz fünf oder

sechs Fuß: andre Naturforscher machen ihn fünf Fuß hoch, oder auch so groß wie einen Mensch. Aber schwerlich kann man einem Vogel, dessen Rumpf bekanntlich nicht stärker ist, wie der von einem Welschenhahne, und der nicht über zehn Pfund wiegt, die Größe eines Straußes beilegen. Brisson allein scheint ihn besser beobachtet und beschrieben zu haben. Nach ihm ist der Kranich etwas kleiner, als der Storch, ungefähr drei Fuß hoch, und vom Schnabel bis an das äußerste Ende des Schwanzes einen Fuß lang. Geßner sagt, zu seiner Zeit wären die Kranichfedern in Gold gefaßt, und als Kopfputz getragen worden.

Dieß ist die richtige Ausmessung eines Vogels, von dem man von jeher mehr Fabelhaftes, als von irgend einem andern ausgebreitet hat. Die Alten, die seine Geschichte geschrieben haben, kennten ihn sehr genau; ihre Einbildungskraft hat ihn nicht wenig verschönert. Die Lebensweise des Kranichs hat ihnen ein Muster einer guten Staatsverfassung zu seyn geschienen. Sie nehmen an, er trüge ganz außerordentliche Sorgfalt für seine Eltern, und entlehnten daher Erinnerungen an kindliche Liebe. Auch nennten sie ihn, indem sie seine vorgebliche Kämpfe mit den Athiopischen Pygmäen beschrieben, den Soldaten als Beispiel zur Ermunterung. Im Alterthum wurde die Naturgeschichte ein Eigenthum der Dichter, das aller Verschönerungen der Einbildungskraft fähig gehalten wurde. Als nachher diese so anziehende und nützliche Wissenschaft zu einer andern Menschenclasse übergieng, mußte sie freilich die schon vorhandnen Nachrichten benutzen, wenn sie Gegenstände betrafen, die sie nicht selbst beobachten konnte; ganz natürlich mußte sich also Fabel in Wahrheit mischen; und so bekam auch die Naturgeschichte des Kranichs mehr als einen Zusatz von der Einbildungskraft. So viel ist indessen gewiß, daß er ein sehr geselliger Vogel ist. Selten sieht man ihn allein; gemeiniglich wandern oder ruhen Truppen von funfzig bis

sechs-

sechszig zusammen: unterdessen daß die eine Partie füttert, hält die andre Partie die Wache. Dadurch, daß man eine Art von ehelicher Zuneigung zwischen ihnen bemerkte, mag man wohl auf die Idee von ihrer vorzüglichen Sorgfalt für ihre Eltern gekommen seyn. Und in Rücksicht auf die Fabel von ihren Gefechten mit den Pygmäen, ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß sie sich öfters gegen die Affen, die sie in ihren Nestern anfallen, wehren mögen: denn daß sie der angreifende Theil seyn sollten, läßt sich deswegen nicht vermuthen, weil sie sich vorzugsweise von Gewächsen nähren.

Der Kranich ist ein Zugvogel, und in ganz Europa, ausgenommen in England, bekannt. Es giebt keine Gegend in der Welt, wo bebautes Feld ist, die er nicht besucht. Er zieht fort, und kömmt regelmäßig in den Jahreszeiten wieder, wo ihn der Ueberfluß an Lebensmitteln lockt, oder der Mangel vertreibt. Ueberhaupt verläßt er Europa gegen das Ende des Herbstes, und kömmt zu Anfang des Frühlings wieder. Während seiner Wanderungen eilt er nicht so sehr, daß er nicht jedesmal da verweilen sollte, wo ihn ein gutes Fruchtfeld einladet. Gemeiniglich erwarten die Kraniche die Nacht, um sich darauf niederzulassen, und dann richten sie unglaublichen Schaden an. Der Landmann, der sich in der Hoffnung einer reichen Erndte niederlegt, sieht beim Erwachen seine Hoffnung vernichtet, und seine Felder durch einen Feind verwüstet, der zu schnell verschwindet, als daß er sich an ihm rächen könnte.

England bleibt schon seit vielen Jahren von ihren Einfällen verschont. Ehedem gab es ihrer in Menge; und ihr Fleisch wurde so geschätzt, daß, um ihre Vermehrung zu befördern, eine Strafe darauf stand, wer ihre Eier zerstören würde; jetzt aber beugen sie von ihrem Wege dahin ab. Volksmenge und Landbau haben in England zugenommen; und wenn auch gutbestellte Felder ihnen einen

größern Ueberfluß zeigen, so sind sie doch so sorgfältig bewacht, daß der Kranich, voll Ahndung der Gefahr, dadurch mehr zurückgescheucht, als durch die Erwartung des Genusses angezogen wird.

Es ist schon angeführt worden, daß man sich vor Alters sehr viel aus dem Fleische der Kraniche gemacht hat. Es war, wie Plutarch bemerkt, eine von den ausschließlichen Leckereien für die Tafeln der Vornehmen und Reichen. Man stach ihnen die Augen aus, und machte sie in Käfichen fett. Die alten Bretagner aßen sie nicht weniger gern. Heut zu Tage finden wir diesen Geschmack ein wenig sonderbar. Der Kranich scheint uns jetzt eine elende Speise zu seyn; sein zaserichtes, harte, trockne Fleisch, erfordert viele Zubereitungen, wenn es genießbar werden soll; und alle Kunst der Kocherei bringt es doch nicht weiter, als daß es bloß für starke und feurige Mägen verdaulich wird.

Die kalten nördlichen Gegenden scheinen der gewöhnliche Aufenthalt des Kranichs zu seyn; die südlichen Gegenden von Europa berührt er mehr, als er sie bewohnt. Die Drossel zieht bekanntlich, ohne die mindeste Abweichung, immer in der Richtung von Norden gegen Süden. Ganz verschieden aber geht der Zug des Kranichs; er schweift bald dahin, bald dorthin aus. Den Herbst bringt er in Europa zu: von da sucht er wahrscheinlich südlichere Gegenden auf, um da den Winter über zu bleiben. Im Frühling kömmt er wieder, fliegt während des Sommers immer gegen Norden, und kehrt im Herbst zurück, um unsre Fluren von neuem zu verheeren.

Man kann sich nicht denken, wie hoch sie fliegen. Man hört ihr Geschrei, stärker als das von andern Vögeln, öfters über den Wolken, in einer Höhe, wo man sie nicht mehr erkennen kann. Da sie nach Verhältniß ihrer Größe sehr leicht sind, und ihre Flügel sich weit ausbreiten, so wird es ihnen nicht schwer, sich in einer erstaunlichen Höhe

gegen

gegen den Schuß zu sichern. Zu gleicher Zeit schützt sie ihr schneller Flug gegen die Raubvögel, die im Verfolgen ermatten.

In ihren Luftreisen, wo sie jedem Auge unsichtbar sind, unterscheiden sie vollkommen deutlich jeden Gegenstand unter ihnen; dabei lenken sie ihren Zug durch einen gewissen Zuruf; lassen sich auch wohl nieder, wenn ihnen eine Gelegenheit zur Beute aufstößt.

Daß die Stimme des Kranichs stärker und durchdringender ist, als bei irgend einem andern Vogel, hat seinen Grund in der außerordentlichen Weite und Bewegung seiner Luftröhre. Diese ist ganz ungewöhnlich eingerichtet: sie geht nemlich vermittelst einer eignen Oeffnung tief in das Brustbein hinein; in dieser Oeffnung beugt sie sich, geht wieder durch eben diese Oeffnung heraus, und alsdann durch die Lunge. Der Schall, der sich in einer solchen Tiefe bildet, wird durch alle Gelenke der Röhre gebrochen, ehe er die freie Luft erreicht. Daher wird er auch so heftig, daß er denjenigen, der ihn in der Nähe hört, beinahe taub macht. Für den Vogel ist er eine wahre Wohlthat: denn wird dieser, während der Fütterung, die er gewöhnlich in tiefem Stillschweigen einnimmt, von einer Seite angegriffen, so kann die Wache, die zuerst die Gefahr wahrnimt, sogleich Lerm machen, und dann fliegt die ganze Schaar davon.

Weil sie nicht anders als mit vieler Mühe auffliegen können, so sind sie schüchtern, und lassen sich nicht so leicht beikommen. Die Nacht ist die Zeit, wo sie ihre Streifereien vornehmen: alsdann fallen sie auf ein Feld ein, und zertreten es dergestalt, daß man glauben sollte, ein Regiment Soldaten hätte hier campirt. Zuweilen wählen sie sich einen einsamen Sumpf, und bleiben da den ganzen Tag, als ob sie über etwas berathschlagten. Fehlt es ihnen an Frucht, so durchwandern sie sumpfige Gegenden, um

Insecten, oder jede andre Nahrung aufzusuchen, wobei ihnen keine Gefahr zu drohen scheint.

Körner sind ihre liebste Nahrung: doch nehmen sie auch mit jeder andern vorlieb. Redi, der verschiedne Kraniche geöffnet hat, fand den Magen des einen mit Löwenzahn angefüllt; bei einem andern fand er Bohnen, und in einem dritten Klee. In den Mägen einiger andern war weiter nichts, als Regenwürmer, Schnecken, Eidexen, Seefische, Käfer, verschiedne Kräuter, und kleine Kieseln. Die letztern hatte der Vogel vielleicht nur deswegen verschluckt, um das Reiben der Nahrungsmittel zu befördern.

Ueberhaupt genommen ist der Kranich ein friedsamer Vogel. So groß er dem Ansehen nach ist, so scheut sich doch ein kleiner Falke nicht, ihn zu verfolgen, und wird zuweilen seiner Herr. Die Jäger pflegen mehrere Falken gegen ihn los zu lassen. Um diesem auszuweichen, steigt der Kranich senkrecht in die Höhe, bis die Luft zu leicht wird um ihn tragen zu können. Die Falken setzen ihm nach; und wiewohl sie nicht so gut im Stande sind, in einem so dünnen Medium zu fliegen, so steigen sie doch, vermöge ihrer eigenthümlichen Schnelligkeit, noch höher als er. Kranich und Falken werden unsichtbar: aber es währt nicht lange, so senken sie sich zugleich, und stürzen mit heftiger Erbitterung von Seiten der Falken unter beständigem Schreien des Kranichs hernieder. Aufs äußerste gebracht, wendet sich der Kranich auf den Rücken, und wehrt sich verzweiflungsvoll mit Schnabel und Krallen; bis endlich der Jäger die Falken zurückruft, und dadurch dem Kampf ein Ende macht.

Unsere Vorfahren, vorzüglich in England, fanden viel Vergnügen an dieser Jagd. Man pflegte junge Kraniche aufzuziehen, um die Falken zur Baize abzurichten. Der Kranich ist gelehrig und läßt sich leicht zahm machen. Albertus Magnus versichert, dieser Vogel habe eine ganz besondere

sondere Zuneigung zu dem Menschen, und doch hat er ihm zu einem grausamen Vergnügen dienen müssen.

Das Weibchen legt nie mehr, als zwei Eier zugleich, die fast wie Gänseeier, aber bläulich aussehen. Ihre Jungen sind eher im Stande zu laufen, als zu fliegen. Die Alten überlassen sie sich selbst, sobald sie gehen können: aber ehe sie sich von ihnen trennen, weisen sie ihnen erst Stellen an, wo sie leicht und überflüssig Nahrung finden. Und wiewohl die Jungen noch keine Flügel haben, so laufen sie doch so schnell, daß ein Mensch sie kaum einholen kann. Aldrorandus sagt da, wo er vom Alter des Kranichs spricht, ein Freund von ihm hätte einen abgerichteten Kranich über vierzig Jahre gehabt.

Fast überall hat der gemeine Mann eine Art von Ehrfurcht für diesen Vogel gehegt. Von dieser ehemaligen Achtung hat sich vielleicht ein Ueberrest, vorzüglich auf dem Lande, bis jetzt erhalten. Es giebt Orte, wo es bei Strafe verboten ist, einen Kranich umzubringen; und wo auch keine gesetzliche Strafe darauf steht, läßt es doch der gemeine Mann zuverläßig denjenigen entgelten, der sich an einem Kranich vergreift. Er betrachtet ihn gewissermaßen als einen Wetterpropheten. Nach seiner frühern oder spätern Ankunft, richtet der Landmann seine Feldarbeiten ein. Kömmt der Lieblingsvogel bald, so verspricht er sich ein gesegnetes Jahr: bleibt er länger aus, so wird ihm bang wegen des Frühlings, nnd wegen der Erndte.

V.

Biographie.

Anna von Bolein, Mutter der Königinn Elisabeth von England.

Anna von Bolein war eine Tochter des Thomas von Bolein, Ritter und Schatzmeister des Cabinets, und der Johanna Clinston, einer Tochter des Baronets dieses Namens. In ihrem 15 Jahr, 1515 gieng sie als Hofdame der Prinzessinn Maria, der Schwester Heinrichs VIII, nach Frankreich; die sechszehnjährige Maria vermählte sich damals mit Ludwig XII, der ein Dreiundfunfziger war.

Er starb drei Monate nach seiner Vermählung, und Maria heirathete heimlich zu Paris, einen bloßen Edelmann von ihrem Gefolge, einen Günstling Heinrichs VIII, der ihm das Herzogthum Suffolk gab.

Anna von Bolein, kehrte mit ihrer Gebieterinn nach London zurück, aber schöner als jemals. „Die Luft die „sie in Frankreich athmete, hatte ihren Teint mit dem glän„zenden Colorit der Frölichkeit belebt, und lieh selbst ihren „kleinsten Handlungen Interesse.“ Der König von England konnte sie nicht ungerührt sehn: er sah sie zum erstenmal in seinem Parc. Nachdem er sich einige Augenblicke mit ihr über den angenehmen und galanten Humor der Englischen

glischen Damen unterhalten hatte, wurde er so verliebt in sie, daß er nach seiner Zurückkunft nach **Witheal** zu seinem Günstlinge, dem Cardinal **Wolsey** sagte: „Ich habe eben eine halbstündige Unterredung mit einer Fräulein gehabt, die Verstand wie ein Engel hat, und würdig einer Krone ist.“ Der Cardinal antwortete: „Es ist schon ge„nug, daß sie Ihrer Liebe würdig ist.“ — „Aber ich fürchte, setzte der König hinzu, daß sich dieser Engel nicht zu den Menschen wird herablassen wollen.

Wolsey, der beständig darauf sann, wie er den König von Staatsgeschäften entfernen könnte, deren Ruder er allein führen wollte, **Wolsey** sprach seiner Liebe Muth ein: „Große Fürsten, wie Ew. Majestät, sagte er, haben im Herzen und in der Hand einen Magnet, der selbst Eisen anzuziehen vermag.“ Er rieth ihm **Anna's** Vater zum Lord zu erheben, und seiner Tochter die Stelle einer Hofdame bei der Königinn Catharina zu geben. Ein solcher Rath konnte nicht anders als Eingang finden. Der König schickte die Decrete an die junge **Bolein**, und folgendes Briefchen von seiner Hand. „Ich habe Euch so schön und „artig gefunden, daß mir das Glück keine größere Gunst „erweisen konnte, als die es mir vor einigen Tagen erzeigte, „wo es mir mit Euch eine Unterredung von einigen Augen„blicken in Eurem Garten verschaffte, und mir dadurch die „Ueberzeugung einleuchtend machte, wie sehr Ihr wegen „Eurer Verdienste würdig seyd, einen ansehnlichen Rang „in dieser Welt zu bekleiden, und Euer Haus mit großen „Ehrenstellen geschmückt zu sehn.“ „Ich bitte Euch einst„weilen die beiden innliegende Decrete anzunehmen, die ich „Euch als eine, Euren Verdiensten schuldige, Belohnung „überschicke. Seyd versichert, daß ich Euch so sehr nach „meinem Geschmack finde, daß es nur auf Euch ankömmt, „jede Euch beliebige Erfahrung davon zu machen. Ver,

„schmähe

„schmäht nicht, was ich Euch mehr mit dem Herzen, als „dem Munde anbiete.“

„Der König, der Euch liebt.“

Anna von Bolein, welche die Unterredung des Königs mit dem Cardinal, schon durch einen Pagen, ihren Verwandten, erfahren hatte, theilte den Brief ihrem Vater mit, über den der Ehrgeiz mehr, als wahre Ehre vermochte, und der seine Tochter ermahnte, die Wünsche des Monarchen zu erhören.

Wie sie als Hofdame der Königinn am Hofe erschien, schien **Catharina** eine Ahndung von dem zu haben, was sich zutragen könnte, und sagte zu den andern Damen: „**Anna's von Bolein** Erscheinung am Hofe, ist eine Vorbedeutung großen Unglücks, das ihr droht. Ich werde mein möglichstes thun, um dem König abzurathen, sie lange in dieser Stelle zu lassen.“ Aber alle ihre Bemühungen waren vergebens. **Anna von Bolein** wurde die Quelle aller Gnadenbezeugungen.

Der König gab ihrem Vater die Grafschaft **Rochefort**, eines der größten Staatsämter, und die ehrenvollsten Gesandschaftsposten. Man hat behauptet, der König hätte bei seiner Geliebten zwölf Jahre lang nur den schmachtenden, seufzenden Liebhaber spielen müssen. Sie fürchtete seine Unbeständigkeit, und erlaubte ihm nur so viel, als ihn noch mehr in Feuer setzen konnte. Endlich gestand sie dem König offenherzig die Ursache ihrer so langen Sprödigkeit: sie sagte zu ihm: „Wenn es mit seiner Liebe Ernst wäre, so würde es ihm etwas leichtes seyn, sich von der Königinn scheiden zu lassen, und sie zu heirathen.“ Andre versichern, der König wäre schon heimlich mit ihr verehligt gewesen, ehe er sie öffentlich heirathete, und sie habe von ihm eine todte Tochter, und hernach einen Sohn gehabt, der ebenfalls nur einige Tage am Leben geblieben sey. Sie

mag

also schon seine Gemahlinn gewesen seyn, oder ihm die letzten Gunstbezeugungen bis zur Ehe verweigert haben, genug, der König von seiner Leidenschaft geblendet, beschloß, mit ihr den Thron zu theilen, und **Catharinen** auszuschließen. Er trug dem Cardinal **Wolsey** auf, am römischen Hofe um die Ehescheidung von der Königinn, anzuhalten.

Heinrichs Abgesandte trafen den Pabst zu **Bologne** an, wo er eben Kaiser **Carl V** gekrönt hatte, dem er versprach, nicht in des Königs von England Verlangen zu willigen. Als er den Abgeordneten dieses Monarchen, Audienz gegeben hatte, verschob er die Antwort, bis er wieder in Rom sein würde, und wie er zu Rom war, konnten sie ebenfalls nie mit ihm zum Schluß kommen. **Heinrich** erfuhr endlich, welches Versprechen der Pabst dem Kaiser gethan habe, und beschloß, sich in seinem eigenen Königreiche durch die versammelte Geistlichkeit, richten zu lassen. Hierauf verbot er allen seinen Unterthanen bei harter Strafe, keine Bullen mehr vom Pabste zu verlangen. Er wußte, daß dieses Verbot der Dataria zu **Rom** mehr als 4000 Thaler Einkünfte nehmen würde, und schmeichelte sich, der Pabst sollte nun sogleich in die Ehescheidung willigen. Aber er betrog sich. Man erlaubte sich sogar einige harte Proceduren gegen ihn; man drohte ihm mit dem Bann, und untersagte ihm gänzlich diese Angelegenheit in seinem Reiche schlichten zu lassen. **Heinrich**, aus Furcht seine Forderung erst spät bewilligt, oder wohl gar abgeschlagen zu sehn, heirathete seine Geliebte heimlich.

Zwei Monate nach dieser heimlichen Heirath, wurde **Anna von Bolein** schwanger. Dieses bestärkte jedermann in dem Glauben, daß der König erst nach der Heirath seine Leidenschaft befriedigt habe. Das ist aber nicht wahrscheinlich. Wie ist es möglich, daß ein so wollüstiger Prinz, wie **Heinich VIII** sieben Jahre mit einem so schönen Liebchen,

chen, wie **Anna von Bolein**, gelebt haben sollte, ohne jemals die Gesetze der Enthaltsamkeit übertreten zu haben.

Der König, fest entschlossen, die Ehescheidung zu vollziehn, und seine neue Vermählung bekannt zu machen, berief eine allgemeine Synode. Der Doktor **Cramner** dessen Stimme sich der König durch das Erzbisthum **Canterbury** versichert hatte, erklärte, des Königs Wille sey, daß alle Geistlichen des Reichs ihm eben den Eid der Treue und des Gehorsams leisten sollten, den sie dem Pabst geleistet hätten. Die ganze Versammlung schwur, und fällte zugleich den Schluß: "daß der König sich rechtskräftig von der Königinn **Catharina** scheiden könne, weil sichere Beweise vorhanden wären, daß seine Ehe mit ihr null, und ohne die erforderlichen Formalitäten geschlossen worden sey." Noch an demselben Tage begab sich Doctor **Cramner** in die Grafschaft **Bedford**, wo sich **Catharina** aufhielt, um sie vorzuladen, die Ehescheidungs Sentenz in Gegenwart des Königs anzuhören. Die Königinn, ohne ihn sehn noch sprechen zu wollen, ließ ihm durch einen Secretär antworten: „Sie habe an den Römischen Hof wegen der vorgeblichen Ehescheidung appellirt, und könne also keinen andern Richterstuhl erkennen, als Rom." Aber **Cramner**, ohne sich an ihr protestiren zu kehren, erkannte als Primas von England, daß König Heinrich von Catharinen geschieden, und ihre Ehe aufgehoben sey, und daß beide Partheien wieder in die Rechte ihrer vorigen Freiheit träten.

Den ersten Junius wurde die neue Königinn mit großer Pracht gekrönt. Die Großen und das Volk wetteiferten, ihr ihre Freude über ihre Gelangung zum Throne zu bezeigen. Den Tag darauf führte sie der König nach **Hamptoncourt**, was damals das schönste Landhaus in Europa war. Der Cardinal **Wolsey** hatte es bauen lassen, und der König hatte es ihm confiscirt. Beim Eintritt konnte die Königinn ihre Freude nicht verbergen: Sie sagte

zu Heinrich: „Mein Feind der Cardinal, der dieses schöne „Haus bauen ließ, glaubte nicht, daß ich es einst als Kö„niginn betreten würde, aber Eure Liebe, mein lieber Ge„mahl, hat mich trotz ihm, in dieses Haus gebracht.“

Catharina vermochte so viele Kränkungen nicht auszuhalten. Sie starb an einer heftigen Colik den 3 Januar 1536. Der König ließ sie, ohne Prunk, in der Cathedralkirche von Peterboroug begraben. Ihr Tod schien ihm Anfangs nicht nah zu gehn, ob sie ihm gleich, zwei Tage zuvor, folgenden liebevollen Brief geschrieben hatte.

„Sire, mein vielgeliebter König, Herr und Ehegemahl!

„Ich bin im Begriff meine Seele in die Hände der göttlichen Barmherzigkeit zu übergeben, damit sie frei „werde von dem Leibe, dem Ihr so viel Leiden und „Kränkungen angethan habt: aber, obwohl letztere groß „waren, so vermochten sie doch nie, die Liebe, die ich „immer für Euch gehabt habe, und die bis ins Grab „dauren wird, zu erkälten, vielweniger zu erlöschen. „Sie eben macht es mir zur Pflicht, Euch heute dieses Brief zu schicken, um als Gattinn Euch zu ermahnen, und als Christinn Euch zu warnen, an „Eure ewige Seligkeit zu denken, die Euch theurer „seyn muß, als die vergängliche Krone auf Eurem „Haupte, und als alle weltliche Ehre. Ich habe „nicht ermangelt, mein lieber Ehegemahl und mein „König, zu dem Vater des Lichtes für Euch zu beten, „daß er Euch gute Gedanken zum Heil Eurer Seele „einflößen, und Euch von jenen sinnlichen Freuden „abziehn möge, die mir so viel Kummer und Thränen gekostet haben, und die Euch selbst in einen „Abgrund der Unordnung und Sorgen stürzten. Ue„brig

„brigens verzeihe ich Euch von Herzen Alles, was „ihr mir gethan habt, und bitte Gott, daß er euch „nach seiner unendlichen Barmherzigkeit verzeihen „wolle.“

„Bevor ich den letzten Seufzer ausstoße, bitte ich Euch, „schlagt mir nicht eine Gnade ab, die alle Gesetze des „Himmels und der Erde, Euch verbinden mir zuzu„gestehn, nemlich Sorge für die Prinzessinn **Maria**, „Eure und meine Tochter zu tragen. Wenn Ihr „Euch gleich nicht gegen mich als ein guter Ehegatte „habt beweisen wollen, so beweiset Euch wenigstens „gegen sie als ein guter Vater. So bitte ich Euch „für meine drei Hoffräulein, und mein Gesinde zu „sorgen, das mir so treu gedient hat, und so groß„müthig zu sein, Ihnen alles, was sie zu fordern ha„ben, und noch ein Jahr von ihrem Gehalt darüber „auszahlen lassen, um sie einigermaßen für das zu „belohnen, was ich ihnen schuldig bin. Ich schließe „mit der Versicherung, daß ich Euch von ganzem Her„zen liebe, und daß ich weiter keinen Wunsch habe, „um mit einiger Zufriedenheit aus dieser Welt zu „gehn, als Euch zu sehn, und in Euren Armen zu „sterben.“

Als Ritter **Sothon** der neuen Königinn die Nachricht von **Catharinens** Tode brachte, wusch sie sich eben die Hände in einem Becken von großem Werth, mit einer sehr kostbaren Gießkanne. Ihre Freude war so groß, daß sie beides dem Ritter mit den Worten gab: „Nehmt dieses kleine Geschenk als eine Belohnung für die Nachricht an, die ihr mir gebracht habt, die viel zu wichtig ist, als daß ich Euch ohne ein Zeichen meiner Erkenntlichkeit weggehen lassen könnte.“ Denselben Abend empfieng sie einen Besuch von ihrem Vater und ihrer Mutter. Schon von weitem

tem rief sie ihnen entgegen: „Freut euch, lieber Vater und Mutter, denn erst heute ist die Krone auf meinem Haupte befestigt worden.“

In der Folge konnte sich der König doch nicht enthalten, dem Andenken Catharinens, die er so grausam gekränkt hat, Thränen zu weihen. In solchen Augenblicken der Reue verlor Anna von Bolein gar viel von ihren Reizen in den Augen ihres Gemahls. Er erinnerte sich seiner Ungerechtigkeit, die ihn gezwungen hatte, die Prinzessinn Maria zum Vortheil der Elisabeth zu enterben. Aber nichts schadete der Königinn mehr, als ihre Niederkunft, den 25. Jänner 1536. Sie kam zum zweitenmale mit einem todten Prinzen nieder. Die Anhänger des Römischen Hofes ermangelten nicht, diesen Zufall als eine Strafe des Himmels auszulegen, die den König mit noch größern Unglücksfällen bedrohe. Heinrich behauptete selbst diese Auslegung, weil sie seine Unbeständigkeit, und seine neue Leidenschaft für Johanna Seymour, eine Hofdame der Königinn von seltner Schönheit begünstigte, deren angenehmer, und interessanter Humor, die rechte Mittelstraße zwischen Catharinens Ernst, und Anna's Lustigkeit hielt. Er wurde kälter; Anna merkte es, und beschloß ihre Nebenbuhlende zu stürzen, oder schwanger zu werden, es möchte kosten was es wolle.

Damit ihr beide Plane gelingen möchten, ließ sie sich in eine enge Verbindung mit ihrem Bruder, den sie zum Grafen von Rochefort hatte machen lassen, mit dem Baronet Noris, ersten Kammerherrn des Königs, dem Ritter Weston, und einem Musikus Namens Smetton, ein. Dieser Umgang konnte nicht lang geheim bleiben.

Den 1. Mai, als der ganze Hof einigen Lustbarkeiten zu Greenwich beiwohnte, bemerkte der König, daß die Königinn verliebte Blicke auf den Baronet Noris, Weston, und den Musikus warf, die sie neben sich haben

wollte, und mit welchen sie viel lachte und schäkerte, ohne sich um ihren Gemahl zu bekümmern. Ihre Unbesonnenheit gieng noch weiter. Der Baronet **Noris** hatte sich beim Wettrennen erhitzt. Die Königinn warf ihm ihr Schnupftuch zu, um sich abzutrocknen. Der König gerieth außer sich vor Wut, verließ das Fest, und kehrte nach London zurück. Er hatte schon die ganze Zeit über traurig und nachdenkend geschienen; dieser plötzliche Aufbruch, bestätigte jedermann noch mehr in der Meinung, daß er einen Verdruß haben müße. Die Königinn hätte am ersten die Veranlassung errathen können, aber sie schmeichelte sich, er würde wieder nach **Greenwich** kommen, wo sie durch ihre Liebkosungen alles wieder gut zu machen hoffte; allein dazu hätte sie nicht die Zeit. Noch denselben Abend wurden alle ihre Liebhaber in Verhaft genommen, und nach dem **Tower** gebracht. Sobald **Anna** dieses erfuhr, sagte sie zu ihrer Mutter und zur **Metly**, einer von ihren Hof-„Fräuleins; „ich bin verloren, und man wird mich bald „auch in **Tower** schicken.“ Wirklich wurde sie den andern Morgen, in aller Frühe, in einen Wagen gesetzt, und ohne jemand von ihren Leuten mit sich nehmen zu dürfen, unter Begleitung einer Compagnie von der Leibwache, nach dem **Tower** geführt, und in ein Zimmer gesperrt, wo sie niemand sehen konnte.

Sie schrieb einen weitläuftigen Brief an den König, worinn sie ihre Unschuld betheuerte, um eine förmliche Untersuchung, und um Begnadigung der in Verhaft Genommenen bat, allein weder dieser Brief, noch das Andenken von seiner alten Liebe wirkten etwas auf **Heinrich**. Er setzte an eben dem Tage, ein Tribunal von 12 Richtern nieder, deren Präsident der Herzog von **Suffolk** war. Diese Richter versammelten sich den 15. im **Tower** selbst; sie ließen die Königinn vorladen, und fiengen an sie zu verhören. Sie vertheidigte sich so gut, daß die Richter sie für unschul-

dig

dig erkannten; allein der Herzog von **Suffolk** zwang sie, die Untersuchung von neuem anzufangen, und sie zum Tode zu verurtheilen. Den folgenden Tag wurden die andern Gefangenen ebenfalls verurtheilt, den Kopf zu verlieren, **Noris** ausgenommen. Man hatte heftig in ihn gedrungen, seinen mit der Königinn begangenen Ehebruch zu bekennen, und ihm in dem Falle versprochen, das Leben zu schenken, aber der Baronet blieb hartnackig dabei, es sey alles erlogen, die Königinn sey unschuldig, und er habe nie etwas an ihr bemerkt, was ihrer Ehre nachtheilig seyn könne. Der König wurde so erbittert über seine Halsstarrigkeit, daß er ihn hängen ließ. Man glaubt, daß die Aussagen des Musicus, sie mehr, als die andern, des Ehebruchs beschuldigt haben. Unterdessen leugnete die Königinn, je auf einem vertrauten Fuße mit ihm gewesen zu seyn, begieng aber die Unvorsichtigkeit zu gestehn, daß sie dem **Noris** ihr Wort gegeben habe, ihn zu heirathen, wenn der König sterben würde. Auf dieses Geständniß ließ ihr der König den 19 Mai den Kopf, auf einem Blutgerüste abschlagen, das in einem der Höfe des **Towers** errichtet wurde.

Am Tage der Hinrichtung tröstete sich **Anna** damit, daß der Scharfrichter sehr geschickt sey, und daß sie bei ihrem nicht starken Halse, nicht viel zu leiden haben würde.

Als man sie abholte, rief sie einen von des Königs Kammerdienern, und sagte zu ihm: „Versichere dem König meine Ehrfurcht, und danke ihm in meinem Namen, daß er fortfährt, mich mit neuer Ehre zu beglücken: denn, nachdem er mich von einem bloßen Landfräulein, zur Würde einer Gräfinn, und von der Gräfinn zur Würde einer Königinn erhoben hat, so verschafft er mir jetzt, da es für mich keine höhern Ehrenstellen mehr in der Welt giebt, die Märtirer-Krone.“

Ehe sie starb kniete sie vor der Frau des Lieutenants vom Tower nieder, und beschwor sie bei Gott, zur Prinzessinn Maria zu gehn, und sie in ihrem Namen um Verzeihung wegen der Kränkungen zu bitten, die sie sie habe erdulden lassen. Hierauf bestieg sie das Schafot mit heiterer Mine; ihr Anzug war sehr prächtig. Sie hielt folgende Anrede an die Zuschauer.

Volk von London!

„Ich komme hierher, um nach den Gesetzen zu sterben, „nachdem ich durch die Gesetze gerichtet worden bin. Ich „bin also nicht Willens in Klagen über das Urtheil auszu„brechen, das mir gesprochen worden ist, sondern seine Voll„streckung zu leiden. Ich will weder jemand verdammen, „noch etwas zu meiner Rechtfertigung vorbringen. Ich „bitte Gott, daß er den König erhalten, und die Tage sei„ner Regierung über euch vervielfältigen möge. Ehrt ihn „immer als einen gnädigen Fürsten, und der eure Liebe „verdient. Ich ehre ihn meinerseits als meinen gebieten„den Herrn, der mehr Güte für mich gehabt hat, als ich „werth war. Ist einer unter euch, der Betrachtungen „über meine traurige Geschichte anstellen will, so bitte ich „ihn, sich nicht durch Vorurtheile hinreißen zu lassen, die „mir nachtheilig sind; sondern geneigt von mir zu denken. „Ich scheide aus dieser Welt, ohne daß es mir wehe thut „sie zu verlassen; Ich sage euch das Lebewohl, und bitte „euch, euer Gebet mit meinem Gebete zu vereinigen, das „ich zu meinem Schöpfer thue, dem ich bald Rechenschafft „von meinem Leben ablegen soll.“

Als sie bei Endigung dieser Rede bemerkte, daß einige Damen boshaft lächelten, rief sie ihnen zu: „Ich sterbe, trotz euch, als Königinn.“ Spelmann sagt, daß ihr abgehauener Kopf auf dem Schwert einige Sprünge gethan, und Augen und Lippen bewegt habe. Sie wurde in einer

Capelle des Tower begraben. Besonders ist es, daß sie ihrer Tochter Elisabeth, mit keinem Worte erwähnte, ungeachtet der König befohlen hatte, sie ihr sehn zu lassen, wenn sie solche zu sprechen verlangte.

VI.

Anekdoten.

Der berühmte Pabst Ganganelli fragte einsmal einen Gascogneschen Edelmann, der bei ihm Audienz hatte: „Ist die Tiber so groß wie die Garonne?“ — O kein Vergleich! Heiliger Vater, antwortete der Gascogner, denn in 24 Stunden wollte ich die ganze Tiber auf Bouteillen gezogen haben.

Große Talente, pflegte der verstorbene D'Alembert zu sagen, ziehn den Neid an sich, wie das Eisen den Rost. Mittelmäßigkeit allein hat keine Feinde.

Trifft und Ackerbau, sagte der große Sülly, sind zwei Säugammen, die mehr werth sind, als alle Schätze Peru's.

Unter den Kindern, welche sich um den Wagen des Königs und der Königinn von England, bei ihrer Wiederkunft versammelt hatten, war auch ein kleiner schöner Knabe, mit vortrefflichen blonden Haaren, der eben heute seine ersten Hosen bekommen hatte. Der König bemerkte das hübsche Kind, fragte ihn, wer sein Vater sey, und befahl ihm niederzuknien, und der Königinn die Hand zu küssen. — **Das laß ich wohl bleiben**, antwortete der Knabe, **ich mag meine neuen Hosen nicht schmutzig machen!** — Der König und die Königinn konnten sich über diese naive Antwort des Lachens nicht enthalten, und beschenkten den Kleinen reichlich.

Robinson, königlicher Richter in Irland, sah bei Haltung des Gerichts zu **Kildon**, einen Officier auf dem Platz sitzen, den die Geschwornen einzunehmen pflegen, und befahl dem Sheriff, **diesen Soldaten zu bitten, sich einen andern Platz zu wählen.** — **Ich bin kein Soldat!** antwortete dieser. — **Was seyd ihr denn?** — fragte der Richter; — **Officier!** — **Nun gut Sheriff, so sagt diesem Officier, der kein Soldat ist, er möchte sich wegbegeben.**

Zur Zeit als **Crebillon** an seinem **Catilina** arbeitete, besuchte ihn ein guter Freund, und war sehr verwundert, ihn von vier Raben umgeben zu finden. „**Stille, stille,** antwortete der große Dichter, **das sind meine Verschworne.**

Der berühmte Componist Händel, hatte ein so feines Ohr, daß des Opern-Orchester zu London, des seinen Ca-

racter

rakter kannte, seine Instrumente immer vor seiner Ankunft zu stimmen pflegte. Ein Spaßvogel, wollte sich auf Händels Kosten lustig machen, schlich sich in das Orchester, und verstimmte alle Geigen und Bässe. Händel kam, und gab das Zeichen zum Anfang. Man denke sich seine Wut, und die Bestürzung des Orchesters bei den entsetzlichen, das Gehör zerreißenden Mißtönen, die sich erhoben. Der große Künstler, in der Meinung, daß es ihm zum Possen geschähe, sprang auf, ergriff eine Pauke, und warf sie dem ersten Violinisten mit solcher Gewalt an Kopf, daß ihm die ungeheure Perucke vor die Füße fiel. Der arme Mann, nahm sich nicht die Zeit sie aufzuheben, sondern drehte sich so kahlköpfig, wie er war, gegen das Parterre, um es anzureden; allein der Zorn hatte ihm die Sprache benommen, und er konnte mit offenem Munde kein Wort hervorbringen. Man stelle sich das Gelächter vor, das dieser groteske Anblick, und der ganze comische Vorfall erregen mußte.

VII.

Miscellanien.

I.

Mutterliebe.

Sie wohnt in der glühenden, Leidenschafftlichen Seele der Mutter.

Von schneller unwillkürlicher Bewegung hingerissen, springt sie in die Fluthen, um ihr Kind zu retten, das aus Unvorsichtigkeit ins Wasser fiel.

Sie stürzt sich in die Flammen, um dem Feuer den Liebling ihres Herzens zu entreißen, der in der Wiege schläft. So starb im letzten Erdbeben, das Messina verheerte eine Französische Dame, welche ihren Sohn retten wollte. Als beim Einsturz der Gebäude, alle Einwohner ihr Heil in der Flucht suchten, erinnerte sich diese Dame, daß ihr Kind noch in dem Hause sey, das sie schon verlassen hatte. Sie eilte zurück es zu suchen, allein die unglückliche Mutter, die nur auf die Stimme ihres Herzens hörte, wurde mit ihrem Sohne unter dem Schutte ihrer Wohnung begraben.

Bleich und mit fliegenden Haaren, kniet die Mutter neben der Leiche des Kindes, das in ihren Armen starb. Sie hängt mit ihren Lippen an den kalten Lippen des Kleinen; sie sucht durch ihre Thränen seine unempfindliche Asche zu beleben.

Diese herzerschütternde Züge, diese erhabene Ausbrüche des Heldenmuths und der Zärtlichkeit, die uns mit Bewunderung erfüllen, waren von jeher nur den Müttern eigen, und werden es ewig bleiben.

In solchen Augenblicken besitzt das schöne Geschlecht etwas, was sie über sich selbst erhebt, was neue Seelen uns aufzudecken, und die bekannten Grenzen der Natur, weiter zu rücken scheint.

2.

Fabeln.

I.

Die Kunstrichter unter den Vögeln.

Im Kreise der Vögel trat ein neuer Virtuose auf, es war ein der Stadt entflohner Dompfaffe. Gravitätisch prunkte er im schwarzbläulichen Gefieder, mit voller Brust; auf die Lieder stolz, die ihm sein Herr, ein ehrlicher Handwerksmann beigebracht hatte, hoffte er alle Waldvirtuosen zu übertreffen. Die Ouverture des Concerts war der beliebte Dessauer Marsch, nach dessen Endigung ihm alle anwesenden Stieglitze, Hänflinge und Kuckuckchen Beifall zu zwitscherten. Jetzt trat die Nachtigall in die Versammlung, und der Dompfaffe forderte sie, durch den eben erhaltnen Beifall aufgeblasen, zum Wettstreit auf. Sie willigte ein; Er fieng mit dem Liede an, „nun ruhen alle Wälder,“ und

alles hörte aufmerksam zu, aber kaum begann die Nachtigall ihren natürlichen Gesang, so drängten sich alle Vögel, deren Beifall er vorher nicht eingeerndtet hatte, herbei, die Nachtigall schwieg, niemand klatschte, aber alle waren gerührt, und der Dompfaffe verließ beschämt die Versammlung.

Ihr Dichterlinge, wenn euch der * * * * * * * * lobt, loben euch darum auch Voß und Stollberg?—

II.

Der Hamster und die Ameise.

Zu mir hätte die Grille kommen sollen, sagte der Hamster, ich hätte ihr Korn abgegeben, und sie im Winter erhalten, statt daß du sie verspottetest. Aber so seyd ihr gewöhnlichen Menschen. — Spar deine Vorwürfe, fiel ihm die Ameise ins Wort, noch kannst du edel handeln, wenn du willst, ich werde die Grille zu dir schicken. Hm, brummte der Hamster und entfernte sich, ich will erst sehn, ob ich so viel Korn übrig habe.

Ihr Armseeligen, die ihr aus Romanen Worte stehlt, um eure Mitmenschen unedel zu schelten, seyd ihr besser wie der Hamster?

III.

Der Ochse, Esel und die Nachtigall.

Ich begreife nicht, was die Menschen davon haben, dich zu füttern und zu pflegen, da sie mich meine Nahrung suchen lassen, oder mich doch lange nicht nach Verdienst belohnen. — Vielleicht thun sie es, weil mein Gesang ihr Herz rührt, erwiederte die Nachtigall. — Er bringt aber doch kein Brod wie mein Fleiß, yate der Esel, und nützt also nichts.

Ihr

Ihr Großen urtheilt ihr oft glimpflicher von der Dichtkunst? — —

F. A. A. Meyer.

3.

Maurer-Gebete.

I.

Vor der Tafel.

Großer Meister der Naturen,
Der der Wesen Kette band,
Und der allen Creaturen
Oeffnet seine milde Hand;
Der die Blumen in den Feldern
Mit des Thaues Tröpfchen tränkt,
Und den Thieren in den Wäldern
Gütig stets ihr Futter schenkt;
Der die Gems auf Felsenklüften
Gras und Kräuter suchen lehrt,
Und den Vögeln in den Lüften
Korn und Würmchen gnug beschert;
Du, von dem in tausend Zungen
Menschen Nahrung sich erflehn:
Ach! durch dich ist es gelungen,
Hier uns so vereint zu sehn!
Vater, segne deinen Kindern,
Was du gabst, laß williglich
Uns des Armen Elend lindern,

Daß auch er erheitre sich.
Holde Freude schwebe lichte
Um die Maurer-Tafel her,
Eintracht würze die Gerichte,
Freundschaft knüpf' uns inniger!
Keiner sey, der dann am Ende,
Wenn sich fest die Kette schließt,
Bei dem warmen Druck der Hände
Dank für unsern Bund vergißt!

II.

Nach der Tafel.

Nimm jetzt der Maurer warmen Dank,
O Gott, für Trank und Speise!
Es sey kein Mund in diesem Kreis,
Der dich nicht herzlich preise!
Für alles, was du uns geschenkt,
So lange wir hier wallen,
Soll stets zu deinem Thron hinauf
Herr, unser Danklied schallen!
Du rufest uns zu diesem Bau,
Den wir vereint beginnen;
Zu Deiner Ehr und Menschenglück
Laß, Herr, ihn wohl gelingen!
Gieb uns zusammen Einigkeit,
Und sieh auf alle Brüder,
Die an der großen Kette stehn,
Mit gleicher Gnade nieder!
Gieb auch des Bundes Feinden Glück,
Die unsre Arbeit schmähen,
Laß — sie zu bessern — schöne Frucht
Von unserm Werk entstehen!
Gieb, daß die Weisheit nimmermehr

Aus diesem Tempel weiche:
Daß unsre Seele schön, und dir,
Der Schönheit Urquell gleiche!
Sie strahlt, wohin das Auge blickt,
Aus jedem deiner Werke. —
Gieb uns im Glücke gleichen Muth,
Im Unglück wahre Stärke!
Und legen wir auf dein Gebot
Einst Kell' und Hammer nieder;
Getrost in jener bessern Welt
Vereinigst du uns wieder!
O gieb, daß uns dereinst der Tod
Kein Schreckensbote werde,
Und schenk uns sanften, leichten Schlaf,
In mütterlicher Erde!

Wagenseil.

4.

Fortsetzung der Briefe eines Reisenden. von Petersburg.

Ueberhaupt ist gewiß Petersburg nach Moskau die grösseste und weiteste Stadt. Die Straßen sind alle breit; vornehmlich aber 3, welche alle auf einem Platz in der Admiralität zusammen kommen. Von dem Platze an, gehr nun eine jede bis an das Ende der Vorstadt 1 und ½ Stunde lang. Viele Straßen sind ungepflastert und mit Holz gefüllt, welches freilich sehr unbequem ist im Fahren. Die ursprünglichen Arten von Häusern sind noch in Petersburg zu finden, und fallen den Fremden sehr in die Augen, ich meyne die

die ganz von Holz gebauten Häuser, große und kleine. Aus gehauenen Steinen findet man wenig oder gar keine Häuser, sondern alle mit Gyps überzogen und von Backsteinen gebaut. Der Pallast an der Newa, gebaut von Catharina II. heißt auch der Marmorne, weil er aus gehauenem Granit mit Marmor-Säulen aufgeführt ist. Von ähnlicher Masse giebt es auch eine Kirche, deren Name mir aber wieder entfallen ist. Der Wall welcher die Stadt umgiebt, enthält 21 Werste; die W. à 1500 Schritt. Was man von so vielen 1000 steinern Häusern in Geographien von Petersburg schreibt, muß allemal verstanden werden von Backsteinen gebauten mit Gyps überzogenen Häusern.

Nächstens mehr von Petersburg, die Zeit ist mir so beschrenkt und meine Schreibtafel zu voll; wenn es dir gefällt, schicke auch das übrige davon.

Von der Statüe Peter I.

Diese Statüe wurde wie bekannt 1782 den 27. August A. St. errichtet. Sie stellt Peter I. in Riesengröße aus Bronze vor, welche die große Kaiserinn Catharina II. durch die Hand des Herrn Falconet (ein Franzose) verfertigen und errichten ließ.

Das Fußgestell besteht aus röthlichem Granit, und bildet einen Hügel. Die eigentliche Statüe stellet vor, wie Peter I. auf einem Fels reitet, dessen Spitze bald erreicht ist. Der Fels soll sein Land vorstellen, wie viel Hindernisse er da gefunden, es umzubilden. — Er selbst ist mit einem Lorbeer bekränzt, trägt ein weites Asiatisches Kleid, und sitzt auf einer Bärenhaut als Decke über dem Sattel. Seine rechte Hand ist ausgereckt, welches einige erklären, als wolle er sein Volk segnen, ich aber glaube, daß es vorstellen soll; seine Macht, daß alles unter ihm in seinem Schutz stehet, denn die Hand ist ganz flach ausgereckt.

Mit

Mit der linken Hand hält er den Zügel. Einige machen über die rechte Hand wieder andre Erklärungen, die aber noch weniger passend sind. — Das Pferd steht auf den Hinterfüßen in die Höhe, und sein langer fliegender Schweif berührt ganz schwach eine aus Erz gegossene Schlange, die sehr gut, und zur Erhaltung des Gleichgewichts angebracht worden ist. Auf beiden Seiten am Fels, findet man in erzenen Buchstaben folgende Aufschrift.

Petro Primo	Petromu Pervoyn
Catharina secunda	EKATRENAVTORA'YA
1782.	1782.

Von der Wasserweihe, und Taufung der Heiligen und des Creuzes.

Den 6ten Januar jedes Jahrs geschieht diese Ceremonie. Vorzeiten soll die Kaiserinn selbst dabei gewesen seyn, jetzt aber sieht sie dieses aus einem Fenster ihres Pallastes mit an. Diese Feierlichkeit geschieht auf dem Fluß Newa. Auf der Oberfläche eines Canals zwischen der Admiralität und Pallastes, wird ein hölzerner Pavillon errichtet, und zwar so: an den Seiten offen, und mit einer Kuppel bedeckt, die auf 8 kleinen Pfeilern ruhet. Sie ist grün angestrichen, und mit Tannreisig umwunden. Oben steht der Evangelist Johannes mit dem Creuz, und 4 Gemälden von verschiednem Inhalt aus Jesu Lebensgeschichte darum. Inwendig ist an der Decken eine Taube Sign. Sp. St. angebracht. Der Fußboden dieser kleinen Capelle ist mit Decken belegt, und in der Mitte ist eine Oeffnung in das Eis gehauen und eine Leiter angesetzt, um hineinsteigen zu können. Der ganze Pavillon ist mit Pallisaden besetzt, die auch mit Tannen-reisig umflochten sind, darzwischen auch Decken liegen. Sobald

die

die Kaiserinn sich zeigt, geht der Erzbischof auf einem erhabenen Gang in diese Capelle, hat ein großes Gefolge von Popen bei sich, und weiht nun das Wasser. Von außen ist alles mit Soldaten besetzt. Hierauf fängt der Erzbischof an zu beten, und steigt dann in diese gemachte Oeffnung, taucht ein Creuz in das Wasser, und besprengt zuerst damit alle Fahnen der Regimenter. Nun geht er heraus, und nun geht jeder Russe hinein, holt solches geweihtes Wasser, viele tauchen auch nackend ihre kleine Kinder ein etliche Minuten, besprengen sich und ihr Haus, nebst Heiligen damit.

In Riga geschieht es auf der Dünav, und in Reval im Hafen — fast ganz auf ähnliche Art.

5.

Ueber die Karten.

Ein Fragment, aus dem Englischen des Shenstone.

Wir hatten unsern Abend mit gewissen Personen zugebracht, die sich durch Geschmack, Gelehrsamkeit, und gute Lebensart auszeichnen, aber das Unglück fügte es, daß zwei Menschen einfältiger als die übrigen, den Einfall bekamen, die übrige Gesellschaft sich gleich zu machen, und das Kartenspiel aufs Tapet brachten.

Das ist ein Beweis, sagte N., daß es mit der Ungereimtheit in der Welt schon weit gekommen ist, sonst würde man gewiß die Mode des Kartenspiels nicht wenig abgeschmackt

schmackt finden. Ist es nicht erstaunend, daß vernünftige Menschen sich erniedrigen, diese thörichte Gewohnheit mit zu machen, die ursprünglich nur erfunden zu seyn scheint, den Mangel des Verstandes zu ersetzen? Aber so geht es immer, Unvollkommenheiten erzeugen Moden, und werden von Leuten nachgemacht, die gar den Mangel nicht haben, der sie veranlaßte. Der Reifrock ist nicht das einzige Beispiel einer Mode, die von Personen, die ihre Rechnung dabei fanden, erfunden, und hernach von andern ausgebreitet worden, deren Figur sie nachtheilig war.

Wie können Männer, die sich auf ihre reife Ueberlegung etwas zu gute thun, eine Sitte billigen, die allem Denken ein Ende macht?

Ich bediente mich statt der Antwort des alten Bildes von einem Bogen, der neue Kraft gewinnt, wenn man ihn je zuweilen abspannt.

Er antwortete, dies Bild würde passen, wenn ich erst beweisen könnte, daß das Kartenspiel gar kein Nachdenken erfordre, wenn ich das Interesse und die Ehrbegierde ganz davon entfernen könnte.

Karten scheinen, wenn man nach ihrer ersten Erscheinung muthmaßen soll, zum Gebrauch der Kinder erfunden worden zu seyn, und verdienten also, unter den übrigen Spielwerken der Kindheit so gut als die Schellen, die Schauckel, die Klapper und das Steckenpferd, ihren Theil von Lob. Allmählig verliebten sich Männer, die an Verstand und Mangel von Ideen, den Kindern am nächsten kamen, in den Gebrauch der Karten, und sahen sie für eine schickliche Unterhaltung an. Andre, welche Vergnügen daran fanden, sich der unschuldigen Jahre ihres Lebens zu erinnern, nahmen diesen Zeitvertreib vor, weil er jene Erinnerung bei ihnen erneuerte. Ein Complott schlechter Menschen vermehrte die Zahl der Spieler, die ohne auf die Unterhaltung zu sehn, die jene beim Kartenspiel zu fin-

den schienen, es aus einem ernsthaftern Gesichtspunkt betrachteten, und es als ein anständigeres Handwerk, an die Stelle des Straßenraubes und der Beutelschneiderei setzten. Aber, wo will man bei Männern, die eine gewisse Würde des Caracters behaupten wollen, einen Bewegungsgrund zu dieser Art von Spiel finden? Denn es ist in der That schwer zu bestimmen, ob es mehr verhaßt bei Spielern von Profession, oder lächerlich und thöricht bei Personen von Stande erscheint.

Vielleicht erwiederte ich, begünstigen Leute von Witz und Phantasie diese Ergötzlichkeit, indem sie Gelegenheit zu einer Menge witziger Scherze giebt, die natürlich durch die Namen der Karten und die mancherlei Umstände des Spiels veranlaßt werden.

Er sagte, er wolle dies als einen schicklichen Bewegungsgrund gelten lassen, sobald Männer von Witz und Laune selbst sich dieser Entschuldigung bedienen würden.

Ich fragte ihn, wieviel er verloren hätte. Er antwortete, den Verlust von zehn Schilling achte er nicht sehr, aber das schmerze ihn, daß er sie beim Kartenspiel verschwendet, und daß er darüber eine gesellschaftliche Unterredung eingebüßt, für die er zwanzig Schilling gegeben hätte.

6.

Domine Salvum fac regem!

Uebersetzung einer der neuesten, und berühmtesten Schriften über die Revolution in Frankreich, die vorzüglich große Aufschlüsse über den Marsch der Pariser Truppen nach Versailles, und den 6ten Oktober, 1789, enthält *).

Wehe! das Geheimniß der Freundschaft ist verrathen, was ich zur Belehrung eines Bruders schrieb, ist Schwerdt gegen mich in den Händen meiner Feinde geworden, und welcher Feinde? Mächtige Leute, Leute in Staatsämtern, reiche Bankiers, berühmte Schriftsteller, in Ruf stehende Journalisten, Mitglieder der National-Versammlung, und ich bin allein! — Immerhin! mir bleibt mein Muth! Ich habe nichts zu fürchten als Feigheit, und so niederträchtig will ich nicht seyn, zum Verräther an der Wahrheit zu werden. Ich will die Ehre haben meinem Jahrhunderte die gehässigste Verschwörung zu schildern, die je die Jahrbücher der Monarchie befleckt hat. Es kommt darauf an, eine Volks-Parthei anzugreifen, und die wahren Freunde,

*) Zugleich eine der merkwürdigsten Erscheinungen der neuen Preßfreiheit zu Paris, und aus der Feder eines Mannes, der schon durch eine andre kleine Schrift, mächtig aufs Volk wirkte. Auch in Deutschland wird diese Schrift über manchen Abgott der Poissardes und Lobredner der Zügellosigkeit, (nicht heiligen Freiheit) ein Licht geben, z. B. über Mirabeau. Der Herausgeber wird fortfahren, in der Olla von Zeit zu Zeit, dergleichen Aufsehn erregende Schriften, aus dem Wuste der unzähligen in Paris erscheinenden, auszuheben und einzurücken.

die wahren Beschützer der Nation und ihrer Freiheit, neben den Thron hinzustellen Mag der Blitz mein Haupt treffen! mag die fatale Laterne mich zum besten Schlachtopfer erwarten! ich will der Geschichtschreiber der Geheimnisse der Bosheiten werden, von denen wir nemlich Zeugen gewesen sind. Falle ich in diesem gefährlichen, aber ehrenvolle Kampfe, so habe ich wenigstens den Trost, bei meinem letzten Seufzer mit Lord Derwenwater, auszurufen: Dulce & decorum est pro patria mori!

Volk Frankreichs! zu welchen Abscheulichkeiten wollte man dich verleiten? Erinnere dich, und wenn du kannst ohne Beben, jener unglücksschwangern Nacht, jener schrecklichen Nacht, wo du gegen den Pallast deiner Könige auszogst. Erinnere dich Jener traurigen Augenblicke, jenes Abenddunkels, wo die Menschen und die Elemente sich zu unserm Untergang verschworen zu haben schienen; jenes nächtlichen Marsches, wo das Brausen der Winde in die fürchterliche Stille stürmte, und der flammenden Fackel Schein die Finsterniß noch schwärzer zu machen drohte. Du zogst, von unbekannten Anreizungen getrieben aus, um Verheerungen mit Schwerdt und Feuer vielleicht durch das ganze Reich zu verbreiten: deine Väter, deine Herrn, deine Brüder, von deinen blutigen Händen gewürgt, würden Frankreich zum Schauplatz des Entsetzens und der Verzweiflung gemacht haben. Ein Gott wachte über dein Schicksal! Falle, von Liebe und Dank durchdrungen, zu den Füßen deines erlauchten Retters nieder! Geliebter Monarch, o du, dessen Werth man vielleicht nicht eher erkennen wird, als bis es nicht mehr Zeit ist! o du, der du dich deinem Volke, deinem verirrtem Volke in die Arme warfst, empfange hier die Wünsche eines bloßen Bürgers, möchten sie die Vorläufer der glühenden Beweise der Liebe und Verehrung von 24 Millionen freier Menschen seyn. Gleich jenen Königen des Alterthums, die sich für für das Wohl ihres Reichs

auf-

aufopferten, hast du uns von den Pforten des Todes errettet: deine Apotheose wirkt schon in unsern Herzen. Endlich hast du es gewagt, du selbst zu seyn; und deine Schüchternheit braucht nun nicht mehr zu fürchten, verleumdet zu werden. Deine Tugend hat sich ohne Hülle gezeigt, und dein Volk hat frohlockt. Möchtest du deine Wohlthaten ein ganzes Jahrhundertlang genießen! Eine unüberwindliche Schutzwehr umgiebt dich nun; laß die Bösen vor deinem Anblick schwinden, wie der *) Uhu sich vor den ersten Stralen des Tags verkriecht: möchten, indem du mit deinem treuen Volke den Dank theilst, den man den Edlen schuldig ist, die sich für uns aufgeopfert haben, möchten im Schutze deines Thrones, von nun an ruhig deine tugendhaften Minister, und unser würdiger **Maire**, nnd vor allen jener junge Held rasten können, von dessen Ruhm und Vaterlandsliebe, die Ebnen von **York**, und die Marmorhöfe Versaillens, ewig zeugen werden!

Und du, Königinn, du, die du bestimmt bist, die Tage unsers Monarchen zu verschönern, du, die du gezwungen warst, halb nackt zu flüchten, und in seinen Armen Schutz vor dem Tod zu suchen, der dich umgab! Bedenke, welche schändliche Cabale noch gegen dich ergrimmt! Wisse sie zu verachten; wage es unter uns mit jener liebenswürdigen Leutseligkeit zu erscheinen, die dich auszeichnet; laß deine Gegenwart unsre öffentlichen Oerter verschönern und von neuem beleben, unsre Tempel, unsre Spazierplätze, unsre Schauspiele. Verschmähe die verwickelten Fäden der Intrike; sie sind nicht für die Hand der Grazien gemacht; erhöhe deine Anmuth durch die Ausübung deiner Pflichten als Königinn, als Gattinn, als Mutter, und die Schlangen der Verleumdung werden zu zischen aufhören müssen!

*) Im Original der Meeradler; ich habe dieses Bild vom Uhu allgemeiner gefunden. U.

Paris den 15. October 1789.

Wieder eine Revolution, mein Freund; wir wollen hoffen, daß es die letzte seyn wird. Zur Sache!

Du wirst aus den Ereignissen der vorigen Woche ersehen haben, daß am Hofe eine Cabale herrschte, welche den König bereden wollte, nach Metz zu gehn, um den Herzog von O. zum General-Lieutenant des Reichs, und den **Mirabeau** zum Maire oder Minister von Paris ausrufen zu können. Ein Augenblick der Trunkenheit, ein Corps-de Garde-Scene, ein Fehlschritt der Gardes du Corps, hat das ganze Gewebe des Duc de **Guiche** aufgedeckt, und wir sind durch einen Coup de force gerettet worden.

Allein das war noch nicht Alles; es brütete noch ein andrer, weit wunderbarer, und seiner edlen Urheber weit würdiger Plan. Doch er nahm einen eben so guten Ausgang, und Gott sey dank! wir haben jetzt keinen Prinzen vom Geblüte mehr in Frankreich zu fürchten. Ludwig XVI. herrscht ohne Theilung, ohne Unruhe, über Paris und das Königreich. Aber wir haben wirklich Beschützer und General-Lieutenante nöthig gehabt; Hr. **Necker**, der Erzbischof von **Bourdeaux**, Hr. **Montmorin**, und Hr. **de la Fayette**, sind es uns gewesen. Merke wohl auf das, was nun folgt.

Der Anschlag, welcher, ich will aber nicht sagen geradezu gegen die Freiheit gerichtet, sondern nur angesponnen wurde, um eine neue Ordnung der Dinge hervorzubringen; datirt sich von der Zeit der Erörterung der Rechte der Spanischen Bourbons her. Der Herzog von O. konnte damals bemerken, daß er einen ziemlich beträchtlichen Anhang in der National-Versammlung hatte: auch ermangelten seine Tugendbelobten Freunde nicht, seine Begriffe von dem, was sie seine **ungeheure Popularität** nannten, immer höher zu spannen.

Die

Die Häupter des geheimen Raths waren, Herr von **Chaderno von Laclos**, ein Artillerie-Officier und Verfasser des schändlich berühmten Romans, Les Liaisons dangereuses *), Herr von **Mirabeau**, und der Graf **de la T....Sh.....** Man behauptet, daß der Bischof von A. auch einigen Antheil an diesem Plan gehabt habe. Man ist nicht einig, welcher Posten seine patriotische Gefälligkeit belohnen sollte: einige behaupten, man habe ihn zum Siegelbewahrer, andre, zum Finanzminister bestimmt. Ich glaube lieber das erste; **Mirabeau** würde nicht so einfältig gewesen seyn, sich den Geldbeutel entgehn zu lassen.

Der Ort der Zusammenkunft der Verbundenen, war in dem Hause des Herrn von **Boulainvilliers** zu **Passey**, das der Herzog seit kurzem gemiethet hatte. Von den Hauptmaschinen, welche **Laclos**, der höllische **Laclos** dirigirte, war in einem kleinen Hause zu **Essonne** das allgemeine Triebwerk. **Essanne** liegt sieben Lieus von Paris, zwischen den Pulvermagazinen, und den Mühlen von **Corbeil**. Ein Liebeshandel diente dem häufigen Reisen des Herzogs zum Vorwand, der sich wöchentlich dreimal dahin begab.

Agnese Büffon, die mächtige Gesetzgeberinn des Herzogs, war die Seele dieser **) **gefährlichen Verbindung**, und **Monrose Laclos** der Schlußnagel; dem glücklichen Ganzen gebrachs an nichts, und ***) **Griesbourdon S. P. Boureau**.... theilten Ehre und Glück.

Es war ein großes Präliminar-Studium nöthig gewesen, um alles zu ordnen und einzufädeln, sonderlich aber hatte es einer großen Combination der Dinge bedurft,

*) Er ist auch ins Deutsche, wo ich mich recht erinnere, unter dem Titel: die gefährlichen Bekanntschaften, übersetzt. U.

**) Anspielung, so wie Monrose, auf obigen Roman des Laclos. U.

***) Beide bekanntlich Hauptpersonen in der Pucelle d'Orleans. U.

den Herzog von O. aus seiner Apathie und Epicurischen Lebens- und Denkungsart zu reißen: allein dem Verführer der Präsidentinn von **Tourvel** *), war nichts unmöglich.

Es ist bekannt, wie schwer es hält, in den ersten Augenblicken alle Details eines verborgenen Complotts aufzufinden; du wirst also mein Freund, durch die Suffisanz meiner particular Betrachtungen, die Unzulänglichkeit der mir mitgetheilten Thatsachen ersetzen müssen.

Was wollte man? und was konnte man? Das sind die beiden Hauptpuncte, die bei einer Sache in Erwegung gezogen werden müssen, das heißt Zweck und Mittel.

Was wollte man? — Indem man den Pöbel und die Weiber aufhetzte, es an Brod fehlen ließ, über den Hof, und über den Erzbischof von **Bourdeaux** einen lautern, strengen und unbestechlichen Patrioten schrie, das Volk gegen **Necker**, **Bailly** und **la Fayette** aufwiegelte, und dem **Mounier** drohte, der seine Präsidentenstelle niederlegte, und sich des schönen Ausdrucks bediente; **ich mag weder strafbar, noch Mitschuldiger** seyn, so rechnete man darauf, den König zu reizen sich zu entfernen, oder wenigstens ihm bänglich zu machen, ihn vom Ausgehn und seinen gewohnten Leibesübungen abzuhalten; man speculirte auf die böse Laune eines Volks, das auf das Aeußerste gebracht wird, und auf den Humor eines Souverains, von schwankender Gesundheit; man wünschte, ich sage es frei heraus, seinen physischen oder politischen Tod. Du siehst ein, daß bei so gestalten Sachen, die Apothekerkunst des neuen Clubs alsdenn den **Monsieur** **) mit leichter Mühe in die Cur genommen haben würde.

Der

*) Die Heldinn in den Liaisons dangereuses. U.

**) Des Königs ältester Bruder. U.

Der verbannte Graf von Artois und sein Geschlecht, machte ihnen keine Sorgen; war die Regentschafft einmal im Gang, so fehlte es nicht an Mathans, uns von dem jungen Eliakin zu befreien; und im allerschlimmsten Fall, würde man wenigstens die schönen Tage der *) Fillons und des Cardinal Dûbois, ins Palais-Royal zurückgerufen haben. Der tugendhafte Bund zählte an den du Ror... de Clar... de Briff... de la Borde... und den fremden Bankiers gerade solche Leute unter sich, als erfordert wurden, uns von neuem unter Law's Lumpenpapieren zu vergraben; und so hätte das Ende des 18ten Jahrhunderts ganz seinem Anfange geglichen.

Das war der Zweck; nun zu den Mitteln.

Geld ist der Haupthebel aller Intriken; man brauchte dessen viel, uud es ist verteufelt selten. Man ließ dem Herzog eine ungeheure Menge Schuldbillette ausstellen, die an den Inhaber zahlbar waren. Herr la Borde de Mereville nahm ihrer so viel als er konnte. Die Mäkler brachten so viel davon unter, als man nehmen wollte. Man hat im Publikum ausgesprengt, ihrer wären für zwanzig Millionen gewesen; allein ich glaube, daß sie sich höchstens auf zwei oder drei Millionen Livres beliefen. Die Summe thut nichts zur Sache; genug, es erklärt sich nun, woher das Alles rührte: die bezahlten Leute, welche die Häuser bezeichnen mußten; die Caisse d'Escompte-Billets, die an Mäkler geschickt wurden; jenes ewige Gedränge an die Caisse d'Escompte, um Geld zum Vertheilen im Detail zu bekommen; jene unbedeutende Motion des Cla... und des Mirabeau's; jene Schrecknisse und Gerüchte von Abscheulichkeiten, die man uns durch den verpesteten

*) Personen, die zu Zeiten der Herzogs Regentschaft eine so große Rolle spielten. U.

Canal eines vorgeblichen Volksfreundes spendirte, und die, zum Glück, ohne Folgen geblieben sind.

Herr De la T....: war, während dieser Vorbereitungen, nach Montargis gegangen, um sich zum Commendanten der dasigen Miliz aufnehmen zu lassen; Herr Sp.. Cabinets-Secretair, befand sich aus gleicher Absicht zu Orleans, und gerade seit gestern schreiben die Briefe aus Orleans, von Complotts, von Verschwörungen, von Häusern, die man mit Kreide bezeichnet fand, von Thüren, auf die man Säbel und Todenköpfe gemalt hatte. Kurz, man hörte von nichts, als von sechzigtausend Mann starken Armeen, von Hunger, von Pest, von Mißgeburten; glücklicher Weise war aber das Projekt die einzige Mißgeburt.

In dieser Lage der Sachen, mußte nun der Angriff auf das Ministerium gemacht werden. Man fängt bei dem Erzbischof von Bourdeaux an, und um ihn aus einem ungünstigen Gesichtspunkt darzustellen, wollte man ihn zwingen, einen Herrn Coquebort, Secretair des Siegels, und Vater einer ehrbaren Familie, unter dem Vorwande abzudanken, daß er durch Barentin seine Stelle erhalten hätte; man wollte ihm einen gewissen Guillaume, einen Advocaten und Deputirten substituiren; der Minister weigerte sich, Coquebort blieb, und Guillaume hatte das leere Nachsehn. Nun griff man die Sanctions-Formel an, welche dem Erzbischof die Würde des König, und die Würde seiner Stelle, als Canzler, einflößte. Man sprengte also im Publikum aus, er sey einer von den Theilnehmern an dem Complott der Abreise des Königs.

Mirabeau hatte einen halben Groll auf den St. Priest; man erlaubte ihm, seinen Haß durch die bekannte, so abgeschmackte und einfältige Denuncirung *), zu

*) Der Worte nemlich, die sich St. Priest gegen die Fischweiber bedient haben sollte. U.

zu befriedigen. Mirabeau war ehemals zum Gesandschaftsposten nach Constantinopel vorgeschlagen worden; St. Priest hatte sich dagegen gesetzt: inde iræ.

Die liebenswürdigen Verbündeten, indem sie so den Französischen Thron untergruben, verloren den Thron Philips des Guten, nicht aus dem Gesichte, und Agnese von Büffon, gab die Hoffnung nicht auf, im Fall sie in Süden scheitern sollte, wenigstens in Norden einen neuen Orden von ihrem Vlies durch Philipp den Rothkopf stiften zu können, wenn sie nemlich mit ihm sein Reich in den Niederlanden theilen würde. Spione, Emissarien, ein gewisser Graf, dessen Namen ich noch nicht nennen darf, sind mit sehr ansehnlichen Summen ausgesendet worden, um in Brabant einen Anhang zu werben. Ist gleich die Hoffnung eines glücklichen Ausschlags dieser Werbung ein Hirngespinste (denn die Brabanter werden sich für einem feigen Verräther bedanken) so ist hingegen die Verschleuderung des Geldes desto reeller, denn Hofschranzen, Courtisannen und Mäkler, haben derbe Griffe darein gethan.

So weit war nun Alles eingefädelt: das Volk war gegen Necker, la Fayette, und Bailli aufgehetzt, der Laternenstock in Stand gesetzt. Die Weiber auf dem Marsch nach Versailles begriffen; Alles gieng nach Wunsch: zum Unglück widersetzte sich Necker, und sonderlich der Erzbischof von Bourdeaux, der Abreise des Königs. Er kommt nach Paris, und der ganze Plan gerieth in Stocken. Wenn das Volk von Paris seinen König in den Thuillerien sieht, so bekümmert es sich nicht mehr um den Hallen-König; die Rotte der Verschwornen hatte sich selbst in Sumpf geführt. la Fayette hatte sich des Königs Vertrauen erworben, Necker sah durch die patriotische Taxe großen Unterstützungen entgegen; alles mußte nun von einer andern Seite angegriffen und umgeschaffen werden. Da kam ein junges, honigsüßes Bischöfchen, ganz frisch gedrech-

trechselt, mit seiner Finanz-Motion wegen des Clerus, und mit seinen hochtrabenden populären Grundsätzen zu rechten Zeit daher; eine Motion, deren Erörterung, mit Prorogationen, Ereignissen, Reduktionen, gehörig ausgesteuert, sich Monate lang hinziehn kann. Und just so was war nöthig, um den Ausbruch von Patriotismus zum Erkälten zu bringen, indem man überall aussprengen ließ: es ist nun gar nicht mehr nöthig unsre Bilanz zu machen, die Geistlichkeit muß Alles bezahlen, sie hat mehr als wir brauchen. Dadurch, daß man auf diese Art alle Vorkehrungen der Regierung zu verwirren und zu erschweren suchte, gewonnen die Verbündeten durch die allgemeine Unordnung Rückenhalt und Stütze.

Der Mensch denkt, und Gott lenkt! Alles ist, dem Himmel Dank! gescheitert. La Fayette ist seit seiner Rückkunft von Versailles, unermüdet in seinem Eifer geblieben: die Distrikte haben rastlos ein wachsames Auge gehabt; durch strenge Nachforschungen ist man allem auf die Spur gekommen. Der junge General hat sich mit einem ganzen Packet Beweise in der Hand, zum König begeben; man berief einen außerordentlichen Geheimenrath zusammen. Es wurde die Frage aufgeworfen, ob man den erlauchten Verbrecher beim Kopf nehmen sollte, oder nicht? Das Fantom seiner vorgeblichen Popularität machte das Ministerium furchtsam; es war noch zu wenig mit der neuen National-Garde bekannt, die sich für ihren König würde haben in Stücken hauen lassen, und fürchtete einen zweiten Einbruch desselben Pöbels, der zu Versailles das Königliche Asyl verletzte. Es wurde beschlossen sich mit den Verschwornen in Vergleich einzulassen. La Fayette, der das Innere des Menschen besser kannte, nahm die Rache des Königs, des Vaterlandes, und des Hauptes der Pariser Miliz auf sich. Er schrieb auf der Stelle an den Herzog, er solle binnen drei Tage Paris verlassen, oder sein Leben würde in Gefahr

seyn.

seyn. Er schlug noch einen bessern Weg ein; er ließ ihm durch alle Echo's von Paris zu wissen thun, daß, da ihm nach seinem Leben gelüstet habe, er ihm Gelegenheit verschaffen wolle, sein Müthchen zu kühlen, und daß er ihn am ersten besten Orte, selbst im Vorzimmer des Königs mit einer Ohrfeige brandmarken werde. Schneller wirkt der Blitz nicht, als diese Drohung des jungen Generals. Der feige niedrige Aufwiegler, wirft sich zu den Füßen des Thrones, den er rauben wollte. Das Haupt der gebornen Vertheidiger dieses Thrones, der Nationalmiliz, die Stütze, die Hülfe des Monarchen, in diesen Tagen der Trauer, la Fayette war gegenwärtig; er wachte über seinen Trophäen. Seine Erblickung that auf den Prinzen die Wirkung des Medusenhauptes; er konnte nur die Worte, Verzeihung, Reue, stammeln, und die Gnade des Monarchen rettete ihn von dem Schicksale, das ihm bevorstand. Gestern, den 14, zwischen 2 und 3 Uhr, ist er nach England abgereiset. Der König hat sich durch die natürliche Güte seines Herzens, durch die Thränen der Tugend, das Schreckliche der Lage des Duc de Penthievre, die Herzoginn von O. und die drei unschuldigen Kinder, mehr aber noch durch das traurige Gemälde des Schicksals des erlauchten Geschlechts der Bourbons rühren lassen, das jetzt auf dem ganzen Erdboden flüchtig und in der Irre ist.

Aus Furcht, daß die Volks-Parthey, welche man aufzuhetzen gesucht hatte, eine Art von Aufstand, zu Gunsten des erlauchten Gauckelmanns erregen möchte, den Mirabeau und la Clos nach ihrem Gefallen am Fädchen tanzen ließen, gab man ihm dem Scheine nach, einen besondern Auftrag bei dem König von England. Man ließ der National-Versammlung einen Paß für den unverletzlichen Verbrecher abfordern. Er selbst war zu Versailles um dieses Gesuch in Person zu unterstützen, im Fall es nöthig

seyn

seyn möchte. Der Paß wurde ohne Weigerung ertheilt, und der Herzog zog mit seiner zärtlichen Trösterinn, und seinem Heerführer, dem Artilleristen la Clos von dannen, um anderswo neue Batterien zu errichten.

Wie so ganz anders handelt er, als der Cardinal von Retz, der sich für die Parthey aufopferte, deren Haupt er war; er läßt schändlich die Seinige der Rüge der Gesetze und des Volks im Stich. Er giebt 400 Köpfe Preiß, und seine Flucht würde das Signal zu einer National-Rache gewesen seyn, wenn das Volk, das seinen Irrthum einsieht, nicht die Regungen der Gnade seines Monarchen theilte. Die National-Versammlung stand auf dem Punkt auseinander zu gehn, und das wäre eine Missethat mehr gewesen, für die sein Haupt hätte büßen müssen.

Es war mit dem Schrecklichen unsrer Lage so weit gekommen, daß man unsre flüchtigen Prinzen zurückfodern wollte, und vielleicht wären wir durch den Contrecoup dieser sonderbaren Revolution dahin gebracht worden, Maury und Despremenil zu krönen, und die alte Aristocratie zu vergessen.

Seine Freunde sprengen aus, er negocire ein Bündniß zwischen Frankreich und England; Er solle den König von Großbrittanien bitten, sich nicht mehr König von Frankreich zu schreiben, er solle ihm vorschlagen, die Prinzessinn Amalie an den Herzog von Chartres und den Prinzen von Wallis an die Tochter des Königs zu vermählen, und dem Hause O. behülflich zu seyn, den Brabantischen Thron zu besteigen ꝛc. ꝛc. und tausend solche prächtige Lügen mehr, womit ich weder mein Papier, noch deine Ohren beflecken will.

Mirabeau, wie man glaubt, hat Alles gerochen; sobald er sah, daß die erste Cabriole des Gauklers des Volks alle Hoffnungen getäuscht hatte, kroch die Schlange wieder in sich selbst zurück: und es ist kein Zweifel, daß er nicht

jetzt

jetzt mit zuerst Hand bei Einreißung des Gebäudes anlegen wird, dessen Eckstein er werden sollte, aber nur der Stein des Anstoßes wurde. Die ersten Sitzungen der National-Versammlung zu Paris werden von Motionen wiederhallen, von welcher die eine immer populärer, als die andre seyn wird. Drei Tage Ruhe werden dem Ungeheuer nur Kraft und einen Schwung geben, der alle Erwartung übersteigt. Schon hat er den Anfang mit der Bill gegen die Zusammenrottirungen gemacht: es ist ein sehr gutes, noch zugebendes Gesetz, das aber nach meiner Meinung der Schlußstein des Gewölbes der Constitution ist, und das man in diesem Augenblicke nicht hätte in Erwähnung bringen sollen. Die Districte werden es sehr unrecht angewendet finden; seine Ausführung und Erläuterung wird Räthsel bleiben; weil aber die National-Versammlung nach Paris kam, so mußte er für seine eigne Sicherheit sorgen. Die Motion ist prorogirt worden.

Wer kann sich hier entbrechen, einen Blick der Verachtung auf dieses monströse Gemisch von Beredsamkeit und Ränken, von Talenten und Lastern fallen zu lassen, auf ihn, der alle Grundsätze kennt, und keine hat, den die Gesetze und die Richterstühle gebrandmarkt haben, und der Gesetze macht, und Tribunale einsetzt; der überall verachtet, und überall gesucht wird, der schlau wie Ulyß, beredt wie Nestor, und feig wie Thersit ist; ein ewiges Cameleon, eine giftige Schlange, die euch sticht, indem sie euch umschlingt; ein längstverdorbenes Herz, das den sanften Empfindungen der Freundschaft fremd, und taub bei der Stimme der Natur ist; ein Unglücksschwangerer Brander, unter einer verschlagenen Flotte; ein Minotaur jeder Pasiphae; ein Geschöpf ohne Caracter, das bei diesem Vorfall nicht einmal den Verstand gehabt hat, moralisch zu seyn oder zu scheinen; ein geborner Widersacher von Allem, was unsre Ehrfurcht verdient; und ein ungeachteter Freund einer verach-

tungswürdigen Rotte von fremden Revolutionnären, die das Vaterland, das sie ernährt, gern schänden möchten. Sie sind es, die durch sein Organ jene Motion gegen die Caisse d'Escompte erhoben haben, die er acht Tage darauf vertheidigte; sie sind es, die mit ihren Projecten wegen der Negerselaven, (Projecte, die sich besser für eine Welt im Monde schicken) in unsern sämmtlichen westindischen Besitzungen eine Unruhe verbreiteten, welche die Aristocratie nie gewagt haben würde zu erregen. Sie bewegen Himmel und Erde. Sie schreien mit Lavinia's Mutter:

Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo.

So wie der Reisende nach den prächtigen Schmäusen des Generalpachters zu Persepolis, wenn er das Innere des Hauses untersuchte, die blutigen Flecken, und die Reste zappelnder Eingeweide fand; so besudeln, wenn Mirabeau auf der National-Tribune, uns durch seine Beredsamkeit hingerissen und in Erstaunen gesetzt hat, so besudeln, sobald wir in seine Raubhöle hinab steigen, Flüchtlinge, Gebrandmarkte Lustdirnen, und Gläubiger unsre Blicke; es ist Babukes *) Küche. — Aber welches Loos bereitet die Zukunft einem solchen Manne?

Er sucht, wie man sagt, ins Ministerium zu kommen; Ins Ministerium? Läßt sich so was ohne Entsetzen denken! Um ihn dem Rachschwerdt der Franzosen zu entziehn, wäre ein Gesandschaftsposten bei dem Pascha von Skutari, das beste, was sich für ihn schickte. Aber nein, er wird die Kühnheit haben, der Gerechtigkeit der Nation Troz zu bieten, und da es ihm nicht mehr erlaubt ist, zu hoffen, daß er je verdienen wird, vergessen zu werden, so wird früh oder

*) Aus einem bekannten Voltairischen Mährchen. U.

oder spät der Blitzstral des Gesetzes auf sein Haupt herabfahren, und er wird nicht einmal die abscheuliche Ehre genießen, als Schlachtopfer der Volkswut gefallen zu seyn.

Mounier wird wahrscheinlich schöner als jemals wieder auftreten: sein Caracter wird in seiner ganzen Reinheit glänzen, und das Vaterland wird ihn auf den Trümmern der Schellen und Dolche seiner Feinde krönen.

Ich vergaß dir zu sagen, daß der Düc de Biron ehemaliger Düc de Lauzün, bei dem entdekten Complott die Anwartschafft auf die Stelle des Herrn de la Fayette erhalten hatte. Man sagte, er sey seinem Beschützer nachgefolgt, aber er ist noch zu Paris.

Paris den 18. October 1789.

Noch ist die Maschine im Gange, mein Lieber; in dem Augenblicke, wo ich dir schreibe, steht das Königreich Frankreich in einem Saal der Thuillerien auf dem Spiele. Der Herzog von O. ist am letztverwichenen Freitag zu Boulogne angehalten worden, als er ins Packetboot steigen wollte. Merke wohl, wie ich dieses neue Drama, nach einer algebraisch-politischen Rechnung deute. Nur Mirabeau kann den Herzog von O. haben anhalten lassen. Die Sache wird sicher mit Laclos vor der Abreise verabredet worden seyn. Ich weiß, daß am Montage, als dem Tag vor dem 14. Mirabeau mit trocknen Worten zu dem Herzog sagte: ich will nicht, daß sie reisen. Allein die Memmeheit des Armen, seine Furcht vor dem Popanz la Fayette und ich weiß nicht welche Eumenide, die ihn in ihren Klauen fest hielt, überwogen das Ansehn des Minotaurs. Er reisete, aber die Intrike schwang sich hinter ihn aufs Pferd, und spornte ihn noch auf seiner Flucht. Zur Erreichung der Absichten des Ungeheuers, war es wesentlich nothwendig, daß er in Frankreich blieb.

Mirabeau will Minister werden, es koste was es wolle: dazu wird erfodert, daß la Fayette, Bailly und Necker gestürzt werden, das heißt mit drei Worten, daß das Laster die Tugend morde. Als er den Herzog von O. anhalten ließ, trat er mit folgendem Dilemma bei Hofe auf.

Ihr habt wider den Herzog von O. nur nach halben Beweisen verfahren; ihr könnt nichts Juristisch-Erwiesenes gegen ihn vorweisen. Ich will euer despotisches Verfahren aufdecken; mit einem Federstrich will ich alle die Beschönigungs-Farben auslöschen, womit ihr es habt anstreichen wollen; ihr seyd zu Paris meine Gefangene; zittert vor den Folgen!

Der Herzog ist ganz in meiner Gewalt; er kommt nach Paris zurück, oder kommt nicht zurück, wie es mir beliebt; das Geschlecht der Bourbons ist jezt fast ganz verbannt. Macht mich zum Minister, und ich überlasse den Letzten des Stammes seinem unglücklichen Schicksal. Weigert ihr euch, so laß ich ihn zurückkommen, von der ganzen Miliz Picardie's und Artois begleitet zurückkommen; ich übergebe meinen Mann dem Schutze der National-Versammlung, ich denuntiire die Königinn; ich denuntiire die Minister; Blut soll in Strömen fließen; ich erreiche meinen Zweck unter irgend einer andern, mir gefälligen Regierungsform, und das Alles wird mich nur ein Verbrechen mehr kosten."

Das Conseil erblaßt vor Entsetzen; das Conseil ist ohne physische Stärke. Mit einem schmerzhaften, auf Ludwig XVI gehefteten Blick, wird jeder Minister geseufzet haben: nun gut, so sey er Minister. Necker allein widerstand noch gestern Abend um neun Uhr; er wollte nichts mit dem großmächtigen Sch... gemein haben; aber

ach

ach! er sprach davon, sich nach *) Copet zu begeben. Gegen eilf Uhr Abends langte die Deputation der Municipalität von Boulogne an. Erst eine Stunde nach dem Abgange der Post, kann ich die Vorhandlungen dieser Nacht wissen, und vielleicht mangelts mir dann an Muße zu schreiben.

O Schutzgeist der Nation, wache einen Augenblick über uns, rette einen heiligen Hof aus den Fallstricken der Bösen. Und du, junger Held, du, der gleich dem Mutius Scävola, eine ganze Nation am Morgen des sechsten Octobers retetest, indem du dich allein den Rasenden entgegenstelltest, die das königliche Asyl entweihten! eile noch einmal dem sterbenden Staat zu Hülfe! die Gottheit wird dich mit ihrer Egide decken. Cacus fiel durch die Hand des Hercules; Mirabeau falle unter deinem Arm. Acht Jahre deines Lebens weihtest du der Befestigung der Freiheit eines fremden Landes; was darf nun dein Vaterland nicht von dir fordern? Gedenke, was dir auch begegnen mag, gedenke der Ehrfurcht, die noch jetzt Curtius Marmor in Capitol einflößet.

Ich schließe; denn heiße Thränen brennen meine Augenlieder, und überströmen mein Herz.

Den 19. October 1789.

Freund, er hat es nicht gewagt, einen Platz am Geheimenraths-Tische einzunehmen, sobald Necker nicht mehr daran saß. Also haben wir für den Augenblick eine Sorge weniger. Das hindert aber nicht, daß wir nicht noch immer auf Volcanen wandeln; wir wollen uns zum Voraus auf den Ausbruch gefaßt machen. Der Prinz hat einen Vorschmack von den Unannehmlichkeiten gehabt, die er ver-

*) Landgut des Neckers am Genfer-See. U.

dient; man hat ihn zu Boulogne wie einen Betrüger behandelt, und eine eigne Deputation zur Untersuchung der Aechtheit seiner Pässe hieher gesendet. Die Deputation ist wieder abgegangen, also wird er nun in Frieden zu London landen können.

Was kann er dort erwarten? Der Prinz von Conde hat laut erklärt, daß er ihn, wenn er je Frankreich verließe, überall aufsuchen, und Rache an ihm nehmen wolle. Der Prinz von Conde hält Wort, es ist ein alter Franke, ein großer Aristocrat, aber wackerer Rittersmann. Auch der Herzog von York soll sich über ihn sehr hart, wegen gewisser Ausdrücke, herausgelassen haben, welche sich der Flüchtling bei Gelegenheit der Händel des Herzogs mit dem Obristen Lenox erlaubt hatte. Und wird er, auf der andern Seite, in Frankreich durch einen neuen Zufall zurückgehalten, so vermag er nicht mehr dem Schicksal zu entgehn, daß ihm der Proceß gemacht wird. Er befindet sich also zwischen dem Degen des Conde, dem Pistol des Herzogs von York, und dem Schwerdte der Themis in der Enge; es bleibt ihm bloß die Wahl übrig. Das erinnert mich an den Herzog von Clarence, den Bruder Eduards IV. der vor 300 Jahren von den Pairs und Gemeinen verurtheilt wurde, und in einer ähnlichen Lage, sich zur Gnade ausbat, in einem Faß Malvasier ersäuft zu werden.

Sein vorgeblicher Auftrag ist einem Ridicül nahe; jedermann weiß, wie wenig er sich zur Besorgung irgend eines Geschäfftes schickt.....

Mirabeau sagte gestern überlaut, daß er den Feigherzigen seinem unglücklichen Schicksale Preiß gebe, daß er nur eine Bedienten-Seele habe u. s. w. Du kennst die Originalität seiner Spöttereien, die einzigen Waffen vielleicht, die er zu führen die Gabe besizt. Hier sind einige von diesen Sticheleien, welche von Schwachköpfen so sehr gefürchtet wor-

worden, und deren ganzes Verdienst gewöhnlich in einer sonderbaren Neologie besteht.

Man fragte ihn, als die Rede von seinen Hülfsvölkern war, ob er sich auf Glezen verlassen könnte. „Ach! antwortete er, Glezen ist ganz Orthographie. Ich brauche mich nur bei ihm wegen eines Worts Raths zu erholen, so kann ich ihn, wenn ich will, durch die Grammatik fangen.

Was halten sie von Chapelier? fragte ihn ein andrer. Chapelier, war seine Antwort, ist zu nichts gut, als bei der le J... zu soupiren. Die le J... ist die *) Aspasia, unsers neuen Tarare.

Als er seinen Bruder verführen wollte, bediente er sich folgender Worte: Du streitest für das königliche Ansehn, und ich auch; aber wir streiten nicht unter einerlei Fahnen, und es giebt Augenblicke, wo die Familien zusammentreten müssen.

Man glaube aber nicht, als ob die Reihe des Verspottens nicht auch zuweilen an ihn käme: am Donnerstage Abends den 5ten, als der Versammlungs-Saal ganz mit seinen **) tugendhaften Freundinnen angefüllt war, bat er den Präsidenten Mounier, die Sitzung aufzuheben. Warum das? fragte der tugendhafte Bürger. — Zwanzig tausend Mann sind im Anzuge, die uns alle umbringen werden; stellen Sie sich, als ob Ihnen nicht wohl wäre, und schliessen Sie. — Je desto besser! erwiederte Mounier, so erreichen sie früher ihren Republik-Plan! — Er merkte, daß Catilina Geschäffte auf dem Waffenplatze abzuthun hatte, und zwang ihn, im Senat zu bleiben.

*) Personen aus des Beaumarchais Oper, Tarare u.

**) Die Fisch- und Höker-Weiber.

Ich mache mir fast Vorwürfe dir das Ungeheuer so fürchterlich geschildert zu haben, dann nimmt man ihm, was nicht seyn ist, so wäre es leicht möglich, daß statt des Popanzes, der uns so schreckte, nur ein Scelet übrig bliebe. Ich weiß mit Zuverlässigkeit, daß er nicht von dem vierten Theil seiner Werke, der wirkliche Verfasser ist.

Les lettres du cachet: sie sind von dem Bailly von Mirabeau seinem Onkel, der sie sie ihm gegeben hat. Man trifft darinn Citate aus neunhundert Autoren an, die er gewißlich, zu Vincennes nicht bei der Hand hatte. Nichts ist Original, als die Details von der Küche des Rougemont.

Sur la caisse d'escompte: gehört ganz dem Herrn Panchaud.

Sur la banque de St. Charles: ist von Claviere, und von Brissot de Warville.

Denonciation de l'agiotage: ist ebenfalls von Claviere und von Gorsas.

Sur les eaux de Paris: ist von Claviere.

Die Lettres sur M. *Necker*: sind von Panchaud.

Die doutes sur la liberté de l'Escaut, sind von Marron, Gesandschaftspredigern beim Holländischen Gesandten.

Sur l'ordre de Cincinnatus, ist vom Doctor Price, der es auch als sein Eigenthum vindicirt hat.

Aux Bataves sur le Stadthouderat: ist von Marron.

Die Discours aux états de Provence: sind von Herrn Bourges.

La Monarchie Prussienne: der Grundstoff ist ganz von Professor Merian.

Die beiden Adressen, die so vielen Lerm gemacht haben, sind von Herrn Duroveray.

Der Courier de Provence, ist von Dumonte.

Auf diese Art bleibt ihm als unbestrittenes Eigenthum nichts übrig als: Erotica Biblica.

Le libertin de qualité, ou ma conversion.
Das Memoire seines Vaters gegen seine Mutter.
Das Memoire seiner Mutter gegen seinen Vater.
Histoire Secrete de la cour de Berlin.

Und der Entwurf des martialischen Gesetzes, der nicht durchgieng.

So auf seinen wahren Werth reducirt, wirst du mit Vergnügen finden, daß er individuell nicht so furchtbar ist, als man sich einbildet. Aber der Kalife hat dreißig Saiken in der Versammlung, an die er die Dolche und die Gifte vertheilt, und er allein ist die Grundursache jenes Mißbehagens, das jetzt alle Französische Herzen befällt, und jener allgemeinen Abweichung von unsern gewöhnlichen Gesinnungen und Empfindungen.

Das Ungefähr hat mir eine Menge Winke und Nachrichten in die Hände gespielt, die sehr schätzbar für die Schriftsteller seyn müssen, welche früh oder spät die burleske und tragische Geschichte unsrer Revolution skizziren wollen. Ich habe mir vorgenommen, alle diese Materialien im Stillen für die künftigen Tacitusse zu sammeln. Im Ganzen genommen, kann man sich nicht entbrechen, über die National-Versammlung der Meinung des alten Deputirten von Rennes zu seyn. Unsre National-Windbeutel wollten die ehrwürdige Einfalt des guten Landmanns von Villanie ausfragen: „Ei, ei, Herr Gerard, was „denken sie zu Allem diesen?“ — Ich denke meine Herrn, daß es hier viel Schurken giebt.

Ohne Zweifel wird bald jemand mit Lauterkeit und Nachdruck, und auf eine der Geschichte würdige Art, die Rechtfertigung der Gardes du Corps *) entworfen; und dann

*) Zehn bis vierzehn von diesen wackern Edelleuten, die sich nicht wehrten, wurden von dem Pöbel, und dem dem Troß der Pariser-Miliz ge-
worden

dann wird man endlich in dem Vorfall, der so wichtige Folgen hatte, weiter nichts, als etwas höchst unbedeutendes erblicken.

Ohne Zweifel wird man nun auch Licht über die Geschichte mit den Dolchen erhalten, die aus Italien nach Marseille, und von Marseille nach Paris kamen, wo die General-Pacht sie am ersten Oktober confiscirte; ohne Zweifel wird uns Herr la Perriere entdecken, ob es wahr ist, was das allgemeine Gerüchte sagt, daß in der außerordentlichen Versammlung der General-Pächter, um darüber zu rathschlagen, einige der Meinung waren, man müsse es bei den Gemeinen anzeigen, daß aber durch die Mehrheit beschlossen wurde, die Dolche zerbrechen und verscharren zu lassen, um gefährlichen Gerüchten vorzubeugen.

Ohne Zweifel wird man jetzt den Zweck der häufigen Londner Reisen eines gewissen Fau... erfahren, eines höchst übelberüchtigten Menschen, der den Mirabeaus und dû R.. nicht von der Seite kam; imgleichen was die Sage zu bedeuten hatte, die gieng, daß Pitt zwei Millionen Sterling verlangt habe, um sechs Monate lang incognito darüber disponiren zu können.

Ohne Zweifel werden die Echos der Casernen der Französischen Garde nun auch zu reden anfangen, und man wird uns sagen, wer die in Weiberkleider verkappte Mannspersonen gewesen sind, die Abends den 5ten October dahin kamen, und Mouniers Kopf verlangten; die Flintenschüsse auf

mordet. Ein einziger, als er seinen Tod beschlossen sah, erschoß einen seiner Angreifer. Ein Garde du Corps, der umringt war, setzte sich das Pistol vor den Kopf, um sich lieber selbst zu erschießen, als diesen Wüterichen in die Hände zu fallen, das Pistol versagte, und der rasende Janhagel zerfleischte ihn: die Grenadiere der Pariser-Miliz, nahmen endlich diese Unschuldigen (es ist Lüge, daß sie auf das Volk feuerten) in Schutz. Man lese darüber den politischen Theil des Mercure de France 1789. N. 42 S. 221 — 234 nach. So schreibt, so beklagt sie selbst eins der ersten Journale der Nation.

auf seine Wohnung thaten, und an der Thüre des Versamlungssaals aus vollem Halse, *) nach der Altmutter Mirabeau riefen.

Die Personen, die man zu verführen suchte, werden den Mund aufthun; die Correspondenz des Herrn Lieutaud und des Herrn Parlamentsraths Dandre wird über manches Licht verbreiten; und die Correspondenten des Mirabeau zu Marseille, die H. H. Martin und Tullis, werden der Wahrheit die Ehre geben. Die Provinzen werden sich in kurzem versammeln, und wenn sie die Vorhandlungen ihrer Abgeordneten prüfen, werden sie vielleicht die meisten von diesen ihren heiligen Kindern entheiligen. Vielleicht verlangt nun auch das Volk, nachdem ihm lange genug die Ohren von dem schönen hochstralenden Worte, executive Gewalt geklungen haben, daß man wieder einmal in seinem Herzen das süße, geliebte Wort, unser guter König erschallen lasse. Und erst dann wird die allgemeine Wiedergeburt der Nation statt finden, die weder aus Aristocraten noch Democraten; sondern aus Socraten bestehen wird; die Amitusse werden vor den neuen Weisen schwinden, und der Tag der Rache wird anbrechen ꝛc.

Domine Salvum fac regem!

*) Ausdruck der Poissarden.

IX.

Fragmente.

Das Carneval zu Venedig.

Aus dem 2ten Bande der neuen Beschreibung von Venedig.

Es giebt hier verschiedene Maskenzeiten; die eigentliche große Maskenzeit aber ist das berühmte Carneval, das mit Anfang des Octobers anfängt, und nur von Weihnachten bis zu den drei Königen unterbrochen, bis zu Anfang der großen Fasten fortdauert. Zugleich mit dem Carneval fangen die Schauspiele an, und dauern bis an das Ende desselben. Vom Oct. bis Weihnachten sieht man nur die Venetianische Maske, oder die sogenannte Maschera nobile, die immer erst des Nachmittags angelegt wird, von dem Dreikönigstag an, oder während dem eigentlichen Carneval aber sieht man außer jenen, auch Caracteristische Masken, die allerlei Nationen, Sitten und Gebräuche vorstellen, und immer gegen das Ende zu häufiger werden. So groß die Freiheit ist, die hier immer zu Venedig herrschet, so sehr sieht man doch von Seiten der Regierung darauf, daß keine Nation durch irgend eine Maske beleidigt werde. Während dem Americanischen Kriege führte eine in Englische Tracht gekleidete Maske, einen Holländer in National-Kleidung gefangen,

gen, und in Ketten gefesselt, auf dem St. Markus Platze herum, die Regierung aber ließ ihm, so bald sie davon Nachricht bekam, diesen Spaß verweisen.

Diese Zeit ist in Venedig die lebhafteste im ganzen Jahre, obgleich das sogenannte Redotto, oder Spielhaus geschlossen ist, und alle Hazardspiele scharf verboten sind. Alle Straßen und Plätze wimmeln von verlarvten Personen, und jeder strengt allen seinen Witz an, um seine Rolle mit Geschmack und Anstand zu spielen. Jedermann ist es erlaubt, die Maske zu necken, und je besser und witziger sie antwortet, desto größer ist der Beifall, den sie erhält. Auch die Kaffehäuser sind zu jeder Zeit, und vornehmlich des Abends gepfropft voll; dann die caracteristischen Masken gehen von einem in das andre, um ihren Witz spielen zu lassen. Hauptsächlich aber ist der St. Markus-Platz die Schaubühne, wo alle Thorheiten der Welt, jede ihre Rolle recht eigentlich spielen. Denn man sieht daselbst, Arlequine, Gaukler, Taschen- und Puppenspieler, Wahrsager, Marktschreier, Quaksalber, Bänkelsänger, bußpredigende Dominicaner auf beweglichen Canzeln, liederliche Weibspersonen und Bettler, in großer Menge.

Hierunter gehören auch die Improvisatori, die sich um diese Zeit hier einfinden. Man belegt mit diesem Namen eine gewisse Art von Dichtern, die über einen Gegenstand, den man ihnen vorlegt, Verse aus dem Stegereif machen, oder auch Räthsel in Versen auflösen. Hat man ihnen eine Materie aufgegeben, so besinnen sie sich etliche Minuten; dann giebt einer auf der Violine, oder auf einem andern Instrumente den Ton an, worauf sie im Recitativ Stil z 300 Verse declamiren, die ziemlich fließend, und zur Musie passend sind, wo sie gemeiniglich mit unter artige Complimente an die Gesellschaft einmischen. Die Italiener sind so sehr Liebhaber von der Poesie, daß sie ganze Stücke aus dem Ariost, Tasso und Petrarch auswendig wissen; und diese

sind

sind die Hauptquellen, woraus die Improvisatoren ihre Reime, Wendungen und Cadenzen nehmen. Bekanntlich fieng der große Mataſtaſio seine poetiſche Laufbahn damit an, daß er eine Zeitlang zu Rom den Improviſatore machte.

„Ein Hauptvergnügen zur Carnevals-Zeit sind die öffentliche Schauſpiele, für welche die Venetianer bis zum Uebermaß eingenommen sind. Man zählet hier sieben Schauſpielhäuſer, wovon drei für die ernſthafte und comiſche Oper, und vier für die Comödie beſtimmt sind. Die Schauſpielſäle zu Venedig sind für ihre Abſicht groß und bequem genug, ob man gleich hier die Pracht nicht antrifft, die man an andern Orten zu sehn gewohnt iſt. Für den Eintritt wird eine Kleinigkeit bezahlt, nemlich in der ernſthaften Oper 2 Lire, in der Opera buffa 30 Soldi, und in der Comödie 10 Soldi, wer ſitzen will, bezahlt das doppelte, ſo wie auch die Logen beſonders bezahlt werden. In den erſten Abenden, an welchen ein neues Stück aufgeführt wird, ſind dieſe ſehr theuer, beſonders wenn die Neugierde geſpannt iſt. In ſolchen Fällen wird eine Loge öfters mit 6 — 8 und mehr Zechinen bezahlt. Der Adel und die reichſten Bürger miethen ihre Logen auf das ganze Carneval; indeſſen bleiben für Fremde noch deren genug übrig. Obgleich die Logen größtentheils ſo dunkel ſind, daß man die Perſonen in denſelben in der geringſten Entfernung ſchwer erkennen kann, ſo iſt doch das Theater ſo gut erleuchtet, daß man von allen Seiten her alles vollkommen gut ſehen kann. Das Parterre wird gemeiniglich von den Gondoliers und dem Pöbel eingenommen, die ſich dabei ganz ihrer Frölichkeit überlaſſen. Die erſtern gelten ſogar für Kenner, auf deren Beifall man ſich etwas zu gute thut. Es iſt ein beſtändiges Getümmel von Leuten, die lachen, trinken, ſcherzen, und beſonders von Backwerck- und Obſtverkäufern, welche laut von Loge zu Loge ihre Waaren feilbieten. Die beſtändige Bewegung von einer Loge zur andern, und zwiſchen den

Lo-

Logen und dem Parterre fällt allerdings denen unangenehm, die blos um des Stücks willen da sind. Eine andre Unbequemlichkeit ist das unbändige Geklatsche, wenn eine Arie gefällt, das nicht eher aufhört, als bis sie wieder von vorne angefangen wird. So wird öfters ein Sänger, oder eine Sängerinn mit der größten Unbarmherzigkeit genöthigt, eine Arie zwei, drei und mehrmals zu wiederholen. Eben dieses geschieht, wenn ein Tänzer mit einem Sprunge über das ganze Theater setzt. Das Forcetanzen ist das einzige, das zu Venedig gelingt, und der Italiener scheint überhaupt mehr Geschmack an der Behendigkeit und den großen Sprüngen seiner Tänzer, als an anmuthigen Bewegungen zu finden. Da man hier für die Musik sehr feine Sinnen hat, so ist auch die Oper sowohl in Stimmen, als Symphonien gleich gut bestellt. Man hält die hiesige Opern-Music für so schön, als sie in irgend einer andern Stadt in Italien ist, und manchmal auch mit Recht. Der Text an sich selbst mag beschaffen seyn, wie er will, und wenn er auch den offenbarsten Unsinn enthielte, so achtet man doch nicht darauf, wenn nur die Music gut ist. In der ernsthaften Oper bedient man sich noch jetzt größtentheils der Werke des Metastasio! man hat aber bereits auch hier, und zwar mit vielem Widerspruch angefangen, die Scenen aus der jetzigen Welt zu nehmen, und die Griechen und Römer in Ruhe zu lassen. Das erste Stück von der Art hatte den Titel: der Deserteur; das Publicum aber war gegen diese neue und ungewohnte Veränderung eingenommen, daß es niemand hören wollte, obgleich der berühmte Bacchiarotti, und die allgemeine beliebte Bandi alle ihre Kunst und Geschicklichkeit anstrengten, dasselbe in Credit zu bringen. Es wurden öffentlich gegen den Verfasser Pasquille angeschlagen, die Aufführung verschiedenemale ausgesetzt, und der Entrepreneur würde großen Schaden gelitten haben, wenn nicht der Herzog von Curland nebst seiner Gemahlinn, die gerade in der

größten

größten Gährung darüber nach Venedig kamen, die Aufführung ausdrücklich verlangt, und das Stück mit ihrem Beifall beehrt hätten.

In der comischen Oper thut die Handlung allein oft größere Wirkung, als die Dichtkunst und Music. Indessen ist der Tanz auch hier die Hauptsache. Wenn eine Oper einigemale aufgeführt ist, so verliert sich alle Aufmerksamkeit, man plaudert, spielt, macht in den Logen Besuche, und divertirt sich auf alle Art, ohne sich um Gesang und Music viel zu bekümmern; sobald aber das Ballet anhebt, so hört auch auf einmal jede Unterhaltung auf, und alle Augen sind auf das Theater gerichtet. Dieses befremdet um so mehr, da die Ballets nicht abgewechselt, sondern immerfort so lange wiederholt werden, als die nemliche Oper gegeben wird.

Die Comödie hat für den Fremden bei weitem das Anziehende nicht, das sie für den Venetianer hat. Um richtig davon urtheilen zu können, ist eine vollkommene Kenntniß der Sprache sowohl, als der Sitten, ein unentbehrliches Erforderniß. Ich selbst tadelte im Anfange manches, das ich in der Folge zu loben Ursache fand; und so wird es jedem gehen, der anfangs von Vorurtheilen, oder einer gewissen Vorliebe für andre Nationen und Sitten eingenommen ist, nach und nach aber durch einigen Aufenthalt und Umgang sich an die Eigenheiten der Nation gewöhnt.

Frölichkeit machet den Hauptcaracter der Venetianer aus, und wenn sie in die Comödie gehn, so geschieht es in keiner andern Absicht, als um zu lachen. Diese Wirkung hervorzubringen, sind die Possenspiele freilich immer geschickter, als die Caracter-Comödien, und die Schauspieler strengen allen ihren Witz und Geschicklichkeit an, um die Scenen mit Feuer auszuführen; wobei freilich der Arlequin, Brighella, Patalon und Dottore die Hauptrollen spielen; und da ist nicht zu leugnen, daß sie sich in beständigen Anspielungen, Scherzen und Zweideutigkeiten, oft auch in frechen Satiren

ciren eine unerträgliche Freiheit erlauben, und ihrer Profession eine Art von Infamie zuziehen. Allein der Venetianer findet nun einmal Geschmack daran, er versteht alle Feinheiten der Sprache, und der Anspielungen auf die Sitten, die manchem andern, der sie nicht in dem Maße verstehet, ungereimt vorkommen, und dann ist es doch immer unbillig, über seinen Geschmack dictatorisch den Stab zu brechen, und hypochondrisch, ihm seine Freude zu mißgönnen.

Ganz ungegründet ist es, wenn einer unsrer neuesten Lieblings-Schriftsteller sagt: „Bei ernsthaften Stücken, deren kaum eines gegen zehn Farcen gegeben werde, sei das Haus leer, bei Possenspielen aber Logen und Parterre angefüllt, es herrschte die äußerste Stille, und alles sey Ohr.“ Denn für das erste, werden vom Oct. an, bis nach drei Königen selten andre, als ernsthafte Stücke gegeben, und die Farcen fallen nur in die eigentliche Zeit des Carnevals, wo sie mit andern Stücken zur bloßen Belustigung des Pöbels abgewechselt werden; woran freilich auch der Adel, so wie an allen übrigen Vergnügungen des Pöbels mit Antheil nimmt. Für das andre, kann das Schauspielhaus unmöglich jemals so sehr angefüllt gewesen seyn, als wenn Trauerspiele von Pindemonte aufgeführt wurden, und es ist beispiellos, wie hoch die Logen im Preise standen, als er sein letztes Trauerspiel, die Colonien von Candia, gab. Obschon das Theater zu St. Chrysostomo eines der größten ist, so konnte es doch die Menge von Leuten nicht fassen, die haufenweise herzudrangen; man erhöhete die Eintrittsgelder, und endlich mußte man doch die Leute, für die kein Raum mehr war, abweisen. Eben so beliebt sind noch jetzt die Stücke des großen Menschen- und Sittenkenners, des unerreichbaren Goldoni. Auch Gozzi arbeitet noch fast alle Jahre fürs Theater. Es ist also weit gefehlt, wenn man den Venetianer allein an Possenspielen sein Vergnügen finden lassen will. Mit unter kommen immer, um der beliebten Veränderung willen auch

welche

che vor, die der Pöbel aus allen Ständen beklatscht, und in Ermanglung derselben oft selbst mit der Pulcinello (einem elenden Marionettenspiele) vorlieb nimmt.

Erst vor etlichen Jahren errichteten einige der reichsten und angesehendsten Edelleute in Verbindung miteinander ein eignes Theater zu ihrem besondern Vergnügen, das in der Folge unter dem Namen Academia degli Ardenti bekannt wurde, die Direction darüber erheilt, der berühmte Schauspieldichter, Cav. Greppi, den man zu diesem Ende unter ansehnlichen Bedingungen aus Bologna hieher berief. Die Unternehmer machen selbst die Acteurs, so wie auch das Orchester mit lauter Dilettanten aus der Gesellschaft besetzt ist. Wer einmal ein solches Schauspiel gesehen hat, wird bekennen müssen, daß die Acteurs alle Schauspieler von Profession unendlich übertreffen. Ich sahe einen die Rolle des Themistokles machen, der schon einmal Staatsinquisitor war. Ein Michieli, aus einer der ersten Familien spielte die Rolle des Xerxes. Sowohl in der Action, als in der Declamation, verdient diese Gesellschaft alle Bewunderung. Die Decorationen sind prächtig, und die Kleidung ist kostbar. Da jedes reiche adeliche Haus beträchtliche Schätze von Juwelen besitzt, so läßt sichs leicht errachten, daß nirgends die Sultane in ihrer ganzen Orientalischen Pracht natürlicher vorgestellt werden können, als hier. Die Billets werden von den Theilhabern umsonst, und nur an gute Freunde und Bekannte ausgegeben; jedem aber, der kein Billet aufweisen kann, ist der Zutritt versagt. Aus diesem Grunde werden wenige Fremde Gelegenheit haben, in diese Academie eingeführt zu werden.

Eine andre Carnevals-Lustbarkeit ist der sogenannte Giovedi grasso, oder fette Donnerstag, welcher allemal der Donnerstag vor Fastnacht ist. An diesem Tage wird das Andenken der Gefangennehmung des Patriarchen Ulrich von Aquileja, und seiner zwölf Chorherrn gefeiert. Dieser Patriarch

triarch konnte die Freiheit für sich und seine Chorherren, unter keiner andern Bedingung erhalten, als daß er sich verbindlich machte, für sich selbst einen fetten Ochsen, und für seine Chorherrn zwölf Schweine detto, nebst zwölf großen Broden, als einen jährlichen Tribut nach Venedig zu schicken. Dem Ochsen wurde sodann an diesem Tage auf dem St. Markus-Platze, in Gegenwart des Doge, des Senats, und des ganzen Volks der Kopf abgeschlagen, die Schweine aber nach Standesgebühr vom St. Markus-Thurme, unter dem Zujauchzen des Volks, herabgestürzt. Heutzutage aber begnügt man sich bloß damit, einige Stiere auf den Platz zu bringen, welchen die Fleischer den Kopf mit einem Hiebe abschlagen. Die Feierlichkeit wird damit angefangen, daß ein Matrose, als Mercur gekleidet, an einem Seile vom St. Markus-Thurme auf die Gallerie des Pallastes herabfährt, und dem Doge einen Strauß überreicht, wofür er eine Zechine erhält. Er wird sodann an dem nemlichen Seile wieder hinauf gezogen. Mitten auf dem Platze stehen zwei Gerüste, auf welchen die Fechterspiele zwischen den Niccolotten, und Arselanotten gehalten werden. Nach diesem werden die sogenannten Forze d'Ercole, oder die Kräfte des Hercules von eben diesen beiden Parteien vorgestellt. Dieses sind Pyramiden von Menschen, die sechs bis sieben Mann hoch aufeinander steigen. Die Basis besteht aus 16 und mehrern Personen, und so geht es nach einer regelmäßigen Vertheilung der Last verhältnißmäßig oben zu, wo zuletzt ein auf dem Kopfe stehender Knabe die Spitze der Pyramide formirt. Dieser nachdem er allerlei Manövres und Beugungen gegen den Doge und die Zuschauer gemacht hat, springt zuerst auf unten liegende Betten herab. Nach ihm springt der zweite, und der dritte auf eben die Weise, bis die Pyramide aufhört. Man siehet öfters, daß ein einziger Mann, noch zwei Personen übereinander auf seinem Kopfe stehen hat. Diejenige

Partei, welche die höchste Pyramide machen kann, erhält den Beifall. Diese Gaucklerübung, die man außer Venedig fast nirgends sieht, war schon den alten Römern bekannt, und diese machten es genau auf eben dieselbe Weise. Endlich macht ein Feuerwerk den ganzen Beschluß dieser Feierlichkeit. Der oben erwähnte Matrose fährt noch einmal von St. Markus-Thurme herab, zündet es an, und nimmt sodann seine Richtung nach dem Canal. Schade, daß öfters die Sonne noch dazu scheint, und dem Feuerwerke seine ganze Wirkung benimmt.

Der letzte Tag im Carneval ist der unruhigste und lebhafteste. Eine ungeheure Anzahl von Menschen in allen Larven, erfüllen an diesem Tage den Platz und alle Straßen der Stadt. Wilde Lustbarkeit ertönt aus allen Gegenden. Jeder sucht sich auf seine Art für die nun angehende langweilige Fasten schadlos zu halten. Man tanzt, man lermt, man schwärmt, man spielt, man schmaußt; alles athmet die zügelloseste Freiheit. Die Schauspielhäuser, die heute zum letztenmal offen sind, geben jedes in illuminirten Sälen zwo Vorstellungen, die von Mittage bis Mitternacht dauern. Eine Partei trägt in größter Carricatur das Carneval zu Grabe. In allen Häusern werden Schmäuse gegeben, weil man zum letztenmal Fleisch essen darf, und damit wird bis Mitternacht weidlich fortgefahren. Zu Mitternacht wird auf dem St. Markus-Thurme, und dann auch auf jedem Thurme in der Stadt mit der Glocke das Zeichen gegeben, daß die Fasten anfängt. Dieses verursachet eine plötzliche Veränderung an den Tafeln, wo das Carneval zu Tode geschmauset wird; denn nun werden alle Fleischschüsseln auf das gewissenhafteste weggeschaft, dagegen aber die auserlesensten Fische aufgetragen, und dieses dauert bis an den lichten Tag, wo sich dann alles zusammen in den

Kir-

Kirchen einstellet, und Asche auf die schweren Häupter streuen lässet.

Eine andre Art von Carneval, ist die sogenannte Sensa, oder die Venetianische Messe. Sie fängt mit dem Himmelfahrtsfeste an, und dauret vierzehn Tage lang. In dieser Zeit aber sind keine Caracter-Masken üblich, und man sieht blos die Venetianische Maske. Der St. Markus-Platz ist alsdenn mit Buden bedeckt, die mit viel Erfindung und Geschmack angebracht sind. Sie stehen in einem halben Monde herum, und bilden eine Gallerie, wovon die Waarenmagazine die halbe Breite einnehmen. Der übrige Raum besteht aus einer artigen Colonnade, unter welcher besonders des Abends eine dichte Reihe von Menschen spazieren gehet. Der Anblick so vieler fremden Gesichter, das Gewühl von Menschen, die bunten schimmernden Kleidungen, die allgemeine Bewegungen in einem großen Kreise, das Geschrei der Kuchenbäcker und Orangenhändler, die ihre Waaren feil bieten, dazwischen die Music, die von herumziehenden Banden gemacht wird, das alles setzt die Sinnen in eine Art von Taumel, und bewirkt eine angenehme Vergessenheit, in welcher man sich leicht von der allgemeinen Frölichkeit mit hinreißen läßt. Die Buden sind mit allerlei Galanteriewaaren in schönster Ordnung und Symmetrie mehr zur Pracht und Schau, als zum Verkauf angefüllet. In den Eckbuden, welches die größten sind, wird Kaffe und alle Arten von Erfrischungen gegeben.

Mit dieser Messe ist die bekannte prachtvolle Ceremonie der Vermählung des Doge mit dem Adriatischen Meere verbunden. Die Herrschaft dieses Meeres ist der Republic seit undenklichen Zeiten eigen, und dieses Eigenthum kann ihr so wenig, als das Eigenthum ihrer Hauptstadt angefochten werden. Sie hat dasselbige, so zu sagen, mit dem

Tage ihrer Geburt empfangen. Die Lagunen sind ihre Wiege, die Fische ihre Speise, und die umherliegenden Inseln ihre Domainen gewesen. Sie vertrieb die Seeräuber aus dem Golfo, schlug sich um die Herrschaft 170 Jahre mit den Narrentanern herum, behauptete dieselbe gegen die Normänner, Pisaner und Genueser, und machte sich zuletzt ohne die mindeste fremde Beihülfe, durch eigne Tapferkeit und Beharrlichkeit, zum Meister desselben. Und auf dieses angemaßte aber erworbene Recht gründet sich diese Ceremonie.

In der That läßt sich kein herrlicher Anblick, als dieses Schauspiel denken. Die Herrlichkeit des Tages wird des Morgens frühe durch das Läuten der Glocken, und das Abfeuern der Canonen angekündigt. Die ganze Breite des Canals von St. Marco bedeckt sich nach und nach mit Gondeln, Protten und großen Barken, und von den Galeeren wehen die bunten Wimpel und Flaggen. Alles am Ufer und im Wasser ist in Bewegung. Gegen Mittag geht der Doge in festlichem Pompe, von den Gesandten der auswärtigen Mächte, dem päbstlichen Nuntius, der Signorie, und der ganzen Hofcapelle begleitet, an Bord des Bucentauro. Alle Magistrate, Aufseher und Meisterschafften des Arsenals, haben ihre angewiesene Plätze und bestimmte Verrichtungen auf diesem Schiffe. So wie die Anker gehoben werden, fangen die Glocken auf allen Thürmen an zu läuten. Der ganze Zug geht sodann mit majestätischer feierlich langsamer Bewegung von dem St Markus-Platze an, durch die vor Anker liegende Kriegs- und Kauffartheischiffe durch, die zwo Linien formiren, und die große Maschine, deren rothe Ruder die Fluten, mit tactmäßigem Auf- und Niederschlag durchschneiden, mit Canonenschüssen und Music begrüßen. Ein wimmelndes Geschwader von vielen tausend Gondeln und größern Fahrzeugen, worunter sich vor-

nem-

nemlich die glänzenden Jachten und vergoldeten Barken der fremden Gesandten auszeichnen, über deren Bord seidene mit gold- und silbernen Franzen besetzte Teppiche hängen, ungiebt von allen Seiten den Bucentauro, und macht in offner See den reizendsten Prospect. Bei der Insel St. Helena schließt sich der Patriarch mit seinem geistlichen Gefolge an den Zug, nachdem er zuvor von denen auf dieser Insel wohnenden Mönchen des Oelberges nach einem alten Gebrauch mit Castanien und Wasser bewirthet worden. Wie sich der Bucentauro dieser Insel nähert, so tritt der Patriarch mit seinen Chorherrn, und den übrigen Geistlichen der Hauptkirche in eine große, ganz vergoldete Barke, in welcher er der Signorie entgegenfährt. Sodann segnet er ein großes Gefäß mit Wasser, und läßt es ins Meer gießen, und diesem geweihten Wasser, wird der gemeinen Meinung nach die Kraft zugeschrieben, dem Ungewitter vorzubeugen. Das Schiff wird nun ein wenig vor dem Hafen St. Niccolo hinaus in die See gesteuert, und von den auf beiden Seiten liegenden Ufern und Castellen mit Canonen und Musketenfeuer begrüßt, mit unter werden auch Hymnen gesungen, und Music aufgeführt. Wenn es nun das offne Meer erreicht hat, so wird es gewendet, der Doge tritt auf eine kleine Gallerie durch eine hinter seinem Throne angebrachte Thüre und wirft unter dem Gebet der Cleresei einen Ring von geringem Werthe ins Meer, wobei er die bekannten Worte spricht. Ein allgemeines Jubelgeschrei erschallet, der Bucentauro gehet zurück, und landet auf der Insel Lido, wo der Doge nebst seiner Begleitung ans Land gehet, und in der Kirche St. Niccolo eine feierliche Messe höret. In dieser Zwischenzeit, da Ufer uad Kirche gedrängt voll Menschen sind, wird jedermann, der eine Venetianische Maske trägt, auf den Bucentauro gelassen, um seine Neugierde zu befriedigen. Nach geendigter Messe geht der Zug in eben der Ordnung und unter dem Canonenfeuer von den Castel-

len und Schiffen zurück; die Begleitung des Doge in den Pallast zum gewöhnlichen Banket, und die Menge der Zuschauer auf den St. Markus-Platz.

Das Prachtschiff ist 100 Fuß lang, 21. Fuß breit, mit vortreflicher Bildhauerarbeit gezieret, und von innen und außen durch den berühmten Johann Adami vergoldet, ohne daß durch die Vergoldung dem Auge von der Feinheit und Schönheit der Bildhauer-Arbeit das mindeste entzogen wird. Es ist durchaus mit einem Geländer umgeben, und hat zwei Verdecke. In dem untern sind 160. der schönsten und stärksten jungen Männer, je vier und vier auf ein Ruder, und außer diesen noch andre zum Ablösen, nebst ungefähr 40 Matrosen. Das obere Verdeck ist der Länge nach in zwei Säle von 65 Fuß getheilt, und enthält 90 Sitze für die Begleitung. Die Scheidewand in der Mitte wird von neun Bogen gebildet, deren jeder sieben Fuß weit, und auf das prächtigste verzieret ist. Im Hintertheil erblickt man ein durch zwo Stuffen erhabenes Cabinet von 5 $\frac{3}{4}$ Fuß, in dessen Mitte sich der Thron des Doge perspectivisch präsentirt. Dieses Cabinet ist 24 $\frac{1}{2}$ Fuß lang, und von außen mit 34 Fuß langen Balustraden, und einem sechs Fuß hohen äußern Gitter umgeben. Das Feld des Vordertheils hat 12 $\frac{1}{2}$ Fuß im Umfange, und auf den Seiten zwo Gallerien, vornen springen zwei Schnäbel hervor, wovon der längste 13 $\frac{1}{2}$ Fuß hat. Das ganze Schiff ist mit einem großen carmesinrothen sammetnen und goldgestickten Teppich bedeckt.

Die Ceremonie geht nur bei schöner Witterung vor, und lässet sich daher nicht absolut an das Himmelfahrtsfest binden, sondern wird bei stürmischem Wetter auf den folgenden Sonntag, und manchmal noch weiter hinaus verschoben, denn da das Paradeschiff eine schwere unförmli-

che

che Maschine mit einem flachen Boden ist, und nicht tief im Wasser gehet, so könnte es durch einen kleinen Sturm gar leichtlich umgeworfen werden. Sonderbar ist es, daß das Oberhaupt, oder der Admiral des Arsenals, der an diesem Tage die Direction des Bucentauro hat, dem Senate mit seinem Kopfe für Unbeständigkeit der Wellen gut stehen muß. Man muß also doch über die Wirkung des Weihwassers nicht ganz ruhig seyn. Ueberdies giebt man dem Bucentauro zu mehrerer Vorsicht allemal etliche Galeeren zur Begleitung mit, damit der Adel im Fall eines plötzlichen Sturmes eine Zuflucht finden möge. Damals als Venedig noch wirklich die Alleinherrschaft des Orientalischen Meeres hatte, Italien und Constantinopel Gesetze gab, den Alleinhandel nach der Levante trieb, und sich durch seine Seemacht in ganz Europa furchtbar machte, war diese Vermählung allerdings bedeutend; da sie jetzt nichts als eine bloße leere Ceremonie ist.

Am Himmelfahrts-Abende findet sich alles, was eine Gondel vermag, auf dem Canal der Zuenca ein. Einige hundert kleine Fahrzeuge gehen in einem Ovale in einer ausserordentlichen Geschwindigkeit unaufhörlich herum, und drängen sich oft so dichte aneinander, daß man kein Wasser dazwischen sehen kann. Man bemerkt dabei an den rudernden Gondoliers die schönsten Attitüden; vornemlich aber ist die Bewegung des auf dem Hintertheile der Gondel ganz frei stehenden Barcarols, die Geschwindigkeit und Sicherheit, mit welcher er ausweicht, und mitten durch das Gewühl steuert, bewundernswürdig. Die in adelichen Diensten stehende Barcarolen sind gemeiniglich mit Geschmack gekleidet, und durchgehends von großer schlanker Taille. Außer den Gondeln kommen noch eine Menge größerer bedeckter Schiffe zum Vorscheine, die Protten heissen, und zum Theil mit Music besetzt sind. Zu gleicher

Zeit erlustigen sich viele junge vornehme Venetianer mit kleinen Wettfahrten im Innern Raume des Ovals. Sie heissen Battellanten, und befinden sich je vier bis sechs in einem kleinen Fahrzeuge, das Battello heißt. Ihre Kleidung besteht in einem leichten weißen Wammes, weißen leinenen Hosen und einer schwarzen Schärpe. Jeder Battello aber führt in der Kleidung ein kleines Unterscheidungszeichen. Die Ufer sind mit einer unzähligen Menge Zuschauer besetzt, und wenn man einigemal herum gefahren ist, und seine Barcarolen ausruhen lassen will, so hält man unter einer von den Brücken, wo man den ganzen Zirkel vorbeifahren sieht. Diese Wasserfete nennt man einen Corso, der von der Regaten ganz verschieden ist, diesen aber allemal vorangeht.

Die Regate ist eine allerliebste National-Wasserfete, die außer Venedig nirgends gegeben werden kann, und gemeiniglich nur denen eine Zeitlang sich hier aufhaltenden, oder durchreisenden fürstlichen Personen zu Ehren angestellt wird. Sie ist dasjenige Schauspiel, das jeden Venetianer in seinem Theile besonders interessirt. Die um den Preiß Kämpfenden sowohl, als ihre Protectoren, und die Zuschauer, alle nehmen daran einen gewissen lebhaften Antheil, der das Fest eben so schön als frölich macht. Das Volk stolz auf dieses sein National-Schauspiel, bereitet sich einige Zeit zuvor mit ungemeiner Geschäfftigkeit darauf. Die Hauptpersonen dabei sind die Barcarolen, eine Art von Bedienten, die sich auf das alte mit einer fast eifersüchtigen Sorgfalt erhaltene Vorrecht, ihre Padroni ausschliessungsweise in der Gondel zu bedienen, nicht wenig einbilden. Außerdem gebraucht man sie auch zum Ansagen der Besuch; sie verrichten Aufträge von verschiedener Art, die man den andern Bedienten nicht anvertrauen mag, und sind vorzugsweise Theilhaber der Geheimnisse ihrer Herrschaft. Ihre Treue und

Ver-

Verschwiegenheit ist eben so ruchtbar und bekannt, als die sinnreiche Lebhaftigkeit ihrer Antworten, und ihr gefälliger treffender Witz, oder auch feiner Verstand, der bei ihrem delicaten Posten in steter Uebung gehalten wird. Ihren Herren, die sich oft zu Neckereien, durch Bonmots und Quodlibets mit ihnen herablassen, bleiben sie nie eine Antwort schuldig; und sehr oft geschiehet es, daß der Edelmann in diesem ungleichen Streite den kürzern ziehen muß. So gab einst einer derselben seinem Herrn, der ihm die Laterne höher zu stecken befahl, die launigte Antwort: Zellenza, la xe grande abbastanza per li corni ei nu altri; se nol xe per li suoi, la mettero più in sà. (Ew. Excellenz, sie steht hoch genug für die Hörner von unser einem, wenn sie aber nicht hoch genug für Ew. Excellenz ihre ist, so will ich sie höher hängen:) Malederto, antwortete der Edelmann; laisè la star; (verdammt, laß sie nur stehen.)

Unter diesen Barcarolen herrschen auch gewisse Grundsätze von Distinction, oder eine Art von Rangordnung, die sich auf angeerbte, oder selbst erworbene Vorzüge, auf eigne oder fremde glorreiche Thaten eines ihrer Anherren gründen, der sich durch Eroberung einer großen Fahne bei großen Regaten ausgezeichnet hatte. Diese Trophäen erben sich vom Vater auf den Sohn fort, und welche Familie die meisten Ehrenzeichen dieser Art aufweisen kann, die wird für die älteste, angesehendste und würdigste gehalten. Sie setzen einen so großen Werth auf dieselben, daß der Sohn eines solchen Helden, wenn er heirathen will, sich allemal nach der Tochter eines Gondoliers umsehen wird, der sich eben so rühmlich ausgezeichnet hat. Dieses zufällige Verdienst mit der Befriedigung des Eigennutzes vereinbaret, schließt bei weiten den größten Theil der Ehen unter diesen Leuten, und eine Mißheirath wird eben so bei ihnen,

wie bei unserm Adel, der sich die Verdienste seiner Ahnen gut schreibt, für schimpflich gehalten.

So oft nun eine Regate angekündigt wird, so hat auch ein jeder die Freiheit, sein Glück zu versuchen. Die Begierde, den bereits erworbenen Ruhm zu vermehren, oder sich ihn erst zu erwerben, oder den Schandfleck einer Familie auszulöschen, entzündet diese Wasserhelden auf eine unglaubliche Weise. Auf die erste Ankündigung einer öffentlichen feierlichen Regate, lassen sich diejenigen, die als Kämpfer auftreten wollen, sogleich ihre Namen aufschreiben, und bereiten sich denn die ganze Zeit über, die ihnen zur Frist gegeben ist, durch eine tägliche Uebung vor, die sie la prova nennen, und die nichts anders, als ein Corso ist. Rückt nun endlich der entscheidende Tag näher, so versammlen sich um den Kämpfer alle seine Anverwandten, erinnern ihn an die glänzenden Thaten seiner Vorältern, und sprechen ihm Muth ein. Die Weibsleute reichen ihm das Ruder dar, und beschwören ihn bei allen Heiligen, seine Familie nicht zu beschimpfen, sondern sich zu verhalten, wie es dem wackern Sohne, und Eidam braver Männer gezieme, u. s. w. Ungefähr, wie die Spartanischen Weiber ihren Söhnen den Schild mit der Erinnerung darreichten, entweder mit oder auf demselben zurückzukommen. Die Religion, die von dem Pöbel überall mit eingemischt wird, hat auch ihren Antheil bei allen diesen Vorkehrungen. Man läßt Messen lesen, thut Gelübde an einige Kirchen, die in vorzüglichem Credit stehen, und rüstet das zum Streit bestimmte Fahrzeug mit den Bildern der angesehendsten und beglaubtesten Heiligen aus. Dabei vergißt man aber auch nicht dem Aberglauben ein Opfer zu bringen, und gegen Zaubereien und Hexen, sympathetische und andre Künste, deren sich die Gegner bedienen möchten, die benöthigte Vorsicht zu gebrauchen. Man hört aber öfters Condoliere

doliere klagen, daß es nicht mit rechten Dingen zugegangen, und sie unmöglich hätten verlieren können, wenn ihre Nebenbuhler ihre Zuflucht nicht zu Zaubereien und geheimen Künsten genommen hätten. Auf diese Art erhält sich ihr Muth, und die gute Meinung, die sie von sich selbst haben, und die ihnen doch immer bei einer andern Gelegenheit dienen kann. Denn das lassen sie sich nicht träumen, daß ihnen die jedesmaligen Sieger an Tapferkeit und Geschicklichkeit überlegen wären.

Kommt nun endlich der von den Kämpfern mit Selbstvertrauen, und von dem Volke mit sehnlicher Begierde und ängstlicher Ungeduld erwartete Tag, so sieht man die ganze Stadt in Bewegung und Unruhe, um die Pracht eines Schauspiels anzusehn, oder vergrößern zu helfen, das jeden Einwohner bis zum Uebermaße entzückt, und woran jeder insbesondere so vielen Antheil nimmt. Den ganzen großen Canal, der schon wegen seiner Sonderlichkeit, und wegen der Schönheit der Gebäude und Palläste, die sich an seinen beiden Ufern hinziehen, ein wahres Fest für die Augen ist, sieht man wie mit einer Tapete von Zuschauern in Gondeln, auf Barken, und allen Sorten von Fahrzeugen bedeckt, die sich in Bereitschafft halten, das Auge zu ergötzen, und dem Wettlaufe zu folgen. Alle Palläste und Häuser sind mit reichem Geräthe geziert, das von den mit Leuten angefüllten Balkons und Fenstern herabhängt, und sogar die flachen Dächer sind mit neugierigen Zuschauern gleichsam besäet. Zu beiden Seiten des Canals erheben sich volle Gerüste, und hier und da kleine mit zahlreicher Instrumental-Music besetzte Amphitheater, deren harmonisches Geschwirre mit dem rauschenden Gelerm eines freudetrunkenen Volkes wetteifern scheint.

Gewöhnlicher Weise werden fünf Wettläufe nacheinander gehalten, deren jeder eine Stunde dauert, der erste geschieht mit einem ganz kleinen Fahrzeuge, Battelletto genannt, zu einem Ruder; der zweite mit einer eben so kleinen Gondel ohne Kasten, zu einem Ruder; der dritte auf dem ersten Fahrzeuge von zwei Rudern, der vierte auf der kleinen Gondel zu zwei Rudern; und der fünfte wird auf eben diesem Fahrzeuge zu zwei Rudern von Mädchen oder Weibern gemacht. Denn auch diese treten zuweilen mit auf den Kampfplatz, und kommen meistens von Mestre, und an die Lagunen grenzenden Oertern her, um ihr Glück zu versuchen. Die Weiber sind gedoppelt übel daran, wenn sie verlieren. Eine tüchtige Tracht Schläge von ihren Männern, ist ihre gewöhnliche Strafe.

Die Form dieser Fahrzeuge ist so klein, daß der Ruderer eine ungemeine Geschicklichkeit und Kenntniß des Gleichgewichts haben muß, um nicht umzuschlagen. Sie werden außerdem sonst niemals gebraucht. Auf das gegebene Zeichen gehen alle, die zum ersten Wettlaufe gehören, und eben so auch bei den folgenden, zugleich ab, fahren von Castello aus dem großen Canal unter dem beständigen Zujauchzen, Klatschen Corragio und bravo Schreien, oder auch unter dem Necken und Auszischen der Zuschauer, bis gegen Sancta Lucia, und Corpus Domini am Ende des Canals hinauf. Hier drehen sie sich um einen in das Wasser geschlagenen Pfahl, wobei ungemein viel auf ein gutes Geschick, und schnelle vortheilhafte Wendung ankömmt, um nicht umzuschlagen, oder einen mehr oder minder beträchtlichen Vortheil aus der Hand zu lassen. Sodann fahren sie wieder den großen Canal hinunter bis an die, im Kirchspiel St. Samuele, bei dem Pallaste Foscarini seitwärts des Canals aufgerichtete große Maschine hin, die sich über einem Nebencanal, als das Ziel des Wettlaufs,

präch-

prächtig aus dem Wasser erhebt, bald einen Tempel, bald einen Berg, bald eine Festung, bald dieses, bald jenes vorstellt, mit einem Orchester besetzt, und zur Austheilung der Preise bestimmt ist. Wenn die ersten Kämpfer auf dem Rückwege der Rialtobrücke nahe sind, so wird mit grobem Geschütze ein Zeichen gegeben, auf welches um und gegen die Maschine hin sich alles entfernen muß, damit der Wettlauf nirgends gehindert, und aufgehalten werde. Wie die Sieger am Ziele ankommen, so erhält jeder ein Fähnlein mit einer Nummer, die den Grad seines Preises bestimmt. Er fährt sodann unter der Maschine durch, steckt dieses Siegeszeichen auf sein Fahrzeug, und fährt damit bei dem vornehmen Theile der Inschauer herum, wo er noch ansehnliche Geschenke erhält. Ist der erste Wettlauf geendiget, so geht gleich darauf der zweite, und so alle fünf nacheinander, welche zusammen etwa fünf bis sechs Stunden dauern. Jeder Wettlauf hat gewöhnlich vier bis fünf verschiedene Preise, die bald höher bald niedriger sind. Meistens aber beträgt der höchste dreißig, der andre fünf und zwanzig, der dritte zwanzig, der vierte funfzehn, der fünfte zehn Ducaten.

Zur Bedeckung und Begleitung der Kämpfer während des Wettlaufs, und um dem Feste ein triumpfmäßigeres, prächtigeres und glänzenderes Ansehen zu geben, lassen diejenigen Edelleute, welche der fürstlichen Person, der zu Ehren das Fest angestellt ist, die Honneurs machen, oder auch andre Cavaliere, die sich auszeichnen wollen, eine Art langer Fahrzeuge, zu sechs, acht und mehrern Rudern ausrüsten, die Biscione oder Malgherotte genannt werden. Hier findet man Stoff und Gelegenheit genug, den guten Geschmack, und die sinnreichen Erfindungen der Venetianer in Wasserfesten zu bewundern. Vorstellungen aus der Mythologie, aus der Geschichte und dem Costum der

Na-

Nationen, und andre frappante Anspielungen, sind bis zur Natur getroffen. Hier sieht man den Neptun in seiner Muschel von Seepferden gezogen; dort eine Juno mit den Pfauen, eine Venus mit den Tauben, und andre Gottheiten mit ihren Attributen in den herrlichsten Gruppen; hier einen Kahn mit Chinesern, oder Japanern, dort eine Gesellschaft von Wilden, und dergleichen. Gold- Silber- Stoffe, Federn, Blumen, sind dabei so überflüssig verschwendet, daß man sich in einer Feenwelt zu seyn glaubt. Auf dem Vordertheile dieser Visionen befindet sich der Herr derselben mit einem Freunde auf einem Polster kniend. — Dieß ist die einzige und schickliche Stellung für ihn, wenn er nicht mit untergeschlagenen Beinen, wie die Indianer sitzen will — und mit einem Bogen bewaffnet, von welchem er vergoldete und versilberte Kügelchen schleudert, und während des Wettlaufes jedes andern Fahrzeugs von der Hauptstraße entfernt zu halten, und den Wettlauf selbst zu bedecken. Der Fremde, dem zu Ehren das Fest gegeben wird, bekommt eine eigene, und zwar die prächtigste Bisoione, die auf Kosten des Staats ausgerüstet wird, und die er gemeiniglich in Gesellschaft eines Venetianischen Nobile selbst besteigt, und den Wettlauf begleitet.

Die Maskenfreiheit, die bei solchen Gelegenheiten auch außer der Zeit verstattet wird, vermehrt die allgemeine Lustbarkeit, und jeder sinnet dabei auf eine Maske, die ins Auge fallen, und Beifall erhalten möge. Freude, ungestörte Heiterkeit, und Wonne stralt aus jedem Angesichte. Mit Munterkeit und allgemeiner Zufriedenheit fängt das Fest an, und so beschließt es sich. Auch der Unglücklichste vergißt sich und sein Schicksal so lange, und schöpft sich frischen Muth auf künftige Unfälle.

In der Gemälde-Sammlung des berlinischen Gymnasiums zum grauen Closter befindet sich eine sehr schöne und getreue Vorstellung dieses Wasserfestes, die der zu Venedig verstorbene deutsche Kaufmann, Sigismund Streit, nebst andern Gemälden dahin sandte.

Noch ist zu bemerken, daß ein bei einem Edelmann in Diensten stehender Barcarol, wenn er aus eigenem Antrieb bei seinem Herrn um die Erlaubniß, sich auf den Kampfplatz zu wagen ansucht, und verliert, nicht mehr in seinem Dienste bleiben kann; wenn er aber von seinem Herrn dazu aufgefordert wird, und unglücklich ist, so hat es keine weitere Folgen für ihn.

Man trifft oft bei diesen Leuten sehr edle Gesinnungen an. Bei der 1782 dem russischen Großfürsten zu Ehren angestellten Regate, hatte einer das Unglück, als er schon ganz nahe am Ziel war, ins Wasser zu fallen; und als er herausgezogen würde, waren die Preise schon weg, und er mußte sich diesmal mit dem Mitleiden der Zuschauer begnügen. Zwei Jahren darauf trat er bei Gelegenheit der Anwesenheit des Königs von Schweden aufs neue auf den Kampfplatz, und war so glücklich, daß er gegen das Ziel hin nur zwei vor sich hatte. Als sie eben gegen die Maschine hinfuhren, fiel sein Vormann bei der Wendung ins Wasser. Er kam indessen bei dem Ziele an, und man wollte ihm den zweiten Preis geben. „Nein, sagte er, der „ist für meinen Mitstreiter, der dort ins Wasser fiel, und „mein ist der Dritte. Es schmerzt, so nahe ans Ziel ge„kommen zu sein, und nichts zu gewinnen. Ich erfuhr „es selbst, und will keinen Vortheil durch den Schaden ei„nes andern. Ich trete ihm meinen eigenen Preiß ab, „wenn man ihm das versagen will, was ihm von Rechts„wegen gehört.“ Ein lauter Beifall krönte diese uneigennützige

nützige Handlung; und auch der Letzte, der eigentlich dabei zu kurz kam, und den letzten Preiß noch erhalten hätte, wenn der ins Wasser Gefallene den seinigen verloren hätte, ließ sichs gefallen, in der Hoffnung, daß es bald eine andere Gelegenheit geben würde, wo er das erste gewinnen wolle.

Ueberhaupt ist der Venetianer sehr für die Wasserfeste eingenommen, und es gelingt ihm gemeiniglich damit besser, als mit den Landfesten. Wenn dergleichen zuweilen auf dem festen Lande gegeben werden, so weiß man ihnen keinen Geschmack abzugewinnen; sobald es aber eine Wasserlustbarkeit betrifft, so ist Erfindung und Ausführung gleich bewundernswürdig und angemessen. Die nächtlichen Spazierfarthen auf dem großen Canal, wo sich immer mehrere tausend Gondeln durch einander kreuzen, geben nicht nur an und für sich einen reizenden Anblick, sondern begünstigen auch zugleich die Galanterie auf mancherlei Weise.

Außer den Regaten giebt es noch manche außerordentliche Maskeraden; zum Beispiele bey den Wahlen und Einzügen eines Doge, der Procuratoren von St. Marco, der Ritter der goldenen Stole, und des Großcanzlers; wie auch bei den Heirathen angesehener Edelleute. In diesen Fällen schickt die Regierung etliche Personen in Maske in der Stadt herum, welche das Signal dazu geben.

Für die Mönche und Nonnen ist die Maskenfreiheit eine volle Schadloshaltung, für den Zwang, den ihnen sonst ihr Stand auflegt. Sie maskiren sich so oft sie wollen, und überlassen sich in dieser Kleidung allem sinnlichen Vergnügen. Aus den Mönchen macht man sich hier nicht viel; und da sie durch ihre zügellose Aufführung und Intriquen längstens alle Achtung verloren haben, so ist es

gar

gar wider allen Wohlstand sie in Gesellschafft zu bringen, oder Theil daran nehmen zu lassen. Selbst ihre nächsten Anverwandte schämen sich ihrer, und verwehren ihnen den Zutritt zu ihren Clubs. Die Nonnen sind zum Theil liebenswürdige Libertinerinnen, und man kann nicht sagen, daß sie das Gelübde der Keuschheit sehr genau beobachten. Auf diese Weise suchen sie sich für die Grausamkeit ihrer Anverwandten, und für den Zwang zu entschädigen, den ihnen das Kloster auflegt. Ihre Liebhaber und andre gute Freunde, haben meistens zu viel Ansehen, als daß man ihnen eine solche Kleinigkeit abschlagen dürfte. Selbst die bejahrten Nönnchen, deren Blüte bereits abgefallen ist, kommen den jüngern mit Unterricht, Anleitung und ihrer eignen Erfahrung auf das dienstfertigste zu Hülfe.

Alles schmeckt zu Venedig nach der großen Freiheit, die daselbst herrschet. Man ist hier in keinem Stücke gebunden, wenn man sich nur nicht in die Sachen der Regierung mischet, und manche Handlung, welche auch eine minder strenge Moral nicht entschuldigen würde, wird hier für etwas menschliches und verzeihliches gehalten. Cosa da nomo, sagt der Venetianer, und diese so beneidenswürdig scheinende Freiheit ist immer ein mächtiger Reiz, auch für die Fremden. Man kann zu Venedig reden und thun, was man will, ohne zu befürchten, daß jemand ein Aergerniß daran nehme. Diese Gefälligkeit und Gutherzigkeit, die einen Hauptzug in dem Caracter der Venetianer ausmacht, wird einem Fremden bei seinem ersten Ausgange auffallen. Wenn er auf der Straße nach einem Hause fragt, so wird ihm nicht nur der Weg auf das genaueste beschrieben, sondern man macht

ihm auch durch Wiederholung seiner Frage den Accent und die rechte Aussprache bekannt.

Nichts schildert die Denkungsart der Venetianer besser, als das bekannte Sprüchwort: La mattina una messetta, l'apodisnar una bassetta, e la sera una donnetta; (Morgens ein Meßchen, Mittags ein Bassetchen, und Abends ein Mädchen.) Das Volk theilt seine Zeit zwischen Arbeit und Vergnügen, und der Adel, der äußerlich weit ernsthafter scheint, als er ist, wozu seine sonderbare Kleidung vieles beitragen mag, sucht nichts eifriger, als im Zirkel guter Freunde das kalte Wesen abzulegen, das ihm sein Stand auflegt.

Panem & Circenses, ist die Losung der Venetianer, und wenn ihnen keines von beiden fehlt, so sind sie das beste Volk des Erdbodens. Für das erstere hat die Natur reichlich gesorgt. Die Fruchtbarkeit des Erdreichs ist so groß, daß ein Morgen Feldes, mit Türkischem Korne angebaut, eine ganze Familie ernähren kann. Ueberdas bringet das Land die schmackhaftesten und herrlichsten Früchte, besonders viele Arten von Pfirsichen, Melonen und Angurien in Menge hervor. Alles, was zur Bequemlichkeit und Ueppigkeit dienen kann, das findet man hier in Ueberfluß. Es ist eine Augenweide, alle Morgen die Menge von Barken zu sehen, die mit Lebensmitteln beladen von allen Enden herkommen, und sich in alle Quartiere der Stadt vertheilen. Dieser Ueberfluß, und die scharfe zehrende Seeluft ist der Grund von der großen und ungewöhnlichen Eßlust der Venetianer. Sie essen fast den ganzen Tag, und

fin-

finden bei jeden Schritte Gelegenheit, ihren Appetit zu befriedigen. Da sind überall Brat- und Garküchen, wo man Fische, und Fleischwerk, und vornemlich das Schweinefleisch sehr schmackhaft zubereitet findet. Neben den Garküchen sind Buden mit Backwerk, und besonders den beliebten Fugazzi, die der Venetianer auf der Straße aus der Hand isset. Mit unter wird man von den Küchlenbeckern, Frittolari, angerufen, die auf offener Straße ihre Frittole von Waizenteig mit vielen Corinthen in Nußöl backen, und sehr häufig vom Kessel weg verkaufen. Sie stecken sie dutzendweise auf weiße Stäbe; man kauft einen solchen Stab voll, und isset sie unter dem Gehen nach Bequemlichkeit. Auch die unzählbaren Buden der Obsthändler sind sehr geschickt, den Appetit zu reizen. So schlecht auch manchmal das Obst an sich selbst ist, so sehr gewinnt es durch die künstliche Art, mit welcher es aufgestellt wird. Dieses geschieht in Form eines Amphitheaters vom Boden bis an die Decke, wobei immer die schönste Seite auswärts gekehrt ist. Unter jeder Brücke, auf jedem Kirchplatze, in jeder Ecke stehen Castanienbrater, die ihre Waare warm verkaufen. Ueberall stößt man auf eine unendliche Menge von Eßwaaren, wie sie die Jahreszeit bringt. An allen Ecken sind große Gewölbe mit Confitüren und Zuckersachen, in krauses Goldpapier eingewickelt, und in Gläsern zur Schau ausgestellt. Ganze Läden sind mit abgeschlachtetem Flügelwerk von allen Arten angefüllt, das sogleich an den Spieß gesteckt werden kann. Citronen, Pomeranzen, und Sinaäpfel, die hier naranze di Portugal heißen, und sehr köstlich und wohlfeil sind, werden überall in großen Körben herum getragen. Es sieht beinahe einer Scene aus dem Schlaraffenlande ähnlich, wenn man

aller Orten so überflüssig für die augenblickliche Bedürfnisse des Magens und der Leckerei gesorgt sieht. Sogar in den Schauspielen wird die Eßlust befriedigt; da ist kein einziges Theater, wo nicht der Geruch von Frittole, Bratäpfeln, und andre Dingen die Nasen belästigte. Auch Kaffee und Confecte werden in den Logen herumgeboten, und jeder Cavalier servente muß irgend etwas von Naschwerk für seine Dame bei sich führen, um es ihr gelegentlich in den Mund zu stecken.

Register

der vier Stücke der Olla Potrida, vom Jahr 1789.

NB. Die Römische Ziffer bedeutet das Stück, und die Deutsche die Seite.

Abhandlungen und vermischte Aufsätze.

Seite

Er kam aus Holland! Lustspiel in einem Aufzuge, von Vulpius I. — — — 28.
Der Weltbürger I. — — — 59.
Der junge Unbekannte: wahre Geschichte I. 66.
Beitrag zu einer künftigen Beschreibung des Gartens bei Tiefurt, ohnweit Weimar. I. — 72.
Briefe eines Reisenden (des Herrn Dupaty) an seine Kinder, auf seiner Italiensischen Reise 1788. I. 73.
Denkschrift zur Canonisation Abrahams Gameir, berühmten Antiphilosophens unsrer Tage. I. 77.
Trauriges Abentheuer eines Reisenden ohnweit Wien. I. 33.
Schreiben eines Reisenden über die Art in England zu reisen. II. — — — 39.
Gedanken und Beobachtungen über verschiedene Gegenstände. II. — — — 53.
Der Französische Höfling und der Deutsche Arzt. II. 55.
Der Schäfertanz in Heidenheim. II. — 58.
Ueber Rang und Würden in der menschlichen Gesellschafft. II. — — — 61.

Seite

Ein Beitrag zu den Prüfungen der Wunder. III. 21.
Verschwörung des Regiments Rambüres gegen die Stadt Andres in der Picardie. III. — 26.
Skizze eines künftigen Werks über Wunder. III. 35.
Probe und Versuch zur Verbesserung eines Volksliedes der Kinder in dem Göttingschen District. III. 40.
Fortsetzung der Schilderungen von Paris. III. 46.
Skizzen einer Geschichte der Deutschen Dichtkunst. III. 62.
Intéressés dans les affaires du Roi; von Mercier. III. 91.
Beschluß der Schilderung von Paris. IV. — 26.
Die weißen Pferde. IV. — — — 37.
Urbain Grandier, und der Cardinal Richelieu: schreckliches Beispiel von Intoleranz, Mönchshaß und Verfolgung. IV. — — — 42.
Ueber das Eingestehen von den Verdiensten andrer. (Aus dem Englischen des Shenstone). IV. 60.
Schiffbruch und Gefangenschafft des Fräuleins von Burde, 1719. IV. — — — 63.

Auszüge.

Etwas über Rußland. I. — — — 11.
Herrn Bartels Reise auf den Aetna. II. — 6.
Ueber Genua und seine Merkwürdigkeiten. III. 8.
Die Rolandsbresche und ihre Eismassen. (Aus Ramonds Reisen durch die Pyrenäen). IV. 6.

Anekdoten.

I. — — — — 109.
II. — — — 83. und 127.
III. — — — — 97.
IV. — — — — 101

Biographie.

Graf Büffon: oder, Züge aus dem Caracter und Privatleben dieses großen Mannes. I. — 101.

Seite

Diderots Andenken geweiht. II. — — 69.
Kurze biographische Nachricht von F. A. Weber in Heilbronn, einem Dilettanten im musicalischen Fache. III. — — — — 100.
Anna von Bolein, Mutter der Königinn Elisabeth von England. IV. — — — 90.

Fragmente.

Besondre Gebräuche in Nantucker. I. — 135.
Ueber die Mauren und Beduinen-Araber. II. 114.
Palais Royal. III. — — — 138.
Das Carneval zu Venedig. (Aus dem 2ten Bande der neuen Beschreibung von Venedig). IV. 138.

Gedichte.

Empfindungen bei dem Naturanblick auf dem Gereuter Berg bei Ehrichshof in Franken. I. 3.
Certificat für die liebenswürdige Schwester Josepha Duscheck. I. — — — — 5.
Die Jahrszeiten des Lebens. I. — — 6.
Der Kampf der Liebe und der Tugend. I. — 8.
Trinklied. I. — — — — 10.
Das Einmaleins der Liebenden. (Eine freie Uebersetzung des 5ten Catullischen Gedichtes). II. 3.
Die Kußerndte. (Eine freie Uebersetzung des 48sten Catullischen Gedichtes). II. — — 4.
Warnung vor Müßiggang. (Eine freie Uebersetzung des 51sten Catullischen Gedichtes). II. — 5.
An Herrn * * * III. — — — 3.
Grabschrift auf einen Nachdrucker. III. — 7.
An einen Nachdrucker. III. — — 7.
An die Liebe. IV. — — — 3.
Bittschrift einer jungen Katze. IV. — — 5.

Miscellanien.

Falsche Züge. I. — — — — 125.
Die vier Brüder. I. — — — 126.

Seite

Ueber die Meinung von den Gespenstern. I. 127.
An die Demoiselle F. H. 1788. I. — — 132.
Die Thräne. I. — — — — 133.
An Wilhelminen. I. — — — 134.
Schilderungen von Paris. II. — — 97.
Ueber die Zurückhaltung. II. — — 102.
Englische Sprüchwörter. II. — — 108.
Die goldne Zeit. II. — — — 110.
Ankündigung eines Taubstummen-Instituts in Berlin. II. — — — — 112.
Einige Bemerkungen eines Reisenden in Rußland. III. 123.
Ueber den Putz. III. — — — 127.
Oral' über Taubstumme. III. — — 132.
Das Kind an seine Mutter. III. — — 135.
Mutterliebe. IV. — — — — 104.
Fabeln. IV. — — — — 105.
Maurer-Gebete. IV. — — — 107.
Fortsetzung der Briefe eines Reisenden von Petersburg. IV. — — — — 109.
Ueber die Karten. (Aus dem Englischen des Shenstone). IV. — — — — 112.
Domine Salvum fac regem. (Eine merkwürdige Schrift über die Revolution in Frankreich, die vorzüglich große Aufschlüsse über den Marsch der Pariser Truppen nach Versailles, und den 6ten Oct. 1789, enthält). IV. — — 115.

Naturgeschichte.

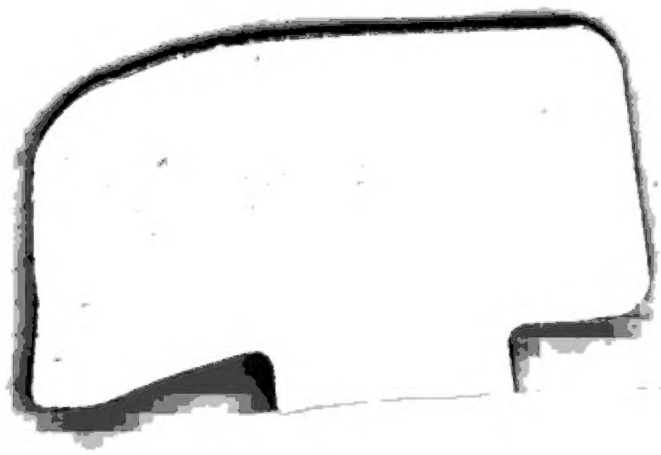
Ueber Nachtigallen. II. — — — 68.
Das Eichhörnchen. III. — — — 93.
Beschreibung einiger ausländischen merkwürdigen Bäume. III. — — — — 154.

Roman.

Wer fühlt sich getroffen? (Eine Erzählung aus dem Französischen. I. — — — 119.
Bemgad. II. — — — — 88.
Ein Abentheuer. (Aus dem Englischen des Shenstone). III. — — — — 118.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google